Germ. sp.
382
a

Germ. sp. 382 a

<36618517170012

<36618517170012

Bayer. Staatsbibliothek

Sachsens Erhebung

und das

Zuchthaus zu Waldheim.

Von

August Röckel.

Zweite Auflage.

Frankfurt am Main.
Druck und Verlag von C. Adelmann.
1865.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Das Jahr 1848 in Sachsen.

Die Geschichte Deutschland's im Jahre 1848 läßt sich in wenige Worte zusammenfassen: kein Fürst, der es aufrichtig gemeint hätte mit seinen Versprechungen, kein Volk, das, wie oft auch schon getäuscht, doch nicht abermals blind vertraut hätte — und betrogen worden wäre!

Als endlich eingetreten war, was alle Einsichtigen hatten kommen sehen, was Mazzini, Lamenais, Proudhon und Andere seit Jahren vorhergesagt: als Ludwig Philipp's Thron, von ihm selbst unterwühlt, zusammenbrach und alle Völker Europa's der wiedererstandenen französischen Republik zujubelten, selbst da noch ließen es sich die deutschen Regierungen nicht träumen, daß die Bewegung den Rhein wohl überschreiten und bis an sie heranstürmen könnte. Hatten sie doch seit 1815 der Langmuth ihrer Völker das Erdenklichste geboten, ohne Widerstand zu finden, wie sollten sie, im Vollbesitz der Macht, umringt von Bajonnetten, Gensdarmen und Polizeischergen, etwas zu fürchten haben? Die Erinnerung an das Jahr 1830 in Deutschland, mit seinen schwachen vereinzelten Regungen, konnte, wenn ihrer auch da und dort gedacht wurde, doch nur dazu dienen, das Sicherheitsgefühl noch zu erhöhen, denn wie ohnmächtig hatten sich jene Versuche nicht erwiesen, wie leicht waren sie nicht unterdrückt worden!

Doch die Bewegung drang dießmal in voller Kraft über den Rhein und schritt unaufhaltsam fort nach Osten, erst an Rußlands Grenzen ermattend; und überall begegnete sie derselben Erbärmlichkeit: zuerst stellte sich ihr der hochmüthigste, selbst die Anwendung von Kanonen und Kartätschen gegen das eigene Volk nicht scheuende Trotz, das entschiedenste: „Nie und nimmer!“ entgegen, das sofort, wie die eigene Ohnmacht blosgelegt war, in die feigste Angst und die zuvorkommenste Bereitwilligkeit, Alles und Jedes zu versprechen und zu beschwören, umschlug.

So beugte sich ein stolzes Haupt nach dem andern, die Kleineren vor der bloßen Drohung schon, die zwei größten erst über Schaaren von Leichen. Und überall, in jedem unsrer Staaten wiederholte sich dasselbe Spiel: nicht ein Fürst ließ das Schicksal seines Nachbars sich zur Warnung dienen, Jedem mußten die Zugeständnisse abgezwungen werden, Keiner kam den berechtigten Forderungen des Volkes entgegen; ja selbst noch im Gewähren wurde gefeilscht und gemarktet, so lang es gehen wollte, bis endlich der ganze Preis ihren Händen entrungen war, — zu dessen Wiedererlangung sie schon von nächster Stunde an jede List in Bewegung setzen.

Kein deutscher Fürst aber auch, der seinem bedrängten Bruder in jenen Tagen beigestanden wäre. Sofort auf die erste Kunde von den Ereignissen in Paris, ward Baden von der Bewegung ergriffen — der Großherzog blieb verlassen, obwohl man sich in Berlin wie in Wien noch in

vollster Sicherheit wiegte und entfernt nicht daran dachte, daß man selbst, auch einen Kampf zu bestehen haben könnte. Von Baden schritt das Schicksal weiter nach Württemberg, Nassau, den beiden Hessen, Bayern, Hannover, Sachsen, überall an die Fürstenschlösser pochend, gleich dem mahnenden Gewissen; und überall blieben die Insassen sich selbst überlassen, Keiner eilte dem Andern zu Hülfe, Jeder mußte allein seine Rechnung schließen mit dem Volke. Ja, in unbegreiflicher Verblendung freute man sich sogar, auf die eigene Sicherheit pochend, der Verlegenheiten seiner lieben Vettern, und verhöhnte sie noch ob ihrer Schwäche und Rathlosigkeit. Seit Jahren hatte in den höheren Kreisen Berlins Nichts größeres Vergnügen erweckt, als die Kunde von dem Unterliegen der österreichischen Regierung in dem Straßenkampfe zu Wien. Als ob sie selbst einen Sieg errungen hätten, frohlockten die tapfern Gardeofficiere unter den Linden und ersehnten sich nur eine Gelegenheit, der Welt darthun zu können, wie das „herrliche Kriegsheer" doch so ganz anders mit dem Volke, das zu mucksen wage, fertig zu werden verstehe!

Die schwerste Sünde der deutschen Fürsten sollte sich an ihnen selbst rächen, in ihrer eigenen Noth. Wie sie zum Schutze ihrer partikularistischen Sonderinteressen, das Gefühl der Zusammenhörigkeit und Einheit in den Völkern auszurotten gesucht, so hatten sie auch unter einander es verloren, und standen nun verlassen und vereinsamt, bis endlich die Einheitsbestrebungen der Nation auch ihnen erst den Weg zeigten, das Verlorene wieder zu erringen.

Hatten die Fürsten nichts gelernt, so hatte dagegen das Volk Alles vergessen. Vergessen hatte es, daß kein Vertrag zu schließen ist mit Denen, die keinen Vertrag für bindend erachten, der nicht vor Allem ihren Vortheil sichert; die stets in „höheren Rücksichten" den handlichen Vorwand zu finden wußten, Wort und Eid zu brechen; die stets die ihnen anvertraute Gewalt mißbraucht hatten, um alle ihnen gesetzten Schranken einzureißen. Indem das Volk mit kindlichem Vertrauen auf's Neue den Schwüren Glauben schenkte, die nur der Angst abgerungen waren, hatte es sein eigenes Schicksal besiegelt. Am zweiten Tag des Sieges schon war die Revolution des Jahres 1848 verloren, denn sie blieb vor den Thronen stehen, statt über sie hinwegzugehen, wie sie es ihrem innersten Wesen und ihrer eigenen Sicherheit wegen thun mußte.

Ein gerechtes, wohlverdientes Urtheil war damals ergangen über Deutschlands Fürsten — das deutsche Volk aber hatte es nicht vollstreckt, und darum ward es selbst von dem Urtheil getroffen.

Als die Bewegung der Märztage Sachsen erreichte, stieß sie auf denselben zähen Widerstand, wie anderwärts. König Friedrich, persönlich ein wohlwollender Mann und mit Recht allgemein beliebt, war jedoch, was seine Fürstenstellung anlangte, vollständig von dem beschränktesten Geist des Gottesgnadenthums durchdrungen. Wohl hatte er bis dahin die Verfassung von 1832 treu aufrecht erhalten, allein sie selbst diente mehr zum Schmuck und zur Beschönigung der absoluten Macht, als zu einer Schranke derselben, und des Königs prunklose Neigungen führten nie zu Reibungen an der einen Stelle, wo die Landesvertretung in ihrem Recht der Geldbewilligung ihm gleichberechtigt gegenüberstand. Dagegen aber war ihm auch nirgends in politischen Fragen ein Zugeständniß, ein Fortschritt abzuringen gewesen, und nachdem zu Anfang 1843 der humane, aufgeklärte Minister von Lindenau der am Hofe immer mächtiger werdenden reaktionären Richtung weichen mußte, wurde der Widerstand gegen jede Forderung der Zeit immer schroffer, das willkürliche Gebahren der Regierung und des Beamtenthums immer rücksichtsloser. Selbst die strengste Handhabung der Censur konnte den an sie gestellten Forderungen nicht genügen, und eine Menge freisinniger Zeitschriften wurden ohne weiteres unterdrückt, wogegen das Ministerium durch eine Reihe in *seinem* Sinne gehaltener Blätter dem Volke Ersatz für jene zu bieten unternahm. Wie auf politischem Gebiete, so machte sich auch auf religiösem das Bestreben geltend, jede freiere Regung zurückzudämmen, während zugleich die Uebergriffe der Orthodoxie begünstigt wurden. Nichtsdestoweniger erhoben sich nur wenige und vereinzelte Klagen: man kannte es eben nicht besser, und nur die Gebildeten empfanden bitter dies „väterliche" Regiment, dessen ganzes Trachten dahin ging, das Volk in ewiger Kindheit zu erhalten.

Da geschah am 12. August 1845 zu Leipzig plötzlich ein Schlag, der durch das ganze Land drang und mit Einemmale die altgewohnten Gefühle des Volks für das Königshaus umwandelte.

Der Deutsch-Katholicismus hatte auch in Sachsen zahlreiche Anhänger, aber auch um so schärfere Anfeindungen von Seiten der Regierung gefunden, und der eifrig katholische Herzog *Johann*, Bruder und muthmaßlicher Thronfolger des Königs, wurde als der Urheber der bedrückenden Maßregeln bezeichnet. Als General-Commandant sämmtlicher Communal-Garden des Königreichs, war er am genannten Tag zu einer Revue der Communal-Garde nach Leipzig gekommen, bei der ihn aber, statt der üblichen Hoch's, nur ernstes Schweigen empfing, worauf er die Revue sofort abbrach und sich zurückzog. Während der Mittagstafel des Herzogs, die im hintern Salon eines an der Promenade liegenden Hôtels stattfand, war vor dem Letzteren eine Kompagnie Militär mit *geladenen* Gewehren aufgestellt, die, als

einige Jungen vor dem Gasthause Rufe wie „es lebe Ronge!“ u. a. erschallen ließen, sofort und ohne Warnung unter die Menge der Spaziergänger feuerte und ein furchtbares Blutbad anrichtete. Greise und Jünglinge, Frauen und Mädchen der verschiedensten Stände bedeckten den Boden. Nie wurde officiell aufgeklärt, von Wem der Mordbefehl ausgegangen war, das ganze Land aber wies auf Herzog Johann, und auch in mehreren loyalen Schriften wurde ihm der Ruhm zugeschrieben, durch seine Energie den „Aufstand“ im Keime erstickt zu haben. Ein Schrei des Entsetzens durchflog die Stadt, der sich aber rasch in den Ruf „zu den Waffen!“ verwandelte, und nur das mächtige Zauberwort Robert Blum's konnte die, auf die erste Kunde von dem begangenen Gräuel wuthentbrannt herbeiströmenden Massen abhalten, sich auf das Militär zu stürzen. Herzog Johann verließ eiligst die Stadt, während der große Volksmann die Ruhe aufrecht erhielt — was ihm damals schon den unversöhnlichen Haß der regierenden Kreise zuzog, denn „unverschämt“ nannte es der erste Minister, v. Falkenstein, daß dieser ehemalige Klempnergeselle den Kampf zu verhindern wagte, daß er ihn verhindern konnte, daß gerade er und er allein, der Deutsch-Katholik und erklärte Demokrat, ihn verhindert hatte.

Während Robert Blum durch seine ergreifende Rede an den Gräbern der zahlreichen Opfer dieser Stunde das Volk zu beschwichtigen, aber auch zu stählen suchte für die kommenden Tage, war der König übelberathen genug, sich selbst für den durch die Bürger Leipzig's schwer Gekränkten zu halten und die Deputation, welche diese Stadt sogleich an ihn entsandte, um Bericht über das Vorgefallene zu erstatten und strenge Untersuchung zu verlangen, gar nicht vorzulassen. Zugleich blieb es ungewiß, ob die unmittelbar nach jenen Vorgängen erfolgte Niederlegung des General-Commando's der Communal-Garden seitens des Herzogs Johann, der öffentlichen Hand eine Sühne bieten, oder nicht vielmehr dem unehrerbietigen Geist der Bürgerwehr zur Strafe dienen sollte.

Das zu Leipzig so frevelhaft vergossene Blut hatte eine nicht mehr zu füllende Kluft zwischen dem Königshause und dem sächsischen Volke eröffnet, durch die fort und fort dieser rothe Strom dahin floß, den vier Jahre später neue Blutwogen bis an den Rand füllen sollten. Von da an erwachte in Sachsen die entschiedene Opposition, die auch gleich noch in der Kammer desselben Jahres ihren Ausdruck fand, während auf der andern Seite die Reaktion immer kühner einherschritt und die allgemeine Unzufriedenheit nach Kräften steigerte.

Da traf die Kunde von den Ereignissen in Paris ein, und Leipzig, der Mittelpunkt des geistigen und politischen Volkslebens in Sachsen, ergriff auch jetzt schnell die Initiative. Unter Robert Blum's und Arnold Ruge's Leitung trat schon am 29. Februar eine Bürgerversammlung zusammen und beschloß eine Vorstellung an den König um Preßfreiheit und Einberufung eines deutschen Parlamentes. Die zahlreichen Buchhändler Leipzig's reichten noch eine besondere Erklärung ein „gegen die Schmach der geistesmörderischen Censur“, sowie gegen die willkürliche Unterdrückung von Büchern und Zeitschriften. Die Stadtverordneten endlich erließen eine noch weiter gehende Adresse an den König, worin zugleich der Rücktritt des Ministeriums und ein auf das allgemeine Wahlrecht gegründetes Wahlgesetz verlangt wurde. Freiheit des Wortes, politische Gleichberechtigung aller mündigen unbescholtenen Staatsbürger, und Herstellung des großen, einigen deutschen Vaterlandes,

repräsentirt zunächst durch eine Nationalvertretung, das waren die in ganz Sachsen lauten Wiederhall findenden Forderungen Leipzigs.

Und dieser gewaltigen Bewegung suchte man von Seiten der Regierung dadurch zu begegnen, daß die Leipziger Kreisdirektion sämmtliche Censoren um sich versammelte, sie mit verschärften Instruktionen versah und sie besonders beauftragte, keine Besprechung der Ereignisse in Frankreich, Baden und Württemberg zu dulden!

Der König seinerseits bekundete eine gleiche Unfähigkeit, die Zeit richtig zu erfassen. Mit großer Rührung, die bis zu Thränen ging, hörte er die Abgeordneten an und gab ihnen seine Antwort dann schriftlich, dahin gehend, daß die große Mehrheit der Einwohner Leipzig's gewiß diesen unpassenden Wünschen fremd sei; daß es den Stadtverordneten gar nicht zustehe, dergleichen an den Throninhaber zu bringen, der ihnen aber als von einer kleinen extremen Partei Verführten, diesen Fehltritt in Gnaden nachsehen wolle.

Gegen 9 Uhr Abends am 2. März kehrte die Deputation mit diesem Bescheid nach Leipzig zurück und mußte ihn sofort den seit Stunden auf dem Marktplatz harrenden Tausenden vom Rathhause herab mittheilen. Die Vorlesung konnte nicht zu Ende gebracht werden, die allgemeine Entrüstung unterbrach sie, und abermals mußte Robert Blum hervortreten und einem thätlichen Ausbruch der empörten Gefühle der Menge durch das Versprechen vorbeugen, daß die Stadtverordneten sich den nächsten Morgen schon in einer zweiten, noch entschiedneren Aufforderung an den König wenden würden.

Während die Aufregung des ganzen Landes von Tag zu Tag stieg, und Deputationen mit ähnlichen Forderungen wie die Leipzigs von allen Seiten nach Dresden kamen, vermochte der König noch immer nicht den Gedanken zu fassen, daß er sich der Gefahr einer Revolution gegenüber sah und nicht mehr sein Wille der allein maßgebende war. Mit kleinlicher Pedanterie klammerte er sich an ohnmächtige Formen und hoffte durch diese den gewaltigen Andrang des Volkswillens zurückdämmen zu können. Nur durch die Vermittelung der Stände, entgegnete er beharrlich, seien Bitten und Wünsche des Volkes an ihn zu bringen. Dem Verlangen nach sofortiger Einberufung des Landtags begegnete er durch eine Berufung in zwei Monaten, wo man sich dann über Alles, was das wirkliche Wohl des Staates erheische, verständigen werde und auch einer Vorlage über die Presse gewärtig sein dürfe. Die Forderung eines Ministerwechsels aber wies er als Eingriff in seine Herrscherrechte höchst ungnädig zurück.

Eine feinere Fühlung, als König Friedrich, die in jenen Tagen doch wahrlich nicht schwer war, bekundete der Minister des Innern, von Falkenstein: seiner allgemeinen Unbeliebtheit sich bewußt, reichte er seine Entlassung ein und bestand, trotz des Königs Weigern, darauf, abzutreten. Auch dieser Rücktritt des Ersten seiner Getreuen vermochte den König nicht zur Einsicht zu bringen. Leipzigs Stadtrath und Stadtverordnete erließen nunmehr vereint eine zweite Eingabe, in welcher, ohne weitere Begründung, nicht mehr Bitten und Wünsche, ja kaum noch Forderungen ausgesprochen waren, sondern ganz einfache Erklärungen, wie: die Presse ist gesetzlich frei; der Rücktritt Falkenstein's genügt nicht; umgibt sich der König nicht sofort mit andern Ministern, ist für die Ruhe des Landes nicht mehr zu stehen.

Sollte bis nächsten Sonntag der König diesen Vorstellungen nicht entsprochen haben, so war beschlossen, daß die Bürgerschaft in Masse eine Fahrt nach Dresden unternehmen werde.

Wie sehr auch in der Residenz die Regierungs-Behörden unter den doppelten Schlägen der Nachrichten von den Vorgängen im eigenen Lande, wie in allen andern deutschen Staaten, immer mehr den Kopf verloren und der völligsten Ohnmacht und Rathlosigkeit verfielen, der König selbst blieb hartnäckig und beharrte nur um so eigensinniger auf jedem Buchstaben seiner souveränen Willensfreiheit, die er dem Volkswillen auch jetzt noch direkt entgegensetzen zu müssen glaubte. Die sechs Städte Zwickau, Werdau, Crimmitzschau, Meerane, Glauchau und Waldenburg sandten gleichzeitig Abgeordnete mit Adressen nach Dresden. Dem Wortführer der Deputation, Bürgermeister Linke von Werdau, erwiederte der König: „Ich verweise Sie auf meine öffentliche Bekanntmachung. Verlangen, die billigen, bescheidenen Wünschen entsprechen, werde ich dem nächsten Landtag (in zwei Monaten) vorlegen." Majestät, antwortete der Bürgermeister Schwedler von Meerane, Sie erlauben — „Nein, Nein, Nein, Nein!" unterbrach ihn der König heftig, „unbillige Wünsche werde ich nicht berücksichtigen, ich kann mich mit Ihnen nicht in Diskussion einlassen. Ich habe Ihnen Nichts zu sagen, als: Leben Sie wohl!" Und als Schwedler noch einmal sprechen wollte, fiel der König sogleich ein: „Ich habe Ihnen weiter Nichts zu sagen, als: Leben Sie wohl!"

In solcher Weise ward, selbst von einem der besten deutschen Fürsten, in diesen entscheidenden Tagen das Volk zur Thüre hinausgewiesen! Der Gnade und dem Gutdünken seines souveränen Herrn, bei dem die jahrelangen Anträge und Beschlüsse der Abgeordneten keine Gewährung gefunden hatten, sollte es auch jetzt noch die Entscheidung anheimgeben!

Das war zu viel. Ganz Leipzig rüstete sich zum Zuge nach Dresden. Eine freiwillige Steuer wurde ausgeschrieben, um die nöthigen Mittel aufzubringen. Zugleich erweiterte die Communalgarde ihre Reihen durch Freiwillige, um sowohl gegen Excesse der aufgeregten Volksmenge als auch gegen militärisches Einschreiten gerüstet zu sein, und selbst die reichsten Kaufleute trugen willig große Summen bei zur Anschaffung von Waffen.

Die allgemeine Unruhe steigerte sich noch durch die Nachricht von der Zusammenziehung großer preußischer Truppenmassen an der nördlichen Grenze, nahe bei Leipzig, und man schloß, wohl nicht ohne Grund, daß die Haltung des Königs wesentlich bestimmt sei durch Weisungen von Berlin. Indessen hatte die Kunde von dem angedrohten Massenzug die größte Bestürzung in Dresden erweckt. Kleine Deputationen verstand man abzufertigen, Tausenden gegenüber schwand der Muth. Das sächsische Militär war zumeist nach Leipzig, als dem Heerd der Unruhe, dirigirt, den es umzingelt hielt; das bis dahin noch ruhige Dresden war beinahe entblößt. Man rief die Communalgarde der Residenz zu den Waffen, ließ die Brücke und die Hauptplätze der Stadt von ihr besetzen, und fühlte sich doch immer noch nicht sicher vor dem Schreckgespenste eines Massenbesuchs aus Leipzig!

Indessen drohte nicht nur Leipzig allein. Viele Städte beschlossen sich dem dortigen Zuge anzuschließen: es sollte eine Völkerwanderung des ganzen Landes dem König die allgemeinen Wünsche vorlegen, und in Dresden selbst kam es zu lauten Kundgebungen, die nur durch die Bemühungen des hochgeachteten Professors Wigard in den gehörigen Schranken gehalten wurden, was nicht verhinderte, daß Viele später deßhalb Verurtheilungen zu erleiden hatten.

Da endlich eilte der ehemalige Minister von Lindenau aus seiner Zurückgezogenheit zum Könige und klärte ihn über die wahre Lage der Dinge auf. Minister von Carlowitz, der nach Leipzig gegangen war und dort, statt

der erwarteten lärmenden Pöbelhaufen, eine ruhige, aber eisenfest entschlossene und durchaus einige Bevölkerung gefunden hatte, kehrte zurück mit dem Bericht dessen, was er gesehen; und selbst die sächsischen Officiere beschwerten sich in einer Eingabe bitter über das Heranziehen preußischer Truppen gegen Leipzig. Von dieser letzteren Thatsache schien der König gar keine Kenntniß gehabt zu haben. Das Verlangen nach militärischer Unterstützung war ohne sein Vorwissen von den Ministern an die preußische Regierung gestellt, und von dieser bereitwillig gewährt worden. So in seinem Herrscherstolz verletzt und seither durch die lügenhaftesten Berichte über die Stimmung des Volkes von ihnen getäuscht, entließ der König seine seitherigen Minister auf's Ungnädigste und berief an ihre Stelle die Abgeordneten Dr. Braun, Georgi, Oberländer, v. d. Pfordten und den General von Holtzendorff um sich. Zugleich wurde in einer Proklamation die volle Gewährung aller an ihn gebrachten Volkswünsche zugesichert, darunter namentlich: Aufhebung der Censur, Einführung der Schwurgerichte, Reform des Wahlgesetzes, Ablösung der Zehnten und Feudalrechte u. s. w.

Das geschah am 13. März, und während ganz Dresden zur Feier des unblutig errungenen Sieges in einem Lichtmeer schwamm, und der König, wo er sich zeigte, mit lautem Jubel begrüßt wurde, tobte in Wien der furchtbarste Kampf, der sechs Tage später auch in Berlin den ersten Aufzug der deutschen Revolution abschließen sollte.

gel. 1874

Die Ereignisse des Jahres 1848 trafen mich als königlichen Musikdirektor beim Hoftheater zu Dresden, welche Stelle ich seit fünf Jahren bekleidete. Mein vielbewegtes Leben hatte mich schon in früher Jugend zum unmittelbaren Zeugen großer politischer Ereignisse gemacht, die nicht ohne dauernde Einwirkung auf mein ganzes Denken und Fühlen bleiben konnten. Aus Aachen, wo ich bereits als Schüler in die widerlichen Zänkereien zwischen Katholiken und Protestanten eingeweiht wurde und eine gründliche Verachtung aller Formel- und Scheinreligion einsog, war ich Anfangs 1830 noch früh genug nach Paris gekommen, um die Bedeutung der an mir vorüberbrausenden Julirevolution begreifen zu können, während ich Lafayette, Lafitte, Marrast und andere Führer der Bewegung kennen lernte. Im Laufe der nächsten unruhvollen Jahre führte mich der Zufall auch in die Kreise spanischer und portugiesischer Flüchtlinge, deren Erzählungen von dem wahnwitzigen Treiben des Pfaffenknechtes Don Carlos, und den Gräueln, die der zwiefach meineidige Thronräuber Don Miguel, eben so wie jener, mit Beistimmung und Hülfe deutscher „legitimer" Regierungen verübte, meinen Haß gegen Heuchelei und Willkür noch verstärkten — ein Gefühl, das nicht wohl gemildert werden konnte durch den Anblick der vielen, nach dem heldenmüthigsten Kampf aus ihrem Vaterlande vertriebenen Polen. Nachdem so mein Herz mit Bitterkeit erfüllt worden war durch das frevelhafte Gebahren der Herren „von Gottes Gnaden", führte mich das Jahr 1832 nach England, wo ich an der großartigen Reformbewegung erkennen lernte, wie die tiefgreifendsten staatlichen Umwandlungen sich leicht und friedlich vollziehen können, sobald die Regierung nur ihre Stellung als Dienerin des Staates begreift und die hieraus ihr erwachsenden Aufgaben ehrlich vollzieht. Unter den freien Institutionen dieses Landes herangereift und vom ihrem Geiste erfüllt, konnten doch weder die über deutsche Zustände herüberdringenden Nachrichten, noch die bei jeder Gelegenheit sich kundgebende Mißachtung unserer Nation im Auslande das schmerzlich wachsende Heimweh in meiner Brust vermindern, und so kehrte ich im Jahre 1838, sehnsuchtsvollen Herzens, zurück nach dem lang vermißten Vaterlande.

Wie der im engen, wohlvertrauten Kreise Aufgewachsene die Verwirklichung all seiner Träume von Schönheit und Vortrefflichkeit in die Ferne zu verlegen pflegte, so verklärt sich dem Andern, der früh das Vaterland verlassen, die Heimath zum Inbegriff alles Guten und Herrlichen; und während Jener nach Befriedigung hinausstrebt in die Weite, zieht es Diesen zurück nach der Geburtsstätte.

Wird auch dem Wahne, der Alles, was die Fremde vermissen läßt, im trauten Heimathlande wiederzufinden hoffte, die Enttäuschung nie erspart: so bitter, wie mir, konnte sie doch nur dem Deutschen werden. Dieses herrliche, gesegnete Land inmitten Europa's, zerrissen und zerfetzt in einige hundert Stücke, die, oft in weiter Entfernung von einander, zu zehn und zwanzig einen Staat bilden. Diese große, mit den höchsten Gaben des

Geistes und des Herzens reich beschenkte Nation von 45 Millionen, zerfallen in nicht weniger als 36 verschiedene „Völker“, denen der deutsche Nachbar jenseits der bunten Grenzpfähle schon ein „Ausländer“ war. An ihrer Spitze dieser maskeradenhafte Flittertand, dieser kindisch-feierliche Pomp, dieses ganze, eben so nichtige, als wichtigthuende Treiben der Höfe; diese hohle Aufgeblasenheit eines Adels, der, statt dem Volke ein Führer und Vertreter zu sein bei vollständigstem Mangel alles ernsten, höheren Strebens, sein Spiel nur mit Bändchen und Kreuzchen und Sternchen, mit Frivolitäten der läppischsten, wenn nicht der verwerflichsten Art hat; diese brutale Willkür der Regierungen nach innen, ihre Ohnmacht nach Außen und ihr verächtliches Kriechen, jetzt vor dem nordischen Schirmherrn, wie dereinst vor dem korsischen Eroberer; dieser protzige Uebermuth des Militärs und des Beamtenthums; und alledem gegenüber dieser Mangel alles Selbstgefühls, diese Schafsgeduld und knechtische Ergebenheit des Volkes — schon dieser ganz allgemeine Charakter unserer deutschen Zustände mit seinem vollständigen Mangel an Scham und Würde, Pflichtgefühl und Rechtsachtung, erfüllte mich mit Ekel und Abscheu.

Bestimmte Vorgänge erst, wie z. B. die Verurtheilung des Dr. Eisenmann, des Bürgermeisters Behr und Anderer zur kniefälligen Abbitte vor dem Bilde des Königs Ludwig von Bayern und theilweise zu lebenslänglichem Kerker, wegen der, unter k. Censur veröffentlichten Meinungsäußerung, daß der deutschen Nation Verfassungszustände heilsam sein dürften, wie sie später von allen deutschen Fürsten eidlich zugesagt, freilich aber trotzdem bis heute nicht gewährt wurden; die widerrechtliche Einkerkerung Jordan's und so vieler Anderen in fast allen deutschen Ländern; der Kerkermord Weidig's in Darmstadt; der Verzweiflungs-Selbstmord Maßdorf's und Bertholdi's in den Gefängnissen des Königsteins in Sachsen; die wiederholten Verfassungsbrüche in Hessen-Cassel, Hannover, Nassau u. s. w. und die stete Inkompetenz des Bundestags, diesen wie allen andern fürstlichen Verrathen gegenüber; die ungescheute Aussprache und allseitig praktische Bethätigung jener frevelhaften Souveränitätslehre, die das ganze Volk als rechts- und willenlose Heerde dem freien Belieben seiner „angebornen Herren“ überweist; die Entwürdigung der Religion und Kirche zur feilen Handlangerin der Tyrannei; die absichtliche Verdummung der Massen, sowie ihre gründliche Demoralisirung durch das allseitige Anempfehlen des beschränktesten Egoismus — Jeder sorge nur für sich! — durch die Verpönung aller Theilnahme an den großen Fragen der Gemeinschaft, durch die Einschärfung eines blinden, unbedingten Gehorsams gegen die „gottgesetzte“ Obrigkeit; die Unterdrückung des freien Worts, wie jeder Selbstbestimmung; das bis in's Heiligthum des Hauses und der Familie sich eindrängende Spionir- und Denunciationswesen — kurz, dieser ganze Pfuhl von Abscheulichkeiten jeder Art mußte die Seele des Neu-Eintretenden in eine Empörung versetzen, wie sie Denen nur schwer verständlich sein konnte, die, in solchen schmachvollen Zuständen herangewachsen, längst hineingewohnt waren und nur bei einzelnen, allzu schamlosen Ausschreitungen einen leisen, hochverrätherischen Zweifel an deren Zuständigkeit in ihrer Brust niederzukämpfen hatten.

So ist es denn auch leicht begreiflich, daß meine ganze Seele der gewaltigen, erlösenden Bewegung der Märztage wonnetrunken entgegenschlug und jubelnd den finstern Alp abschüttelte, der sie schwerer wohl bedrückt hatte, als viele Andere.

Noch mitten in den Jubel über die endlich erlangte Zusage einer Erfüllung der, zum Theil seit Jahren schon geltend gemachten Volkswünsche, traf die Nachricht von der siegreichen Erhebung Wien's und dem Sturze Metternich's, wenige Tage später die Kunde des blutigen Kampfes in Berlin, der den erst so hartnäckig widerstrebenden König zu den demüthigsten Versöhnungsversuchen, und den Prinzen von Preußen — nachdem er kurz vorher noch geschworen, die Hohenzollern würden nur „mit Ehren" fallen — bewogen hatte, verkleidet und mit abrasirtem Schnurrbart auf Seitenwegen die Flucht zu ergreifen.

So schien denn verwirklicht, was bis zu diesen denkwürdigen Tagen ein kaum über die Lippen sich wagender Traum der Kühnsten gewesen war. Ein rasch dahin brausender Sturm hatte alle Fesseln zerbrochen: die Nation war frei, Herrin ihrer Geschicke; kein Feind erhob mehr sein stolzes Haupt innerhalb der Marken Deutschlands. Ein Wonnerausch erfüllte das ganze Vaterland bis in die entlegensten Hütten!

Das Volk glaubte in die Aufrichtigkeit der fürstlichen Verheißungen, und wenn je ein solcher Wahn verzeihlich schien, so war es damals der Fall. Alles, Alles hatte das siegreiche Volk verziehen und vergessen, nicht Einen der gekrönten oder ungekrönten Frevler an seinen heiligsten Rechten zur Strafe gezogen! Und wenn König Friedrich Wilhelm IV. als Besiegter ausrief: „Mein Volk hat so edel an mir gehandelt, daß ich es ihm nie vergelten kann", so sprach er nur im Namen aller seiner Mitfürsten, deren kaum Einer minder schuldbeladen war, als er, wenn auch das Gefühl der Ohnmacht sie abgehalten hatte, die Entscheidung der letzten Tage den Waffen anheim zu geben. Edel und hochherzig war jenes Vertrauen — allein es mußte getäuscht werden.

Mit Fürsten ist kein Vertrag zu schließen, sie bändigt nur der Zwang. Es liegt dies in einer höhern Nothwendigkeit der Dinge. Das Fürstenthum von Gottesgnaden muß seinem Wesen gemäß nach unbeschränkter Herrschaft ringen, denn es ist bestimmt das Volk zur Erkenntniß, zur Erringung und endlich zur Sicherstellung seiner Rechte heranzubilden, und diese Aufgabe wird nicht gelöst durch freiwillige Gewähr, sondern nur durch hartnäckige, kein Mittel scheuende Vorenthaltung dieser Rechte. In diesem Sinne ist es recht eigentlich eine Pflicht des Fürstenthumes, jeder Schwäche, jedem Fehler des Volkes die Strafe sogleich folgen zu lassen; denn gerade die höchsten Güter des Lebens dürfen am allerwenigsten geschenkt werden, und der segensreiche Fluch: „Im Schweiße deines Angesichts u. s. w." ist auch den Nationen gesprochen.

Wie in allen deutschen Fürstenschlössern, so herrschte auch in dem zu Dresden, während draußen die auf halbem Wege stehen gebliebene Menge jubelte und dem König Lebehochs brachte, ein finsterer, rachedürstender Grimm, den zu beobachten mir meine Stellung in der Nähe des Hofes alle Gelegenheit bot. Der Schlag war furchtbar gewesen; allein sobald nur die erste Betäubung wich, hob sich auch die Hoffnung wieder, denn man erkannte schnell, daß die verloren gewähnte Macht den durch Schreck gelähmten Händen nur momentan entglitten, von der andern Seite aber nicht in Besitz genommen war, und daher mit nur einiger Vorsicht leicht wieder gesichert werden konnte. So entspann sich denn auch gleich von Fürstenschloß zu Fürstenschloß eine rastlose, unheimliche Geschäftigkeit, um die zerrissenen Maschen des Netzes, das bisher den Riesen „Volk" umschlungen gehalten hatte, wieder fest zu verknüpfen.

Die thatsächlichen Veränderungen, welche die Märztage in Sachsen bewirkt hatten, beschränkten sich auf den Wegfall der Censur, und einen Ministerwechsel. Das Ergebniß des Letztern konnte nicht günstiger sein für den Hof. Ueber Hrn. v. d. Pfordten, der an der Spitze des neuen Ministeriums stand, heute noch ein Wort zu verlieren, wäre überflüssig. Er hat später in Bayern nur geübt, was er in Sachsen angebahnt; und wenn ihn König Max endlich im Jahre 1859 entfernen mußte, weil er „Frieden haben wollte mit seinem Volke", so ist damit wohl Alles gesagt, was zur Charakterisirung dieses ehemaligen Professors und „Märzministers" nöthig sein kann. Dem sächsischen Volke jedoch sei es bezeugt: Herr v. d. Pfordten hatte Niemand getäuscht, am wenigsten die Demokratie. Das allgemeine Mißtrauen verfolgte ihn vom ersten Tage an. Braun und Georgi waren Liberale alten Schlags — sie haben sich bis heute nicht die allerhöchste Gunst verscherzt. Der Kriegsminister von Holtzendorff, ein bloßer Soldat, hatte nie beansprucht mehr zu sein, als der blind ergebene Diener seines Kriegsherrn, und war daher auch weit entfernt sich die ihm zugeschriebene Betheiligung an der Metzelei des 12. August 1845 in Leipzig anders, als zur Ehre zu rechnen. Martin Oberländer, dessen im ganzen Lande hochgefeierter Name allein diesem Ministerium zur Deckung diente, war der treueste Repräsentant des wahren sächsischen Volksgeistes, seiner Vorzüge, wie seiner Schwächen. Rein und ohne Arg bis in's Innerste seiner Seele, durchdrungen von der heiligen Wahrheit dessen, was er bisher so standhaft vertreten und jetzt endlich durchführen sollte, kannte er kein Mißtrauen und baute felsenfest auf des Königs vollste Aufrichtigkeit. So ließ er sich täuschen bis zur letzten Stunde, und wenn sein klarer Verstand ihn wohl zuweilen warnen mochte, so verscheuchte sein weiches, ehrliches Gemüth doch schnell die Sorge mit dem zuversichtlichen: „Es kann ja nicht sein; es wäre zu schändlich!"

Dies waren die Männer, welche berufen wurden, die inneren Zustände Sachsens gänzlich umzugestalten und die Wiedergeburt Deutschlands, so weit es an ihnen lag, zu bewirken. Oberländer — von dem allein hier die Rede sein kann — stand völlig isolirt. War auch das ganze Ministerium, weil aufgedrungen, nach Oben hin sehr mißliebig, so traf Oberländer doch, sowohl seiner politischen Richtung und Unbestechlichkeit wegen, als auch, weil er ganz die Liebe und das Vertrauen des Volkes besaß, der besondere Haß des Hofes. War es doch die Revolution selbst, die man in ihm anerkennen sollte! Wie er von dieser Seite nur den zähesten Widerstand zu erwarten hatte, so auch nach unten, von Seiten des gesammten Beamtenthums. Die ganze faktische Gewalt hatte unter den letzten Fürsten in Händen der Bureaukratie gelegen, und diese war nichts weniger als geneigt, zu Neuerungen mitzuwirken, die sie der liebgewonnenen Macht berauben mußten, selbst wenn die Absicht des Hofes, durch Versprechungen und Hinhalten nur Zeit zu gewinnen, nicht so offen zu Tage gelegen wäre und die zu beobachtende Taktik klar bezeichnet hätte. Diese von allen Seiten ihn umringenden Schwierigkeiten zu überwinden, hätte Oberländer ein Mann von rücksichtsloser Energie sein müssen, mit Festigkeit die Gewalt ergreifend und durch die Entschiedenheit seines Vorgehens jede Hoffnung eines Widerstandes niedertretend. Das war diesem weichen Gefühlsmenschen nicht gegeben; zart und schonend überließ er die ganze Macht den Gegnern, stets hoffend, durch Geduld und Nachgiebigkeit morgen zu erringen, was ihm heute noch vorenthalten blieb, und so bei lauterster Absicht der Reaktion die Wege bereitend.

Anders auf Seiten des Volkes. Eine ungeahnte Rührigkeit entfaltete sich hier. Das ganze Land bedeckte sich mit politischen Vereinen, die sich schnell zu einem Ganzen organisirten. Die entschieden demokratische Partei hatte sich in dem Vaterlandsverein zusammengefunden. Sein Programm lag in dem Wahlspruch: „Des Volkes Wille ist Gesetz", und er ließ demnach auch die Frage, ob Monarchie oder Republik, offen. Der Vaterlandsverein zählte über hunderttausend Mitglieder. Ihm gegenüber stand der „deutsche Verein", das liberale Bürgerthum umfassend, welches, stets bereit zu folgen, dem Geist der Zeit gemäß seinen eigentlichen Wahlspruch: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" in „Monarchie auf breitester demokratischer Grundlage" umgewandelt hatte, als aber die Entscheidungsstunde für diese breiteste demokratische Grundlage schlug, schnell wieder die erste Fahne aufsteckte. Die deutschen Vereine hatten es schwerlich auf zwanzigtausend Mitglieder gebracht und waren in spätern, auf Grund des allgemeinen Wahlrechts berufenen Kammern nur durch eine verschwindende Minorität vertreten. Gegen Ende des Jahres bildete sich zur Linken des Vaterlandsvereins eine kleine Gruppe mit ausgesprochen republikanischer Tendenz, die aber ohne jede Bedeutung blieb, während der deutsche Verein aus seiner Mitte den reaktionären „Constitutionellen Verein" gebar, den schließlichen Erben der ganzen Bewegung.

Gleichzeitig mit dem ganz neuen Vereinsleben tauchten auch, begünstigt durch die Preßfreiheit und die Aufgeregtheit der Geister, eine große Menge neuer Blätter auf, fast ausnahmslos politischen Erörterungen mit größtentheils radikaler Tendenz gewidmet.

Wenn diese gewaltige Gährung des Volkes die Reaktion wirklich anfangs so weit einschüchterte, daß sie sich verloren glaubte, so war diese Befürchtung doch sehr unbegründet, und ein ruhiger Blick auf die ganze Lage der Dinge mußte ihr schnell das Gefühl der Sicherheit wiedergeben. Die

Reaktion besaß den großen Vortheil einer wohlgeschulten Disciplin und einer innigen Verbindung unter sich in allen Staaten Europa's, mittelst welcher der von Metternich auf seiner Flucht in Brüssel entworfene Feldzugsplan gegen die Revolution aufs Pünktlichste durchgeführt werden konnte. Ueberdies war sie thatsächlich im Besitz der ganzen Macht verblieben und hatte zunächst eigentlich keine andere Aufgabe als nur die, jede Befestigung der neuen Zustände zu hintertreiben, gleichzeitig aber auch jeden offenen Conflikt zu vermeiden, bis die kurzathmige Begeisterung des ruheliebenden deutschen Volkes an dem zähen, elastischen Widerstand so weit erlahmt war, daß ein aktives Vorgehen zur Beseitigung aller Spuren der Bewegung und Rückführung der alten Zustände ohne Gefahr erscheinen mochte. Die Sache der Reaktion war gewonnen von dem Tage an, wo das Volk leichtgläubig genug gewesen, die Durchführung seiner Ansprüche eben Denjenigen vertrauensvoll zu überlassen, welche ihm bis daher die Gewährung auch des bescheidensten Wunsches hochmüthig versagt hatten.

Auf Seiten der Volkspartei dagegen waltete statt dieser Klarheit des Weges und Sicherheit der Mittel das direkte Gegentheil. Reine Absichten, edle Begeisterung, selbstlose Opferwilligkeit übergenug, um auch das Größte und Schwierigste erreichen zu können, dabei aber keine Einheit der Richtung, keine Uebereinstimmung in Betreff der Mittel und Wege, und in Folge dessen keine Unterordnung, keine Organisation, keine Disciplin, wie die Zeit sie erfordert hätte. Zwiespalt über das Was nicht minder, als über das Wie. Was Wunder, daß der Gegner täglich mehr an Boden gewann? Er handelte, während hier nur gesprochen wurde. In der Politik aber, wie im Leben überhaupt, erringt den Sieg nur die zweckmäßig berechnete That, während das bloße gute Wollen stets unfruchtbar bleibt.

Indessen, mochten die Führer des Volks die Nachtheile, unter denen sie zu ringen hatten, immerhin noch so klar erkennen, sie konnten darum doch keinen andern Weg einschlagen. Ihre Aufgabe war vor Allem eine sittliche: sie hatten das Volk, ja sich selbst erst innerlich zu klären, zur Erkenntniß ihrer politischen Pflichten und Rechte heranzubilden und die erstrebte Neugestaltung auf den vollbewußten Willen Aller zu gründen. Sie geboten über keine blind gehorchenden Kräfte; Lüge und Hinterlist, Meineid und Verrath waren versagte Hülfsmittel hier, wo es sich um einen Bau der Wahrheit und des ewigen Rechtes handelte. So kämpften sie mit ungleichen Waffen gegen einen Feind, dem jedes Mittel gerecht sein durfte, weil die Unwürdigkeit seines Endzwecks von vorn herein jedes sittliche Bedenken in Betreff der Mittel beseitigte.

Ueberdies erschwerte auch die Ungewohntheit des politischen Denkens, sobald es praktischen Fragen galt, wesentlich das einträchtige Zusammenwirken der Volkspartei. Die Theorie beherrschte noch die Geister; das reine Ideal sollte ohne irgend welche Concession verwirklicht werden; und doch besaß Niemand die Formel dafür. So war immerfort zu suchen, zu forschen, zu prüfen. Formfragen wurden mit Principien verwechselt, und umgekehrt. Nichts galt als festgestellt, und beim redlichsten Willen herrschte Unklarheit und Zwiespalt.

Jetzt, im Besitz der Früchte jener schweren Geistesarbeit, ist es freilich leicht, mitleidsvoll auf die Zeit, die sie heranreifte, zurückzublicken; doch aber sollte man nicht außer Acht lassen, daß unsere heutigen Vorwürfe nicht sowohl Fehler, als Mängel treffen, die mit Nothwendigkeit in der Zeit

begründet waren, und daß es unverständig ist, von einer Periode in der menschheitlichen Entwickelung, die der ganzen Lage der Dinge nach nur eine Lehrzeit sein konnte, fertige Werke der Meisterschaft zu verlangen. Wir hatten damals in kurz gemessener Frist die politische Vernachlässigung vieler Menschenalter nachzuholen; jene anscheinend wilde und wüste Geistesgährung war daher ebenso nothwendig als unvermeidlich. Wohl aber darf behauptet werden, daß vielleicht noch keine Periode der Geschichte solchen allgemeinen angestrengten Eifer zu lernen, sich selbst klar zu werden über alle großen Fragen des Lebens und der Gesellschaft, gesehen hatte, als eben das Jahr 1848.

Durch die trübsten Erfahrungen belehrt, ist es uns heute wohl klar, daß die damalige Bewegung, um sich den Erfolg zu sichern, nothwendig hätte über die Throne hinweggehen müssen. Es gab kein anderes Mittel. Sobald die Fürsten im Besitz der ganzen Regierungsgewalt blieben, war auch der Triumph der Reaktion verbürgt. Hatte es schon zur Abnöthigung bloßer Versprechungen des entschiedensten Auftretens, ja blutiger Kämpfe bedurft, welche Anstrengungen wären nicht erforderlich gewesen, der noch unverminderten und rasch wieder befestigten Macht thatsächliche Zugeständnisse, das Aufgeben eines großen Theils eben dieser Machtbefugnisse selbst abzuringen? Der ersten Revolution hätte eine ganze Reihe anderer folgen müssen. Man macht aber nicht so rasch eine zweite Revolution, wenn die erste hinter dem Ziel zurückgeblieben ist. Sollten der Reaktion die Wurzeln durchschnitten werden, so mußten die Fürsten sofort alle und jede Macht verlieren — und damit wären sie selbst beseitigt gewesen, denn man versetzt einen König nicht außer Dienst, um mittlerweile den Staat demokratisch einzurichten und ihn dann wieder an die Spitze zu rufen. Ist er fort, so bleibt er fort, wenn nicht äußere Macht ihn zurückführt.

Diese Einsicht lebte damals nur in Wenigen. Trotz aller wohlbegründeten, langjährigen Beschwerden, hingen die gemüthvollen deutschen Völker doch an ihren Fürsten, zu deren Entschuldigung sie stets das Wort bereit hatten: Der Herr meint es gut, seine Umgebung aber täuscht ihn. Diesen Gedanken jedoch weiter zu verfolgen bis zu dem einleuchtenden Schluß: daß folglich auch dem besten Fürsten durchaus keine Macht, Böses zu thun oder Gutes zu hintertreiben, verbleiben dürfe, weil sie doch jederzeit von seinen ungetreuen Dienern zum Nachtheil des Volkes mißbraucht wird, — dazu bedurfte es einer neuen langjährigen Leidensschule für das leicht versöhnliche und allzu weiche Gemüth der Deutschen. Jetzt, hoffentlich, sind sie auch hierüber belehrt!

1848 Landtag

Mitte Mai traten die alten Landstände zur Berathung mehrerer freisinnigen Vorlagen zusammen, die auch sämmtlich ohne Widerspruch genehmigt, nach der verfassungswidrigen Rückberufung dieser Stände im Jahre 1850 aber mit noch größerer Bereitwilligkeit von ihnen wieder aufgehoben wurden. Dieses doppelte Schicksal hatten unter Anderen: die Einführung der Schwurgerichte für alle Strafprocesse, namentlich auch Preßvergehen; die Aufhebung der Stellvertretung beim Militär und Erweiterung des Communalgarden-Instituts: das Preß- und Vereinsgesetz, vor Allen aber das *Wahlgesetz*. Die feudalen Stände waren bereits so weit von dem Geist jener Tage erfaßt, daß sie selbst das erste von der Regierung vorgelegte Wahlgesetz, als nicht freisinnig genug, zurückwiesen und ein weitergehendes mit ihr vereinbarten, nach welchem für die zweite Kammer die allgemeine direkte Wahl eingeführt und für die Wähler der ersten Kammer, mit Wegfall aller Standesvorrechte, nur ein mäßiger Census bestimmt war.

Aufrichtiger als die zweite, war die *erste* Kammer: sie bekannte offen ihren tiefsten Widerwillen gegen den ihr angemutheten Selbstmord und vollzog ihn nur in Anerkennung des einzigen Princips, auf dem auch alle ihre seitherigen Vorrechte fußten, in Anerkennung der *Gewalt*, die sie auch da noch respektirte, nachdem sie in andere Hände übergegangen war.

Daß die Mitglieder des damaligen Landtags nur höchst ungern den unabweisbaren Forderungen der Zeit nachgegeben hatten, war begreiflich: konnten sie doch mit Ausnahme Weniger sich nicht verhehlen, daß mit der Einführung eines freisinnigen, das allgemeine Recht zur Geltung bringenden Wahlgesetzes ihre Sitze in den gesetzgebenden Körperschaften für immer verloren waren. Bei alledem dachte man aber damals nicht klein genug von ihnen, um es für möglich zu halten, daß sie nach kaum zwei Jahren ihr eigenes Gesetz verläugnen und schamentblößt wieder Platz nehmen würden in der, von ihnen selbst für immer aufgehobenen, nur durch einen offenen Verfassungsbruch wieder zurückberufenen Ständekammer. Am wenigsten aber glaubte man an die Möglichkeit, daß das einzige Mitglied der ersten Kammer, welches sich bei Gelegenheit der Berathung des neuen Wahlgesetzes zu streng demokratischen Grundsätzen bekannte und in begeisterter Rede seine Mitstände zum freiwilligen Opfer ihrer, von der Zeit verurtheilten Vorrechte aufforderte, daß dieser selbe *Präsident v. Schönfels* zehn Jahre später, als abermaliger Präsident der ersten Kammer, auf die Vorhaltung seiner damaligen Worte sich nicht entblöden würde offen zu erklären, *daß er ja nur deshalb ein möglichst demokratisches Wahlgesetz befürwortet habe, weil er darauf gerechnet, daß ein solches gelegentlich um so rascher beseitigt sein und die Wiederher-*

stellung der alten Stände erleichtern würde. Den Geist dieser hohen Kammer aber charakterisirt wohl genugsam die Thatsache, daß sie diese, mit keinem Ausdruck entsprechend zu bezeichnende Erklärung ihres Präsidenten nicht etwa mit sofortiger schimpflicher Ausstoßung, sondern mit lautem Beifall vergalt.

Das neue Wahlgesetz gab wenigstens die Zusammensetzung der Kammern ganz in die Hände des Volkes, wenn auch die Rechte derselben sich nur auf einen Beirath beschränkten, den die Regierung — wie sie späterhin zur Genüge darthat — völlig unbeachtet lassen konnte. Immerhin aber hatte das Volk damit doch eine Stelle errungen, von der aus es seine Wünsche vernehmlich aussprechen konnte, und trotz der mittlerweile sehr veränderten Lage der Dinge erwachte bei dem immer nicht ganz entschwundenen Vertrauen in des Königs guten Willen, abermals die trügerische Hoffnung auf die Möglichkeit einer friedlichen Umgestaltung der als nicht mehr haltbar erkannten Zustände.

Fünf volle Monate hatten diese alten Stände getagt; die kostbarste Zeit war verstrichen, der November herangekommen, ehe sie feierlich und „für immer" aufgelöst wurden. Dennoch aber hatten alle von ihnen beschlossenen Gesetze nur einen provisorischen Charakter, das neue Wahlgesetz eingeschlossen, und sollten der bald einzuberufenden ersten Volsvertretung zur Revision und Genehmigung vorgelegt werden. Diese Bezeichnung „provisorisch" — die sich selbstverständlich nicht auf die Verpflichtung der Regierung, sondern einzig nur auf das Recht der Volkskammern bezog, diese Gesetze nochmals zu prüfen, — mußte späterhin dazu dienen, die Wiederaufhebung aller dieser gesetzlich zugesicherten Volksrechte durch die Regierung im Verein mit den „auf immer" abgeschafften und trotzdem wieder einberufenen Ständen zu beschönigen, um so recht klar darzuthun, daß das Ganze von vorn herein nur als ein Spiel beabsichtigt gewesen war.

Während dieser fünfmonatlichen Pause in der Befestigung der neuen Zustände Sachsen's, hatten sich auch rings umher die Dinge sehr verändert. Die Nationalversammlung war zusammengetreten, der Bundestag aufgelöst, Erzherzog Johann zum Reichsverweser an die Spitze Deutschlands berufen, der Krieg in Schleswig-Holstein ausgebrochen, der schmachvolle Waffenstillstand von Malmöe abgeschlossen, das Parlament in immer größere Schwäche verfallen, die Octobererhebung Wien's niedergeworfen, die preußische Nationalversammlung gesprengt. In den beiden Hauptstaaten erhob die Reaction triumphirend ihr Haupt, und auch in Sachsen trat sie immer offener hervor. Es war allgemein bekannt, daß der König, und mehr noch sein Bruder, sich nur der Gewalt der Verhältnisse gebeugt hatte, und wer sich bei Hofe einschmeicheln wollte, der verhöhnte öffentlich die Bewegung, wie die mit ihr in Einklang stehenden Anordnungen der Regierung.

Der so eben in Gegenwart des Königs abgelegte Schwur auf die Verfassung wurde von Officieren ungestraft als Meineid bezeichnet. Während die reaktionäre Presse sich in den maßlosesten Beschimpfungen und Verdächtigungen aller freiheitlichen Bestrebungen ergehen durfte, wurden die freisinnigen Blätter durch fortgesetzte Beschlagnahmen verfolgt. Die Beamten schienen doppelte Weisungen zu erhalten und keineswegs an die der Minister gebunden zu sein; und die Bemühungen Oberländer's zur Herbeiführung eines befestigten Zustandes der neuen Ordnung der Dinge, stießen auf wachsende Schwierigkeiten.

Mittlerweile aber hatte auch der Instinkt des Volkes die Unterlassungssünde des ersten Bewegungssturmes erkannt und suchte Schutz gegen die der Reaktion verbliebene Militärmacht, in der allgemeinen Volksbewaffnung. Auch hiergegen ward, gemäß des wohlangelegten Planes, von Oben her keine direkte Opposition gemacht, nur aber stemmten sich der Ausführung des sogar laut belobten Gedankens unüberwindliche Hindernisse entgegen: die so reich gefüllten Zeughäuser hatten keine Waffen; einen Organisationsplan zu entwerfen, schien ein Ding der Unmöglichkeit; Officiere und Unterofficiere zum Exerciren waren schlechterlings nicht zu entbehren; und so verstrichen Wochen und Monate, ohne daß die Sache einen Schritt weiterrückte.

Die Frage der Volksbewaffnung führte zu meiner aktiven Betheiligung an den weiteren Ereignissen jener Zeit. Hatte ich auch bis dahin den Verlauf der Dinge mit der größten Spannung verfolgt, so war mir doch nirgends eine Veranlassung geworden, aus der Rolle des blosen Zuschauers herauszutreten. Da bemerkte ich eines Tages gegen einen Freund, wie sehr es die militärische Ausbildung der Bürger beschleunigen würde, wenn sie, untermischt mit geübten Soldaten, die Exercitien vornehmen könnten. Er hielt den Gedanken für praktisch und forderte mich auf, ein paar Zeilen darüber in den „Dresdener Anzeiger" einzurücken, der damals vielfach zu politischen Besprechungen benutzt wurde. Als ich mich jedoch hingesetzt hatte, wurde aus der beabsichtigten kurzen Notiz eine ganze Broschüre, in der ich mit Wärme die sittliche und politische Bedeutung der allgemeinen Volksbewaffnung dargelegt und in kurzen Zügen den Plan einer Organisation derselben nach Art des Schweizer Milizsystems angedeutet hatte. Ich legte dies Schriftchen dem Ausschuß des Vaterlandsvereins vor, der sie in mehreren Tausenden von Exemplaren drucken und sowohl an die sächsischen Abgeordneten als an die Mitglieder der Nationalversammlung in Frankfurt u. s. w. vertheilen ließ. Wie gemäßigt auch die ganze Haltung dieser Schrift war, so verläugnete sie doch nirgends die demokratische Richtung ihres ungenannten Verfassers, und diese reichte hin, mir, dessen Name bald bekannt wurde, die Entlassung aus dem königlichen Dienst zuzuziehen, wodurch zugleich die Aufrichtigkeit der gemachten Verheißungen eine weitere Beleuchtung erhielt. Dieser ersten, mehr allgemein gehaltenen Besprechung des Gegenstandes ließ ich bald einen detailirten Organisationsplan folgen, der in Gemeinschaft mit mehreren aktiven Officieren entworfen worden war. Diese flüchtige Verbindung mit mir hat später einem derselben, dem verdienten Oberlieutenant der Artillerie, Schreiber, Untersuchungsarrest und Entlassung zugezogen, während die andern Betheiligten schon ihrer offen bekannten Gesinnung wegen sich genöthigt sahen, den Abschied zu nehmen.

Das immer kühnere Auftreten der Reaktion drängte zum Erwecken und Zusammenfassen aller Widerstandskräfte, und um auch meinerseits in Etwas hierzu beizutragen, begann ich im Herbst 1848 die Herausgabe wöchentlich erscheinender kleiner Volksblätter, die, lediglich der Besprechung der wichtigsten Zeitfragen gewidmet, wohl mehr in Folge ihrer schnellen Verbreitung als wegen ihrer etwaigen inneren Bedeutung die Aufmerksamkeit der Staatsanwaltschaft so sehr auf sich zogen, daß beinahe die Hälfte der Nummern mit Beschlag belegt wurde, ohne daß diese Confiscationen auch nur in einem einzigen Falle zu einer gerichtlichen Verhandlung geführt hätten. Da zudem mit Sicherheit vorauszusehen war, daß die schon damals in Preßangelegenheiten allein zuständigen Schwurgerichte die hier aus-

gesprochenen, wenn auch immerhin von gegnerischer Seite sehr mißfällig aufgenommenen Ansichten nicht verurtheilen würden, so konnten die wiederholten Confiscationen dieser Blätter nur der Absicht einer gesetzwidrigen Unterdrückung dienen sollen, der ich jedoch durch das sehr einfache Mittel zu begegnen wußte, daß ich die vorräthigen Exemplare aus meinem Expeditionslokale entfernte.

Es kamen endlich die Oktobertage Wien's mit dem Bombardement der Stadt, der Hinmordung Robert Blum's, Messenhauer's, Becher's, Jellineck's u. s. w. und all' den andern Gräueln; es kamen die Novembertage Berlin's mit der Sprengung der preußischen Nationalversammlung; es kamen allerwärts die von Oben herab nicht nur geduldeten, sondern beschönigten und gut geheißenen Militärexcesse gegen die Bürger; und wer bis dahin noch „keine Reaktion gesehen", dem sprang sie jetzt stahlgerüstet und bluttriefend in die Augen. Die klar vorliegende Absicht der preußischen Machthaber, zu Berlin die Bewegung ebenso in Blut zu ersticken, wie das so eben in Wien geschehen war, veranlaßte mich, einen eindringlichen Mahnruf an das preußische Militär in zahlreichen Abdrücken an den Ort des erwarteten Kampfes zu senden. Einige zufällig in Dresden verbreitete Exemplare dieses „offenen Briefes an die Soldaten" zogen mir eine sehr zwecklose Untersuchungshaft zu, die jedoch in Folge der dadurch hervorgerufenen Aufregung nur drei Tage währte. Und bei dieser Gelegenheit sei es mir gestattet, eine lang verabsäumte Schuld der Dankbarkeit, wenn auch immerhin nur unvollkommen, abzutragen. Es hatte sich kaum die Nachricht meiner Verhaftung und ihres Grundes in der Stadt verbreitet, als ein mir persönlich ganz unbekannter Gutsbesitzer sich auf das Gericht begab und eine Kaution von 10,000 Thalern für meine sofortige Freilassung deponirte. Ich kann den Namen dieses Edlen hier nicht verzeichnen, denn selbst zur Stunde noch ist er mir unbekannt. Unser Aller Stimmung war damals eine so gehobene, opferfreudige, daß Handlungen, wie die eben erwähnte, weder besondern Dank noch Bewunderung zu erwarten berechtigt schienen. Wo der Eine seine ganze Kraft, seine Freiheit, ja sein Leben in die Wagschale warf, was Wunder auch, wenn ein Zweiter sein Vermögen einsetzte? Jetzt freilich rechnen wir ebächtiger, und darum eben wird die That dieses Unbekannten einen Maßstab liefern für die Begeisterung jener großen Tage.

Die Kaution wurde — wenn auch ohne Berechtigung, da ich dem Gesetze nach auch ohne sie freizugeben war — angenommen, und einige Freunde brachten mich spät Abends zu meiner ängstlich harrenden Familie zurück. Die Gesinnungsgenossen hatten beschlossen, den in meiner Freigebung momentan errungenen Sieg des Rechtes durch einen großen Fackelzug zu verherrlichen. Für die von der Polizeibehörde untersagten Fackeln mochte es immerhin als werthvoller Ersatz gelten, daß einige zwanzig Gardisten der königlichen Leibwache, um offen die Gesinnung des Militärs auszusprechen, der zu gewärtigenden Strafe ungeachtet die Schloßwache verließen und den Zug eröffneten.

Unter dem frischen Eindruck von Blum's Ermordung wurden die Vorbereitungen zu den Wahlen getroffen. Im ganzen Lande hatte dieser Frevel die Gemüther auf's Höchste erbittert, und zwar um so mehr, als man aus mancherlei Anzeigen schließen wollte, daß die Leipziger Ereignisse vom 12. August 1845 nicht ohne Einfluß auf Blum's Schicksal gewesen seien. In Dresden wie in den meisten Städten Sachsen's, fand eine groß-

artige Todtenfeier statt, bei welcher sich Minister Oberländer unter den ersten der Leidtragenden befand. Einer weniger beneidenswerthen Aufgabe dagegen unterzog sich v. d. Pfordten. Das Verhalten, welches der sächsische Gesandte v. Könneritz in Wien, der Blum schützen mußte, in jenen Tagen beobachtet hatte, war selbst den officiellen Berichten nach ein so zweideutiges gewesen, daß sogar die zur Zeit noch tagende Ständekammer dessen sofortige Abberufung und strenge Untersuchung forderte. Auf's hartnäckigste widersetzte sich v. d. Pfordten diesem im Sinne des ganzen Volkes gestellten Verlangen, schützte das ausschließlich dem König zustehende Recht der Ernennung von Gesandten vor, suchte v. Könneritz durch allerlei Ausflüchte zu entschuldigen, ja, entblödete sich nicht, zu dessen Gunsten geltend zu machen, daß er doch wenigstens Blum's Röcke und Stiefel gerettet, und sogar einen Stein auf dessen Grab habe setzen lassen (?). V. d. Pfordten's Klugheit hätte jedenfalls den unbedeutenden Gesandten preisgegeben — es mußten also noch höhere Beweggründe sein, die ihn abhielten, sich so leichten Preises eine wohl zu verwerthende Popularität zu erringen.

Wie immer und überall, wo das Volk Zeit gehabt hat, sich selbst klar zu werden über seine Bedürfnisse und seinen Willen frei kundgeben darf, fielen auch hier, trotz aller Anstrengungen der Gegenparteien, die Wahlen so überwiegend demokratisch aus, daß die sogenannte gemäßigt liberale Partei kaum den zehnten Theil der Sitze errang, während die in „Conservative" umgetauften Reaktionäre gänzlich ausgeschlossen blieben.

Die demokratische Partei hatte meinen Namen auch auf die Liste ihrer Candidaten gestellt. Etwaige Zweifel an meiner Staatsangehörigkeit wurden durch das Anerbieten einer Gemeinde bei Dresden, mich sofort aufzunehmen, gehoben, und ich hatte, um den gesetzlichen Formen zu genügen, nur eine kleine mir angebotene Liegenschaft zu erwerben. Dies Häuschen, welches ich nie zu sehen Gelegenheit fand, sollte späterhin der königlichen Regierung Gelegenheit bieten, die dem ganzen Volke gegenüber beobachtete politische Moral auch gegen den schwachen Einzelnen zu bewähren. Der Wahlkreis Limbach bei Chemnitz berief mich in die zweite Kammer.

Am 10. Januar 1849 traten die aus freier Wahl hervorgegangenen Vertreter des Volkes zusammen, und jetzt, so hoffte man allgemein, mußte das Ministerium endlich seine zweideutige Haltung aufgeben und offen seine Richtung bekennen. Eine Halbheit, ein längeres Hin- und Herschwanken schien diesen entschiedenen Kammern gegenüber unmöglich. Man hatte sich dennoch getäuscht. Der Fluch der Deutschen: ein doppeltes politisches Leben zu haben, ein engeres und ein weiteres, ein staatliches und ein nationales, machte sich auch hier geltend und begünstigte alle freiheitsfeindlichen Anschläge. Die Nationalversammlung mit der Reichsregierung bot der Reaktion jedes Einzelstaates den großen Vortheil, daß sie dem Drängen des eignen Volkes stets mit dem Hinweis auf das deutsche Parlament begegnen konnte, dessen Feststellung einer Reichsverfassung erst abzuwarten sei, ehe man sich daheim über Bestimmungen, die möglicherweise in Widerspruch mit ihr gerathen könnten, schlüssig machen dürfe. Anderseits aber berief man sich unwillkommenen Erlassen der Nationalregierung gegenüber wieder auf die noch unverkürzte Souveränetät des eigenen Staates, der sich ihnen nur nach sorgfältiger Prüfung und durch freien Entschluß unterwerfen werde. In so günstiger Lage konnte es nicht schwer fallen durch ein geschicktes Schaukelsystem in fortwährender eifriger Bewegung zu erscheinen, während

man thatsächlich keinen Schritt vorrückte. Die nothgedrungene Einberufung der Landesvertretung — denn man brauchte Geld — weit entfernt den consequent verfolgten Plan zu durchkreuzen, ließ sich vielmehr trefflich benutzen, diese einzige neue Einrichtung, der nun einmal ein kurzes Scheinleben gegönnt werden mußte, so weit möglich des öffentlichen Vertrauens zu berauben. Voll der gespanntesten Erwartungen hatte das Volk der Eröffnung des Landtags entgegengesehen, denn mit fester Zuversicht erwartete es von dem Eifer und der Entschiedenheit seiner selbstgewählten Vertreter die endliche, befriedigende Lösung all' der noch schwebenden Fragen, die gesetzliche Sicherung der neuen Zustände. Mit Benutzung all' der einer Regierung stets zu Gebote stehenden Mittel, die Dinge von einem Tage auf den andern zu verschieben, so wie des bezeichneten Manövers, hatte es um so weniger Schwierigkeit, Nichts zu Stande kommen zu lassen, als dem Landtag längere Zeit hindurch noch das Recht der eigenen Gesetzvorlage fehlte und seine ganze Thätigkeit auf Das beschränkt war, was die Regierung ihm vorzulegen für gut fand. Vergebens waren alle Interpellationen, alles Drängen, daß wenigstens die mit der letzten Ständeversammlung provisorisch vereinbarten Gesetze zur definitiven Feststellung vorgelegt werden. Gerade Dieses scheute man am meisten; und so schwand Tag um Tag, Woche um Woche, ohne daß den Kammern irgend eine bedeutendere Vorlage zukam.

Unterdessen war jedoch im Schooße der Regierung selbst Zwiespalt ausgebrochen. Oberländer, den zu gewinnen man höhern Orts verzweifeln mußte, dessen man aber doch, zur Deckung des ganzen Ministeriums der ungebrochenen Energie des Volkes gegenüber bedurfte, bestand auf Anerkennung der von der Nationalversammlung publicirten deutschen Grundrechte, und wußte selbst seine Collegen zur gleichen Forderung zu bestimmen. Dem setzte der König den entschiedensten Widerstand entgegen, und zwar, wie es damals hieß, zumeist wegen der darin verbürgten vollkommenen Religionsfreiheit. Gegen Ende Januar erklärten sämmtliche Minister, Hr. v. d. Pfordten eingeschlossen, in beiden Kammern: daß sie in Folge von Schwierigkeiten, auf die sie gestoßen und welche zu überwinden sie keine Hoffnung sähen, dem Könige ihre Entlassung überreicht hätten und dessen Entscheidung nunmehr erwarteten. Noch durfte es jedoch die Reaktion nicht wagen, durch einen offenen Rückschritt das Volk herauszufordern, denn ihre eigenen Vorbereitungen waren dazu nicht weit genug gediehen. Man hätte also nach dem Rücktritt dieses Ministeriums unabweisbar Männer berufen müssen, welche die Majorität des Landtags für sich hatten, und von solchen war ein so energisches Vorschreiten zu befürchten, daß der Reaktion keine Hoffnung verblieben wäre, ihre Anschläge durchzuführen. Ueber die Mittel, welche angewendet wurden, um die Minister und namentlich Oberländer zu bewegen, trotz der Vorenthaltung der Grundrechte doch im Amte zu verweilen, drang zwar Nichts in die Oeffentlichkeit, allein nach Allem, was einen Monat später geschah, ist mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß man ihnen die Gewährung der Grundrechte nach vorhergegangener Abänderung einiger Paragraphen zugesagt hatte. Das Ministerium blieb, aber die Dinge wurden nicht besser. In den zehn Monaten seines Bestehens hatte es noch immer nicht Zeit gefunden, die bei seinem Antritte verheißenen Reformen so weit in Gesetzesform zu bringen, daß sie der Landesvertretung hätten zur Berathung vorgelegt werden können. Da die meisten dieser Ge-

setze in das Ressort des Justizministers Braun fielen, so war dieser so glücklich — oder so gefällig gewesen, durch einen zur Wiederherstellung seiner Gesundheit unerläßlichen längern Aufenthalt in Italien allem lästigen Drängen nach Erfüllung jener Zusagen, so weit sie von ihm abgehangen hätte, aus dem Weg zu gehen; die Regierung aber fand es schlechthin unthunlich, seine Stelle, wenn auch nur interimistisch, anderweit zu besetzen oder die Gesetzentwürfe ohne ihn ausarbeiten zu lassen. So geschah es, daß nach mehr denn sechswöchentlichem Beisammensein die Kammern erst zwei nennenswerthe Vorlagen erhalten hatten: eine über die Erhöhung der Einkommensteuer, und die andere über die Verstärkung des stehenden Heeres. Damit war denn die Revolution glücklich wieder bei dem bekannten Ausspruch des Absolutismus angelangt, nach dem das Volk nur da sei, um Geld und Soldaten zu liefern. Vermehrte Steuer- und Militärlast war das ganze thatsächliche Zugeständniß, zu dem man sich von Oben herab verstehen wollte!

Unter solchen Verhältnissen blieb den Kammern wohl nichts übrig, als von dem einzigen ihnen zustehenden Rechte Gebrauch zu machen und durch eine Beschränkung in der Geldverwilligung die Regierung zum Eingehen auf die vollberechtigten Forderungen des Landes, zur endlichen Erfüllung ihrer eigenen, wiederholten Zusagen zu nöthigen. Der Landtag hatte — auf Oberländer's Ehrlichkeit bauend und seine Schwäche zu wenig berücksichtigend — die Geduld bereits über die äußersten Grenzen ausgedehnt. Die Absichtlichkeit dieses ewigen Zögerns war längst klar durchschaut, und der Bruch mit dem Märzministerium, welches alle Erwartungen getäuscht hatte, nicht mehr zu vermeiden. So wurde denn die Forterhebung der Steuern nur bis Ende April zugestanden, zugleich aber die Vorlegung der deutschen Grundrechte verlangt. Dies letztere geschah denn auch; allein die Regierung hatte die einzelnen Artikel und Paragraphen mit so vielen Bemerkungen und Vorbehalten umkleidet, daß von all den, durch das Gesetz verbürgten Rechten nur allein zwei unverkürzt blieben: das Recht, nach dem jeder Deutsche ein Deutscher sein durfte, und das weitere Recht, nach welchem jeder Deutsche seine Reichsbürgerrechte allüberall auszuüben befugt sei. Alle Bestimmungen jedoch über diese Reichsbürgerrechte selbst, hatten mehr oder weniger Bedenken bei der Regierung erweckt, so daß es nach ihrer Vorlage eigentlich gar keine irgend nennenswerthe Reichsbürgerrechte mehr auszuüben gab. Um das Ganze zu krönen, sollte aber die Einführung selbst dieser verstümmelten Grundrechte noch hinausgeschoben werden, bis Preußen und Oesterreich, die bereits ihre Ablehnung derselben ziemlich unumwunden ausgesprochen hatten, mit ihrer Anerkennung vorangegangen sein würden!

Und Solches wagte dieses Märzministerium, nachdem das Reichsgesetz vom 27. September 1848 bestimmt hatte, daß alle Reichsgesetze den 20. Tag nach ihrer Verkündigung im Reichsgesetzblatte durch ganz Deutschland in Kraft treten, und demgemäß die am 27. December 1848 publicirten Grundrechte, deren einseitige Beschränkung oder Aufhebung ausdrücklich untersagt war, bereits am 16. Januar 1849 für Sachsen, wie für ganz Deutschland, rechtlich Gesetzeskraft erlangt hatten.

Der Landtag beantwortete jene Zumuthungen mit dem einstimmigen Antrag auf sofortige Einführung der unveränderten Grundrechte, wie sie von der Reichsgewalt publicirt worden waren. Dieser Beschluß endlich drängte die Regierung zur Entscheidung, und vor dieser ersten, nicht

mehr ausweichbaren Entscheidung stürzte auch das Märzministerium. Ein offneres Bekenntniß, daß das ganze liberale Gebahren der eigentlichen sächsischen Machthaber seit einem Jahre nichts als eine trügerische Maske gewesen, war wohl kaum denkbar. Zu spät erkannte jetzt der ehrliche Oberländer, wie schmählich sein Vertrauen mißbraucht worden war, während der sattsam erprobte v. d. Pfordten durch seine Leistungen in Sachsen sich den Weg zu einer gleichen Aufgabe in Bayern gebahnt hatte, wo bald der Freiherrntitel seine doppelten Verdienste um die Freiheit angemessen lohnte.

Das Märzministerium trat endlich ab (24. Februar), und zwar, wie es jetzt offen verlautete, weil es die Einwilligung des Königs in die Grundrechte nicht zu erwirken vermochte. Indeß, nicht sowohl gegen die Grundrechte selbst ging der Widerstand des Hofes, als vielmehr nur gegen ihre Publicirung durch dieses Ministerium, welches man nur hatte abnutzen wollen, wie man die Kammer durch ihre erzwungene Unthätigkeit nur abnutzen wollte. Freilich war Oberländer unschätzbar gewesen für die Reaktion — hatte er die Bewegung doch ein volles Jahr auf derselben Stelle erhalten — allein nur seiner Schwäche und Gutmüthigkeit, nicht seinem bewußten Verrath dankte man dies, und haßte ihn daher nicht minder, als die entschiedensten Gegner. Die Einführung der Grundrechte hätte ihm das Vertrauen wiedergewonnen; getragen von den Kammern und endlich zur Einsicht des schmählichen mit ihm getriebenen Spieles gekommen, mochte er die bisher vermißte Energie finden und jetzt erst wirklich gefährlich werden. Er hatte seine Dienste geleistet, und mochte gehen. Indessen war es doch immer noch nicht an der Zeit, die Maske gänzlich abzuwerfen. Man mußte erst abwarten, wie in Frankfurt die Berathungen über die Reichsverfassung, wie in Berlin die neuen Kammern, wie endlich der Kampf in Ungarn sich gestalten würde; man mußte eben noch immer abwarten, und deshalb entschloß man sich, das Ministerium der Schwäche durch ein Ministerium der Unbedeutendheit, des Ueberganges zu ersetzen, das sein ärmliches Dasein bis zur Entscheidungsstunde hinfristen konnte. Das Material hierzu lag unter den höhern Staatsbeamten zwar überall zur Hand, allein eben seiner Unbedeutendheit und Charakterlosigkeit wegen bedurfte es dem Lande gegenüber irgend einer Stütze, die es wenigstens eine Zeitlang aufrecht zu erhalten vermochte. Hierzu aber war nichts geeigneter, als eben die Grundrechte. Mit dieser Gabe in der Hand konnte es vor die Kammern treten, ohne eine sofortige Zurückweisung befürchten zu müssen — hatte es doch gleich am ersten Tage seines Daseins mehr errungen und gebracht, als das Märzministerium in dem ganzen Jahre seines Bestehens. Demgemäß gab der König den deutschen Grundrechten heute seine Zustimmung, durch deren entschiedene Verweigerung er gestern erst seine bisherigen Minister zum Rücktritt genöthigt hatte.

Wenn bisher Viele noch ihre Augen den hell leuchtenden Thatsachen verschlossen und in alter, gedankenloser Anhänglichkeit blind auf den guten, ehrlichen Willen des Königs gebaut hatten: jetzt, nach diesem nicht mehr zu mißdeutenden Spiele schwand endlich diese Vertrauensseligkeit. Nicht mehr der bloße Argwohn, die klare Erkenntniß, schmachvoll hintergangen zu sein, verbreitete sich nunmehr durch das ganze Land und versetzte das Volk in die bedenklichste Stimmung.

Unter solchen Verhältnissen trat das neue Ministerium Held-Beust

an die Stelle seines Vorgängers, die deutschen Grundrechte der allgemeinen Entrüstung als Schild entgegenhaltend. Man bedurfte wahrlich nicht erst der im Jahre 1857 von Herrn von Beust der ersten Kammer gegebenen Aufklärung, — daß es ja damals mit der Einführung der Grundrechte durchaus nicht ernst gemeint gewesen, und daß sie nur als momentanes Beruhigungsmittel habe dienen sollen — um die Absicht dieser plötzlichen Gewährung dessen, was bisher so hartnäckig verweigert worden war, zu durchschauen. Schon die Thatsache, daß während des mehr als zweimonatlichen Bestandes dieses Ministeriums, mit Ausnahme des Artikel 3 über die Freizügigkeit und des Jagdgesetzes, nicht der geringste Schritt zur wirklichen Ausführung der Grundrechte geschah, ließ keinen Zweifel darüber, daß man sie eben auch nur zu benutzen gedachte, um das Volk hinzuhalten. Als nun dies, von dem allgemeinsten Unwillen begrüßte Ministerium ebenfalls, dem alten Plane gemäß, Woche um Woche verstreichen ließ, ohne den Kammern irgend eine organische Gesetzvorlage zu bringen, die vom Landtage ausgehenden dringenden Anträge irgendwie zu beachten, noch auch den früheren Beschlüssen die königliche Annahme zu erwirken, da stieg die Erbitterung im ganzen Lande immer höher; und wären die Blicke nicht immer noch, wenn auch mit schwindendem Vertrauen, nach Frankfurt gerichtet gewesen, von wannen man die endliche Lösung all der Wirrnisse erwartete, es hätte sicher schon weit früher der vollberechtigte Zorn über dies unwürdige Spiel das sächsische Volk zur Selbsthülfe getrieben.

Endlich war unter schweren Wehen die Reichsverfassung zu Stande gebracht, und wie entschieden auch während der Berathungen die demokratische Partei in und außerhalb des Parlamentes gegen so manche ihrer Bestimmungen hatte ankämpfen müssen: jetzt, wo sie einmal in rechtsgültiger Weise als oberstes Reichsgesetz beschlossen und verkündet worden war, schwiegen alle Einwürfe, und dieses heilige Gut, das endlich nach Jahrhunderte langer Schmach und Ohnmacht Deutschland's Größe, Freiheit und Macht sicher zu stellen versprach, hatte fortan keinen hingebenderen, opferwilligeren Vertheidiger, als eben die Demokratie.

Am 28. März 1849 war die Reichsverfassung von dem Parlamente angenommen und Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Kaiser erwählt worden. Am 3. April traf die Deputation des Parlamentes, welche dem Könige seine Ernennung mittheilen sollte, in Berlin ein, und erhielt die bekannte höhnische Zurückweisung.

Es konnte sich wohl Niemand darüber täuschen, daß, wie befangen auch immerhin Friedrich Wilhelm in seinen nebelhaft mittelalterlichen Anschauungen sein mochte, etwaige hieraus entsprungene Bedenken gegen die Berechtigung des Parlamentes, aus eigener Machtvollkommenheit den deutschen Kaiserthron wieder aufzurichten, jedenfalls weit geringeren Antheil an jener Ablehnung der Krone hatten, als die mit ihrer Annahme verknüpfte Bedingung der vorgängigen Anerkennung der Reichsverfassung. Von seinen Vorfahren wenigstens konnte er keine allzu peinliche Gewissenhaftigkeit im Punkte des Nehmens ererbt haben, dagegen aber hat er selbst zur Genüge bewiesen, wie tief gewurzelt der Geist des Despotismus in seinem Geschlechte ist, wie unmöglich es ihm fiel, dem Wahn eines göttlichen, unbeschränkten Herrscherrechtes zu entsagen und anzuerkennen — nicht etwa daß das ganze Regierungsrecht nur ein Ausfluß des Volksrechtes sei — sondern selbst nur, daß dem Fürsten gegenüber das

Volk auch seine Rechte habe. Das Jahr 1848 hat gezeigt, wie er nur durch einen blutigen Kampf dazu gezwungen werden konnte, das 1815 von seinem Vater verpfändete Wort — dem Lande eine Verfassung zu geben — einzulösen, und — in welcher Weise er diese beschworene Verfassung gehalten hat!

Dem Kaiser — das war unschwer zu begreifen — konnte es nicht so leicht gelingen die Reichsverfassung wieder zu beseitigen oder nach seinem Belieben umzumodeln, wie dies wohl dem Könige von Preußen geworden war, denn hinter der Reichsverfassung stand das gesammte deutsche Volk in eifersüchtiger Wachsamkeit. Mit der Aufrichtung des Reiches unter den von dem Parlamente bestimmten Garantien, war sowohl dem offenen, als dem in konstitutionellen Scheinformen gehüllten Absolutismus in allen deutschen Staaten für immer ein Ende gemacht, und deshalb, aus tiefinnerstem Widerwillen gegen die Anerkennung der Volksrechte, wies Friedrich Wilhelm, mit Ueberwindung seiner hervorstechendsten Eigenschaft, der Eitelkeit, die ihm angebotene Kaiserkrone von sich. Er zog es vor, sich noch einige wenige Jahre auf dem morschen, schwankenden Throne seiner Vorfahren von dem leeren Traum unbeschränkter Machtfülle von Gottes Gnaden umgaukeln zu lassen, als daß er, an der Spitze der freien Nation, Deutschland seiner langen Verkommenheit entrissen und zu nie gewesener Macht und Herrlichkeit hinangeleitet hätte.

In dieser Geistesrichtung begegnete er sich mit den [illegible] deutschen Königen und Fürsten ähnlichen absolutistischen Gelüstens. Der Sinn für des Vaterlandes Ehre und Größe war ihnen ebenso fremd, als die Bereitwilligkeit, der Wiedererhebung Deutschland's auch nur das geringste jener Vorrechte zu opfern, die sie gegen seine Erniedrigung von Napoleon I. eingehandelt hatten. Wohl waren sie 1848 um die Wette freigebig gewesen mit den ausgedehntesten Versprechungen, wohl hatten sie Alle, gleich dem Könige von Sachsen, gelobt, „alle und jede Opfer zu bringen, welche die Einheit und Macht Deutschland's, als eines großen Ganzen erfordere," aber warum verläugneten sie denn alle ihre Zusagen, warum sträubten sie sich denn bis zum blutigen Bürgerkrieg gegen das Zustandekommen dieses großen Ganzen, als eben nur, weil es sie wirklich einige der so bereitwillig zugesagten Opfer gekostet hätte? An wem sonst, als einzig und allein nur an dieser kleinen Zahl Fürsten lag und liegt es noch, daß das einheitliche, mächtige und freie Deutschland bis zur Stunde nur erst ein Traum unserer Sehnsucht, aber keine Wirklichkeit ist? Wahrlich, sie haben Schweres auf ihrem Gewissen, und wenn auch die Gegenwart Langmuth übt, die Geschichte läßt sich das strafende Rächeramt nicht entreißen!

Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß die Zurückweisung der Reichskrone von Seiten Friedrich Wilhelm's im Einverständniß mit den anderen größeren Fürsten Deutschland's erfolgt war. Auch die Vertrauensseligsten mußten sich endlich an der Art, wie der Krieg in Schleswig-Holstein geführt wurde, überzeugen, daß jener Bund des Gottes-Gnadenthumes nicht einmal die Grenzmarken Deutschland's einhielt, sondern sich weit darüber hinausstreckte, ja sogar den Reichsfeind selbst umfaßte. Was später durch die Veröffentlichung der eigenen Briefe Friedrich Wilhelm's IV. bestätigt wurde, das drängte sich schon damals Jedem auf, der nur sehen wollte: der ganze Krieg in Schleswig-Holstein war nichts weiter, als eine schmachvolle Spiegelfechterei. Mit unerhörtester Gewissenlosigkeit wurde das

Blut der deutschen Krieger in einem verrätherischen Spiele hingeopfert. Von ihrem eignen obersten Kriegsherrn war ihnen verboten worden zu siegen — sie hätten ja durch ihren Sieg Deutschland's Ehre und Macht, des Volkes Recht und Freiheit gestärkt, während sie doch, ohne es zu ahnen, nur ausgesandt waren, um den unumschränkten Herrscherwillen des Dänenkönigs gegen Schleswig-Holstein's deutsche Bewohner zu unterstützen, die sich vermaßen, ihrem „angebornen Herrn" gegenüber Rechte haben und sie vertheidigen zu wollen. So offen trieb man den Betrug, daß die Neue Preußische Zeitung, das officiöse Regierungsblatt, sich nicht entblödete zu schreiben: „in Schleswig dagegen steht es schlecht, dort haben die Dänen eine Niederlage erlitten." Um Deutschland glauben zu machen, Friedrich Wilhelm IV. sei ernsthaft gewillt des Volkes heiliges Recht, des Vaterlandes Ehre mit dem Schwerte in der Hand zu schirmen, mußten Deutsche und Dänen sich gegenseitig morden, während die kriegführenden Könige sich über dem blutigen Schlachtfelde die Hände reichten und in traulichem Einverständniß das frevle Gaukelspiel lenkten — ein Gräuel, wie ihn die ganze Geschichte der Menschheit wohl noch nicht gesehen hatte!

Begegnete so der Blick, wenn man ihn über die Lage des Gesammt-Vaterlandes schweifen ließ, nichts weiter als einem Netze von Betrug und Verrath, mit dem das langmüthige, vertrauende deutsche Volk immer enger umgarnt wurde, so fand er, sich auf das engere sächsische Heimathland beschränkend, die Wiederholung dieses Schauspiels im Kleinen. War es ja doch ein und derselbe verabredete Plan, der hier wie dort befolgt wurde und überall dem gleichen Endzweck diente: Niedertretung des Volkes, das sich erkühnt hatte, Anerkennung seiner Rechte zu fordern; Verläugnung aller, der Angst abgenöthigten Versprechungen, und Wiederherstellung der unverkürzten Fürstengewalt, koste es auch noch so viele Eidbrüche, das Blut von Tausenden, die Gegenwart und Zukunft der ganzen Nation.

Bald nach Friedrich Wilhelm's Zurückweisung der deutschen Kaiserkrone gewannen die schon früher umlaufenden Gerüchte von einem geheimen Bunde der Könige zur Vernichtung aller Früchte des Jahres 1848, von einem bevorstehenden Einmarsche preußischer Truppen in Sachsen zur Unterstützung der ohne äußere Hülfe ohnmächtigen Reaktion u. s. w. eine täglich ernstere Bedeutung. Das ganze Verhalten der sächsischen Regierung aber schien in seinem Uebermuthe wie absichtlich darauf angelegt, sie zu bestätigen und das Volk zum Aeußersten herauszufordern. Mit einer Langmüthigkeit, die sich schwer strafen sollte, hatten die Kammern in ihrem fast unaustilgbaren Vertrauen auf die Treue und Rechtlichkeit des Königs das geradezu verhöhnende Gebahren auch dieses Ministeriums ertragen, so lange es nur irgend möglich war; endlich aber ließen die immer mehr sich häufenden Thatsachen keine weitere Selbsttäuschung mehr zu, und im Vollgefühl ihrer hohen Pflicht machten sie Gebrauch von dem einzigen schwachen Mittel, welches ihnen die Verfassung zum Schutze der Volksrechte hatte belassen müssen. Nachdem sie in Uebereinstimmung mit allen anderen Landesvertretungen der deutschen Staaten die Rechtsgültigkeit der Reichsverfassung feierlich ausgesprochen und ihre sofortige Anerkennung seitens der Regierung gefordert hatten, ohne dadurch irgend eine Zusage der Erfüllung dieses Verlangens erringen zu können, gaben sie übereinstimmend die Erklärung ab, daß das gegenwärtige Ministerium ihr und des Landes Vertrauen nicht besitze.

Die Lage der Dinge in Deutschland war zudem bereits so weit gediehen, daß die Reaktion von ihrem bisherigen Systeme des Abwartens und Hinhaltens getrost zu einem entschiedenen Auftreten vorgehen konnte, ja mußte. Ueber ein Jahr war seit dem Beginn der großen nationalen Bewegung verflossen, ohne daß das Einheitsverlangen des Volkes seiner Verwirklichung thatsächlich näher gebracht worden wäre. Das Reichsparlament, welches die Nation vertreten, ihrem Willen Ausdruck geben und Geltung verschaffen sollte, hatte einerseits durch seine Schwäche, seine Spaltungen und die ermüdende Dauer seiner Berathungen das allgemeine Vertrauen zum großen Theile wieder verscherzt, während es anderseits nie darauf bedacht gewesen war, sich auch mit jener Macht zu umgeben, durch die allein es seinen Beschlüssen hätte Gehorsam sichern können. Die Verkündigung der Reichsverfassung war seine letzte That: zu ihrer Einführung vermochte das Reichsparlament Nichts, es mußte sie dem guten Willen der Regierungen, oder, in Ermangelung dessen, der entschlossenen Thatkraft des Volkes in den Einzelstaaten anheimgeben. Damit war aber die Einheit der nationalen Bewegung aufgelöst in die alte Zersplitterung. Wohl hatten bereits 28 deutsche Regierungen freiwillig, der König von Würtemberg, durch das eigene Volk und Heer gezwungen, die Reichsverfassung anerkannt, und die Centralgewalt hätte somit immer über eine Militärmacht verfügt, die bei kräftiger Leitung und von der Stimmung des deutschen Volkes im Allgemeinen unterstützt, wohl ausreichen mochte, die widerspenstigen Regierungen unter das Gesetz zu beugen; allein der Reichsverweser selbst war ja im vollsten Einverständniß mit den verbündeten Königen, die jetzt der unverkürzten Aufrechthaltung ihrer Souveränetätsrechte eben so unbedenklich des Vaterlandes Wohl und Größe opferten, wie damals, wo sie durch den Verrath des deutschen Reiches sich von Napoleon diese Souveränetätsrechte erkauften. Es war eine Thorheit gewesen zu wähnen, dieser Erzherzog Johann, der Bruder des Kaiser Franz, der Großonkel Franz Joseph's, werde sich ernstlich dazu hergeben, die Freiheit des Volkes und die Einheit Deutschland's zu begründen, mit andern Worten, er könne gewillt sein, das alte Regierungssystem seines Hauses laut zu verdammen, seine Familie von ihrer Höhe in die zweite Stelle hinabzudrücken und mit eigner Hand die von den Habsburgern als Erbrecht betrachtete deutsche Kaiserkrone auf das Haupt des verhaßten Hohenzollern zu setzen. Wahrlich, wenn die Handlungsweise des Reichsverwesers eine Entschuldigung zuließe, so läge sie ausreichend darin, daß ihm ganz unbegreiflicher Weise die Anmuthung einer opferwilligen Seelengröße gestellt wurde, wie sie in allen Lebensschichten nur höchst selten angetroffen, in Fürstenhäusern aber bis jetzt vergebens gesucht wird. Keinem unsrer kleinen Könige fiel der Wortbruch schwerer, als das Aufgeben einiger Regierungsrechte an das Volk, einiger Flitter ihrer Scheinsouveränetät an die Reichsgewalt; und für den Habsburger handelte es sich um die wirkliche alte Größe seines Hauses, die er selbst zerstören sollte!

Somit war denn das deutsche Volk auf's Neue darauf angewiesen, sich die Einheit durch einen, in den Sonderstaaten gegen die widerstrebenden Regierungen geführten Kampf zu erobern, und die Reaktion wendete sich demgemäß von jetzt an mit ganzer Energie nach innen, das ohnmächtige Reichsparlament nur durch ihren ausgesprochendsten Hohn noch beachtend.

Am 3. April, gleichzeitig mit der ablehnenden Antwort Friedrich Wilhelm's IV. an die Deputation der Reichsversammlung, hatte das preu-

ßische Cabinet eine Circularnote an die deutschen Regierungen erlassen, dahin lautend, daß der König, in Anbetracht der Gefahren, welche Deutschland in Folge der erwartenden Abdankung des Reichsverwesers bedrohen könnten, bereit sei, die provisorische Centralregierung anzunehmen, jedoch festhalte an der Vereinbarung der Fürsten, und zu dem Ende eine Aufforderung an alle Regierungen ergehen lassen werde, Gesandte nach Frankfurt zu schicken, um dort Erklärungen über die deutsche Verfassung abzugeben.

Damit war dem neuen Stand der Dinge offen Trotz und Krieg geboten, die Autorität des seit neun Monaten tagenden Reichsparlamentes verläugnet und ihr Werk, die Reichsverfassung, geradezu als null und nichtig erklärt, während zugleich die Fürsten aufgefordert wurden, Deutschland's Geschicke nunmehr nach ihrem Sinne, d. h. ihren Sonderinteressen gemäß zu ordnen.

Nachdem die Reaktion sich einmal stark genug gefühlt hatte, dergestalt die Maske abzuwerfen, war auch ein rasches und entschiedenes Vorgehen derselben zu erwarten; doch sollte sich zunächst Friedrich Wilhelm IV. selbst in seinen Berechnungen getäuscht sehen.

Das Anerbieten, an Stelle des Reichsverwesers die provisorische Centralgewalt zu übernehmen, die Verfassung dagegen den Beschlüssen eines Fürstencongresses vorzubehalten, war denn doch etwas zu plump gestellt, als daß nicht Jeder die Absicht desselben sogleich durchschaut hätte. Friedrich Wilhelm IV. mochte wohl gern sein Haupt mit der deutschen Kaiserkrone schmücken, dagegen aber seinen Stolz und Eigenwillen nicht den Machtbeschränkungen der Reichsverfassung unterwerfen. Während nun die Letztere durch die Verweisung des Verfassungswerkes an die Fürsten beseitigt wurde, sollte die Annahme der Centralgewalt ihm die erstere sichern; denn war er einmal, wenn auch nur provisorisch im Besitze der Macht, wäre es wohl schwer gefallen, sie ihm wieder zu entreißen.

Die österreichische Regierung durchkreuzte diese Pläne. Sie bedeutete den Erzherzog Johann, die Reichsverweserschaft, die er hatte aufgeben sollen, noch zu behalten, lehnte die Beschickung eines Gesandtencongresses ab, und rief zugleich die österreichischen Mitglieder der Reichsversammlung zurück, angeblich weil diese durch die Proclamirung der Verfassung und die Kaiserwahl den Rechtsboden verlassen habe.

In dieser Weise gegen die nahe Gefahr einer preußischen Hegemonie gesichert, konnten sich die Regierungen der Mittelstaaten um so unbedenklicher mit Friedrich Wilhelm gegen die Reichsverfassung verbinden, und die Könige von Hannover, Würtemberg, Bayern und Sachsen versicherten das Kabinet zu Berlin in einer Kollektivnote, daß sie mit seinen Schritten in Bezug auf die deutsche Frage vollkommen einverstanden seien. So war der Bund, dem bald auch Oesterreich beitrat, schnell geschlossen, und die preußische Regierung ermahnte in ihrer Circularnote vom 28. April ihre Verbündeten, den gefährlichen Krisen, die in manchen Ländern durch ein starres Festhalten der Reichsversammlung an ihren Beschlüssen hervorgerufen werden könnten, gemeinsam ernst und kräftig entgegenzutreten, wo möglich aber sie durch ein entschiedenes Handeln und Vorwärtsgehen zu verhindern. Sie selbst sei dazu in vollem Umfange bereit, **und werde ihre Maßregeln so treffen, daß sie den verbündeten Regierungen die etwa gewünschte und erforderliche Hülfe rechtzeitig werde leisten können.**

Trat dieses Bündniß in seiner weiteren Ausdehnung auch erst jetzt an den Tag, so war es doch längst schon vorbereitet gewesen. Bereits im November des vorhergehenden Jahres hatten sich die Höfe von Berlin, Dresden und Hannover insgeheim darüber verständigt, die ganze Bewegung, sobald die Gelegenheit sich günstig zeige, mit Gewalt der Waffen zu unterdrücken. Einer der eifrigsten Förderer dieses Complotts war Hr. v. Beust, damals sächsischer Gesandter in Berlin. Oberländer hatte selbstverständlich keine Kenntniß von diesem Treiben; ob der König, — der gerade damals bei jeder Gelegenheit seinen Entschluß, für Deutschland's Einheit und Freiheit auch die schwersten Opfer bringen zu wollen, so lebhaft betheuert, — eingeweiht war, oder das Ganze auch hinter seinem Rücken geschah, ist noch unaufgeklärt. Das spätere erweiterte Bündniß war nur eine Frucht jener ersten Verabredungen.

Die weiteren Schritte dieser Fürstenverschwörung erfolgten denn auch rasch und übereinstimmend. In Bayern, Hannover, Preußen und Sachsen wurden die Landtage aufgelößt oder vertagt, und der Umstand, daß die Reichsversammlung durch Beschluß vom 26. April die Sonderregierungen aufgefordert hatte, bis zur erfolgten Anerkennung der Reichsverfassung von ihrem Rechte der Kammer-Vertagung oder Auflösung keinen Gebrauch zu machen, bot nur eine willkommene Gelegenheit, das Volksparlament durch ein directes Zuwiderhandeln auf's Neue zu verhöhnen.

Allein, wie geschickt auch die Fäden geschlagen sein mochten, wie sicher man auch auf das Gelingen des Complottes hoffte, so traten doch Ereignisse ein, welche die Verbündeten zur Vorsicht mahnten; und was sich gegen Ende April in Württemberg zutrug, war nicht geeignet ihr Vertrauen in die eigene Kraft zu erhöhen.

Ganz der Verabredung gemäß hatte der König von Württemberg — genau so wie einige Tage später der König von Sachsen — auf die von dem Landtage an ihn ergangene Aufforderung zur Anerkennung der Reichsverfassung zunächst seine volle Bereitwilligkeit, der Herstellung von Deutschland's Einheit und Größe jedes Opfer zu bringen betheuert, dann mit Bedauern das augenblickliche Nichtzustandekommen derselben dem Widerstreben der andern (verbündeten) Regierungen zugeschrieben, und endlich versprochen, die Reichsverfassung anzuerkennen, sobald nur jene damit vorangegangen sein würden. Dies unwürdige Manöver, nach welchem jeder der Verschwornen dem eigenen Volke gegenüber die Schuld auf die andern schob, war in diesem Falle schnöde mißlungen. Volk und Heer durchschauten die List und drangen einmüthig auf die sofortige Anerkennung der Reichsverfassung, welcher Forderung sich denn auch der König, nachdem alle Ausflüchte erschöpft waren, nothgedrungen hatte fügen müssen.

Mochten immerhin diese Vorgänge, welche bereits am 24. April mit dem Nachgeben des Königs ihren vorläufigen Abschluß gefunden hatten, die Machthaber Sachsen's betreten machen, zu einer Umkehr auf der eingeschlagenen verhängnißvollen Bahn konnten sie dieselben nicht bewegen; vielmehr bemächtigte sich ihrer mit dem Herannahen der Entscheidungsstunde ein Uebermuth, der selbst die Wahrung des bloßen Scheines, der äußerlichsten Anstandsformen für nunmehr überflüssig zu halten schien.

Nachdem die Kammern am 12. und 14. April die sofortige Anerkennung der Reichsverfassung beschlossen, am 23. und 27. ihre Mistrauenserklärung gegen das Ministerium erlassen hatten, verlangte dieses nichtsdesto-

weniger noch am 28. die Fortbewillung der Steuern, und als die erste Kammer sie verweigerte, wurde noch am selben Tage das Auflösungsdekret des Landtages vom Könige unterzeichnet und den einzelnen Mitgliedern am nächsten Morgen abschriftlich zugefertigt. Auf den Protest der beiden Kammerpräsidenten gegen dies verfassungswidrige, meuchlerische Abthun der Landesvertretung, mußte jedoch eine letzte Sitzung auf den 30. April anberaumt werden, in welcher, ohne Beisein auch nur eines Ministers, ein Regierungscommissär die Auflösung, den Bestimmungen der Geschäftsordnung gemäß, vollzog. Selbst diese Gelegenheit durfte sich der Geist kleinlicher Malice, der die sächsische Reaktion durchweg charakterisirt, nicht entgehen lassen, und demgemäß wurde mit der Vollziehung dieser, den ausgesprochenen Willen des Reichsparlamentes wie des sächsischen Volkes offen verhöhnenden Maßregel der einzige entschieden freisinnige Regierungsrath, Todt, selbst Mitglied der ersten Kammer und des Vorparlaments, beauftragt.

Wohl erkennend, daß der wahre Grund dieser plötzlichen Auflösung zunächst in dem Widerstreben gegen die Reichsverfassung liege, hatte sich die erste Kammer noch am letzten Sitzungsmorgen beeilt, die Differenzpunkte der beiden Kammern in ihren Beschlüssen über die Anerkennung der Reichsverfassung zu erledigen und das Direktorium mit der Abfassung der betreffenden Landtagsschrift zu beauftragen. In beiden Kammern erhoben sich noch Stimmen ernster Warnung vor den Gefahren und der Verderblichkeit des von der Regierung eingeschlagenen Weges, dann schlossen sie ihre Sitzungen mit einem begeisterten Hoch auf Deutschland's Einheit und Freiheit und die, beide verbürgende Reichsverfassung.

So endete, nach dreimonatlichem fruchtlosen Kämpfen und Ringen dieser Landtag, dem von der jubelnden Reaktion die Bezeichnung als Unverstandslandtag nachgeschleudert wurde, weil es so langer Zeit und so gehäufter Belehrungen bedurfte, sein Vertrauen in die Treue und den redlichen Willen des Königs endlich in das Gegentheil zu verwandeln, und er in seiner blinden Zuversicht auf feierliche Gelöbnisse und Versprechungen, den Zeitpunkt ungenützt hatte verstreichen lassen, wo es ihm durch ein festes, rücksichtsloses Auftreten noch möglich gewesen wäre, die verrätherischen Anschläge der Reaktion zu nichte zu machen und ihre späteren Triumphe zu vereiteln.

Das Ministerium hatte in seiner, das Auflösungsdekret begleitenden Erklärung „an das sächsische Volk“ sich verpflichtet erachtet, zu sagen, „warum es vor der Majorität dieser Kammern nicht zurücktrete“, und die Hoffnung ausgesprochen, in den neu zu wählenden Kammern einer größern Bereitwilligkeit zu einträchtigem Zusammenwirken zu begegnen. Um so größer mußte daher die allgemeine Ueberraschung sein, als sich bereits am nächsten Morgen die sichere Kunde von der bereits erfolgten Auflösung dieses Ministeriums selbst verbreitete. Die Minister Held, v. Ehrenstein und Weinlig waren abgetreten oder hatten vielmehr, wie es hieß, ihre Entlassung unerbeten zugeschickt bekommen, und nur v. Beust und Rabenhorst, Kopf und Hand der sächsischen Reaktion, waren im Amte verblieben.

Das in der Geschichte des Constitutionalismus bis dahin noch unerhörte Vorkommniß einer gleichzeitigen Auflösung von Landtag und Ministerium, findet seine Erklärung theils in den Planen der Reaktion, theils in den Ereignissen jener Tage. Sachsen, wie die meisten deutschen Staaten,

hatte seit Anfang der Bewegung im vorigen Jahre eine doppelte Regierung gehabt: eine scheinbare, die Nichts vermochte, aber durch einige populäre Namen das Volk in Vertrauen wiegen und einschläfern sollte, während zugleich Sorge getragen war, einem etwaigen kräftigen Auftreten desselben durch Beiordnung eines „Vertrauensmannes", wie es im Ministerium Oberländer-v. d. Pfordten war, vorzubeugen; und eine wirkliche, die thatsächlich Alles bestimmte und leitete, deren Träger aber sich im Dunkel hielten. Auch das Ministerium Held bestand in seiner Majorität aus bloßen Puppen: Held, v. Ehrenstein und Weinlig waren nur vorgeschobene Namen, während die ganzen Zügel der Regierung, vereint mit den Fäden der Reaktion allein nur in der Hand des Ministers des Aeußern, v. Beust, lagen. Jenen Erstgenannten scheint das ganze Complott der Könige, wenigstens seiner weitern Absicht nach, ein Geheimniß geblieben zu sein; denn es ist außer Zweifel, daß sie, wenn nicht die Pflicht, so doch die Nothwendigkeit der Anerkennung der Reichsverfassung eingesehen, dieselbe mit Nachdruck vom Könige gefordert und auch wirklich bereits erlangt hatten. Demgemäß war gleichzeitig mit dem, die Kammerauflösung verfügenden Dekrete ein zweites, die Anerkennung der Reichsverfassung aussprechend, in die k. Hofbuchdruckerei abgegeben worden, welches gleich am Tage der Auflösung des Landtages veröffentlicht werden sollte. Sei es nun, daß mit diesem scheinbaren Eingehen auf ihre Forderungen jene Minister, deren man zur Auflösung der Kammern noch bedurfte, nur getäuscht werden sollten, bis dies geschehen war; sei es, daß die Vorgänge in Württemberg soweit Besorgnisse erweckt hatten, daß man einen Augenblick wirklich bereit gewesen, sich für jetzt dem Willen des Volkes zu beugen, welcher Schwäche man sich am folgenden Tage schon entschlug, als die Zusicherung militärischer Hülfe seitens der preußischen Regierung eingetroffen war: Thatsache ist, daß gleich nach der am 30. April erfolgten Auflösung des Landtages das, die Anerkennung der Reichsverfassung verkündende Dekret wieder aus der Druckerei verschwunden war oder zurückgenommen wurde, und die getäuschten Minister Held, v. Ehrenstein und Weinlig in Folge dessen sofort ihre Entlassung nahmen oder erhielten, eine Maßregel, die sich begreiflicherweise auf die Eingeweihten, v. Beust und Rabenhorst, nicht zu erstrecken hatte.

So bestand denn in jenen verhängnißvollen Tagen weder eine Landesvertretung noch eine verfassungsmäßige Regierung, denn wenn auch, trotz der Solidarität des Ministeriums, nach dessen Entlassung die Chefs der zwei untergeordneten Departements des Auswärtigen und des Krieges in ihrer Stellung verblieben, so konnte doch gerade diese Minorität am allerwenigsten eine Staatsregierung repräsentiren, und es war nur ein neues Hinwegsetzen über alle Bedingungen eines verfassungsmäßigen Zustandes, wenn diese, überdies noch von dem entschiedensten Mißtrauen des ganzen Volkes gezeichneten Persönlichkeiten sich dennoch das „Gesammtministerium" zu nennen und als solches zu bethätigen wagten. Ganz der Sache angemessen führte nicht eine, selbst nur in formeller Beziehung rechtmäßige Regierung, sondern die nackte Reaktion den Kampf gegen die Nation, und die nachträglichen Lobhudler jener Männer verrathen, in Ermangelung alles Rechtsinnes, doch immerhin einige Gesetzkenntniß, wenn sie bekennen, daß dieselben ihre Existenz und unzweifelhaft auch ihr Leben auf das Spiel gesetzt hatten, sobald das Volk siegte.

Obwohl es keinem Zweifel unterliegen konnte, daß sowohl die Auflösung der Kammern, wie die Entlassung der drei Minister lediglich eine Consequenz des Beschlusses war, die Reichsverfassung nicht anzuerkennen und überhaupt von jetzt an offen mit der Bewegung des letzten Jahres, der man bisher scheinbar nachgegeben, zu brechen, so hoffte das sächsische Volk in seiner kaum zu erschöpfenden Langmuth doch immer noch auf den guten Willen und die politische Ehrlichkeit des Königs selbst, und aus allen Theilen des Landes drängten sich die Deputationen von Stadtmagistraten, Ortsvorständen, Genossenschaften und Vereinen jeder Art mit Adressen an den König, die in rührendster, eindringlichster Weise seinen Sinn zu erweichen suchten, in schonendster Form ihn an seine wiederholten Versprechungen, an seine höchste Pflicht, Sachsen und Deutschland gegenüber, mahnten. Die Hauptstadt des Landes stellte sich an die Spitze dieser Kundgebungen des allgemeinen Rechtsbewußtseins und Volkswillens. Schon die erste ihrer wiederholten Adressen ließ den ganzen Ernst der Lage erkennen und charakterisirte in ihrer festen, männlichen Sprache des sächsischen Volkes Stimmung in jenen Tagen.

Aehnlich lautende Adressen liefen aus allen größern Städten des Landes, aus Leipzig, Chemnitz, Freiberg, Zwickau u. a. m. ein. Die Bürgerwehr Dresden's ebenfalls wandte sich mit einer Eingabe direkt an den König, in welcher sie aussprach, daß sie die „Ueberzeugung von der dringenden Nothwendigkeit der sofortigen Anerkennung der Beschlüsse der Frankfurter Nationalversammlung wegen der deutschen Reichsverfassung theile und daß sie, ihrer Pflicht zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung jederzeit eingedenk, doch gegen ihre Mitwirkung zu Maßregeln, welche die Gültigkeit der deutschen Reichsverfassung in Frage stellen sollten, sich feierlichst verwahre."

Diesen dringenden Bitten, diesen vollberechtigten Forderungen des ganzen Volkes setzte der König unbeugsam sein starres „Nein!" entgegen. Die allen jenen Deputationen gewordenen Antworten waren in einer Weise gleichlautend unter sich und mit jenem ersten Erlasse des Königs von Württemberg, daß die Vermuthung gerechtfertigt erscheint, sie seien von irgend einer Centralstelle aus den verbündeten Fürsten geradezu in den Mund gelegt worden. Hier wie dort dieselben Betheuerungen der größten Opferwilligkeit für Deutschlands Größe, Einheit und Freiheit, während nur darauf gesonnen wurde, diese um jeden Preis zu hintertreiben, um sich alle Opfer, wie unbedeutend sie auch seien, zu ersparen; hier wie dort dieselbe ungescheute Versicherung, daß einzig nur aus Rücksicht auf das wahre Wohl des Volkes die Anerkennung der Reichsverfassung noch vorenthalten werden müsse, während doch eben dieses Volk in allen seinen Schichten fast mit Einstimmigkeit sich klar bewußt war und es laut ausgesprochen hatte, daß sein Wohl nur gesichert werde durch die unbedingte Herrschaft von Recht und Gesetz, diese aber die sofortige Anerkennung der Reichsverfassung forderten; hier wie dort dieselbe trügerische Zusage, daß die nur vorbehaltene Anerkennung freudig erfolgen werde, sobald nur die andern widerstrebenden Fürsten ihre Bedenken gegen dieselbe aufgegeben, und namentlich die preußische Regierung damit vorangegangen sein würde; während man bereits das feste Versprechen hatte, daß die andern Verbündeten ihre „Bedenken" ebensowenig ungezwungen aufgeben und sich ihren eigenen Völkern gegenüber ganz ebenso auf die immer nicht weichenden „Bedenken" des

Königs von Sachsen und der Anderen berufen; während Friedrich Wilhelm IV. den Verschwornen zugleich heimlich seine Soldaten zur Niederwerfung ihrer Völker anbot, wenn diese sich etwa beikommen ließen, die Erfüllung der ihnen gemachten Verheißungen erzwingen zu wollen.

So war es denn beschlossen, offen ausgesprochen, was die Hellersehenden so oft und lange schon den Vertrauensseligen vergebens zugerufen: alle Früchte der Bewegung des großen Jahres 1848 sollten gewaltsam wieder vernichtend werden; man wollte keine Ausgleichung, keine Verständigung, sondern den Kampf; man suchte, man erzwang ihn schließlich. Dies bezeugt zum Ueberfluß noch der Commandant der preußischen Hülfstruppen, Graf Waldersee selbst, dessen Urtheil über diesen Entschluß der sächsischen Machthaber zu bezeichnend für die Denkweise dieser ganzen Partei ist, als daß es hier nicht Platz finden sollte.

„Die Geschichte wird zweifelhaft sein", meint der Herr Graf, „wem sie in dieser entscheidenden Stunde eine größere Bewunderung zu zollen hat, ob den drei Männern (Zschinsky, v. Beust und Rabenhorst), welche fest und klar, besonnen und unbeirrt von dem tobenden Geschrei des großen Haufens, wie von dem scheuen Bedenken der Mehrzahl der Gebildeten, ihre Existenz und unzweifelhaft auch ihr Leben auf das Spiel setzten, sobald der Aufruhr siegte, oder einem Monarchen,... der sehr wohl erkannte, daß seine Weigerung zum Bürgerkrieg führen **mußte**, auf den von vielen, selbst den wohlmeinendsten Seiten her drei lange Tage hindurch eingestürmt wurde, dem Blutvergießen durch Eingehen in die „Wünsche des Volkes" vorzubeugen, — und der dennoch an der eigenen Ueberzeugung festhielt: daß der Augenblick gekommen sei, wo jede fernere Concession nur der erste Schritt auf dem unwiderbringlich zum Umsturz des Thrones und der gesellschaftlichen Ordnung hinabführenden Weg sein würde *)".

Voraussehend, daß nach dem Zuspätekommen der Hülfe in Württemberg, die nächste Entscheidung in Sachsen erfolgen müsse, hatte die preußische Regierung in Gemäßheit ihres Versprechens bereits Befehl gegeben, zwei Divisionen an der Grenze, bei Halle und Görlitz, zusammenzuziehen. Erfahrungsmäßig jedoch pflegten die preußischen Veranstaltungen zum aktiven Vorgehen in der Regel zu spät zu kommen, und so waren denn auch diese Truppen beim Ausbruche des Kampfes in Dresden noch nicht verfügbar, und man sah sich genöthigt, vorerst einige Bataillone aus Berlin und dessen Umgebungen zu senden, bis dann erst mehrere Tage später die Verstärkungen aus Torgau und Görlitz eintrafen.

Ueber den staatsrechtlichen Charakter dieses ganzen Komplottes und der zu seiner Durchführung ergriffenen Mittel, konnte unter seinen Theil-

---

*) Graf Waldersee, der Kampf in Dresden, 1849. S. 4 u. 5. Der Herr Graf ist weit entfernt davon, mit diesen Worten der furchtbarsten Anklage den König und seine Minister auf ironische Weise brandmarken zu wollen; er spricht vielmehr in vollem, trockenstem Ernste. Gebührt ihm sonach Dank für die Aufrichtigkeit, mit welcher er die allgemeine Ueberzeugung bestätigt, daß die sächsische Regierung absichtsvoll den Kampf herbeizuführen suchte, so möge er doch selbst die Logik seiner hieran geknüpften Bemerkung verantworten, der zufolge der absichtlich provocirte Bürgerkrieg das beste Mittel zur Sicherstellung der „gesellschaftlichen Ordnung" — Pflichterfüllung und Worthalten, Eingehen auf die „Wünsche des Volkes" und Beugen unter Recht und Gesetz dagegen der „erste Schritt auf dem unwiederbringlich zum Umsturz des Thrones führenden Weg" sein sollte.

habern selbst nicht der geringste Zweifel herrschen. Gelänge es auch wirklich einer sinnverdrehenden Rabulistik, von einem wortklaubenden juristischen Standpunkte aus die unbedingte Rechtsgültigkeit der Reichsverfassung als nicht ganz unanfechtbar darzustellen, so wurzelt diese doch in einer unvergleichlich höhern Autorität, als selbst die aller Gerichtshöfe der Erde zu bieten vermag: die Reichsverfassung war das Werk und der Wille der gesammten deutschen Nation, ihre Rechtsgültigkeit war anerkannt von dem ganzen Volke durch alle seine Landesvertretungen und jedes ihm zu Gebote stehende Organ, sie war endlich bestätigt von 29 unter den 34 Regierungen Deutschlands. Keinen denkbaren berechtigten Standpunkt gibt es, von dem aus es jenen widerspänstigten fünf Regierungen zugestanden hätte, das allgemein anerkannte Recht zum Unrecht zu stempeln. Sowohl nach dem Völkerrechte wie nach dem deutschen Bundesrechte hatten diese, von ihren eignen Volksvertretungen offen verläugneten Regierungen sich dem Beschlusse der großen Mehrheit ihrer Genossinnen, dem laut ausgesprochenen Willen der ganzen Nation ohne Widerrede zu unterwerfen, und auch der zeitweilige Sieg kann ihre Auflehnung und bewaffnete Empörung nicht davor schützen, daß sie bis an's Ende der Geschichte von allen Unbefangenen als ein Verrath an allen ihren Pflichten gegen das eigene Volk wie gegen das gesammte Vaterland gebrandmarkt werde, als ein um so frevelhafteres Verbrechen, da es einzig und allein nur der Befriedigung fürstlichen Hochmuthes und rücksichtslosester Selbstsucht dienen sollte, der unbedenklich das Wohl und die Freiheit der Nation, die Größe und Herrlichkeit Deutschland's, und — die eigene Ehre zum Opfer gebracht wurde.

Mit dem freundnachbarlichen Anerbieten der preußischen Truppen zur Bekämpfung der deutschen Reichsverfassung in den Sonderstaaten, sowie mit der Annahme dieser „Hülfe" seitens der sächsischen Regierung waren ferner nicht nur die sämmtlichen einschlagenden Bundes- und Reichsgesetze, sondern auch die sächsische Verfassung in den Staub getreten.

Artikel 13 des Reichsgesetzes über die provisorische Centralgewalt lautet:

> „Mit dem Eintritt der Wirksamkeit der provisorischen Centralgewalt hört das Bestehen des Bundestages auf."

Am 12. Juni 1848, nachdem der Reichsverweser in der Paulskirche der Reichsversammlung den Eid geleistet, begab er sich in den Bundespalast, woselbst in öffentlicher Plenarsitzung der Präsident der Bundesversammlung eine Ansprache an ihn richtete, welche nach Aufzählung desjenigen, wozu die Bundesversammlung verfassungsmäßig berechtigt war, mit den Worten schloß:

> „Die Bundesversammlung überträgt Namens der deutschen Regierungen die Ausübung dieser, ihrer verfassungsmäßigen Befugnisse und Verpflichtungen an die provisorische Centralgewalt; sie legt sie insbesondere mit dem Vertrauen in die Hände Ew. Kais. Hoheit, als des deutschen Reichsverwesers, daß für die Einheit, die Macht und die Freiheit Deutschlands Großes und Erfolgreiches erzielt werde. . . . . Mit diesen Erklärungen sieht die Bundesversammlung ihre bisherige Thätigkeit als beendet an."

Nachdem die Regierungen selbst die Centralgewalt anerkannt und mit allen Rechten des Bundestages betraut hatten, mußten sie, auch ohne weitere Erklärung, die Autorität des Reichsverwesers in allen einschlagenden

Fällen anerkennen. Daß dies wirklich geschehen, beweist die Thatsache, daß der Verordnung des Reichsministeriums zufolge am 6. August 1848 die sächsischen Truppen, der König an ihrer Spitze, dem Reichsverweser feierlich gehuldigt hatten, während in Preußen durch einen Armeebefehl bekannt gemacht worden, daß der Reichsverweser den Oberbefehl über die deutschen Truppen übernommen habe.

Ergibt sich schon hieraus, daß ohne Vorwissen und Befehl des Reichsverwesers die preußische Regierung ebensowenig befugt war, ihre Truppen der sächsischen zur Disposition zu stellen, als es dieser zustand, die so gebotene Hülfe in Anspruch zu nehmen, so ergibt sich dies noch unwiderleglicher aus dem Bundesrechte, das unter allen Umständen in Kraft blieb, soweit es nicht aufgehoben war, und dessen Träger nach der oben angezogenen Erklärung des Bundespräsidenten derzeit nur die Centralgewalt war.

Artikel 25 und 26 der Wiener Schlußakte bestimmen:

1) daß einzig nur die Bundesversammlung, jetzt die mit ihren Befugnissen bekleidete Centralgewalt, den einzelnen Regierungen im Falle von Unruhen Hülfe leisten durfte, somit die selbstständige Einmischung Dritter ausgeschlossen war; 2) daß die bedrohte Regierung diese Hülfe beanspruchen konnte, jedoch 3) nicht eher, als bis sie die ihr verfassungsmäßig und gesetzlich zustehenden Mittel erschöpft hatte; 4) daß die Bundesversammlung, jetzt die Centralgewalt, der Regierung des betreffenden Staates diese Hülfe unaufgefordert leisten könne, aber 5) nur, wenn der Fall unter 3, die Ohnmacht der bedrohten Regierung, und zugleich der Umstand eingetreten war, daß die Letztere durch den Drang der Verhältnisse behindert war, die Bundeshülfe selbst zu beanspruchen.

Diesem klaren Wortlaut des Gesetzes gegenüber wird das folgende Schreiben, welches angeblich die Hülfe des preußischen Staatsministeriums erwirkt haben soll, um so größeres Staunen erwecken, als es, wie sogleich gezeigt wird, mit diesem Zweck gar nichts gemein hatte, sondern nur bestimmt war, den ganzen unerhörten Vorgang in den Augen des Publikums zu beschönigen.

„Seit mehreren Tagen waren an Se. Majestät den König Seitens hierländischer Gemeinden und Corporationen Adressen und Gesuche gerichtet worden, welche die Anerkennung der von der deutschen Nationalversammlung in zweiter Lesung beschlossenen Reichsverfassung zum Gegenstande hatten. Se. Majestät haben bei der Allerhöchstihnen beiwohnenden Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Verbesserung jener Verfassung, und im vollständigen Einverständnisse mit der von Sr. Königl. preuß. Majestät in dieser Beziehung ausgesprochenen Ansicht, gerechtes Bedenken getragen, diesem Gesuche zu willfahren, um so mehr, da die hiesige Regierung ihre Geneigtheit, an weiteren Verhandlungen über eine neue, modificirte Reichsverfassung Theil zu nehmen, bereits mehrfach zu erkennen gegeben hat. Die aus dieser Veranlassung im Lande sich kundgebende und von Uebelwollenden genährte Aufregung war inmittelst in bedenklichem Grade gestiegen und es sind am heutigen Morgen in hiesiger Residenzstadt Excesse ausgebrochen, welche die Anwendung der Schußwaffe mehrfach nothwendig gemacht haben. Bei dem sich stündlich steigernden Anwachsen der aufrührerischen Masse ist aber eine baldige größere Ausdehnung der Unruhen zu besorgen, welche offen-

bar auf den Ausbruch einer weitverzweigten Bewegung hindeuten. Unter diesen Umständen, und da die dermalen im Lande befindlichen militärischen Kräfte, nach erfolgter Entsendung einer königl. sächsischen Brigade nach Schleswig-Holstein, nur von beschränktem Umfange sind, muß es der diesseitigen Regierung daran gelegen sein, zur schneller Wiederherstellung der in hiesigem Lande gestörten Ordnung auf die freundnachbarliche Hülfsleistung eines Bundesgenossen mit Sicherheit rechnen zu können. Das unterzeichnete Ministerium sieht sich daher, auf Befehl Sr. Majestät des Königs, in dem Falle, an die königl. preußische Regierung das ganz ergebenste Ersuchen zu richten, daß es derselben gefällig sein wolle, einige Bataillone wohlgeübter Truppen mit thunlichster Beschleunigung in die Nähe hiesiger Residenz vorrücken zu lassen, sowie demnächst eine noch größere Anzahl königl. preußischer Truppen in Bereitschaft zu halten, um davon, im Falle eintretenden Bedürfnisses, den entsprechenden Gebrauch machen zu können. Die diesseitige Regierung glaubt nach den preußischerseits in dem neuesten jenseitigen Circularschreiben vom 28. v. M. erklärten Ansichten, der diesfallsigen jenseitigen Willfährigkeit mit Zuversicht entgegensehen zu können, indem sie diesen ihren Antrag in dem Artikel IX der Bundesakte und Artikel XXV und XXVI der Wiener Schlußakte enthaltenen bundesrechtlichen Bestimmungen hinreichend begründet findet. Indem das unterzeichnete Ministerium zu dem obgedachten Endzwecke die gefällige Vermittelung des königl. preußischen Staatsministeriums in Anspruch nimmt und einer baldgefälligen geneigten Rückäußerung entgegensieht, benutzt dasselbe mit wahrem Vergnügen auch diesen Anlaß, um dem gedachten königl. preuß. Staatsministerium die Versicherung seiner ausgezeichnetsten Hochachtung zu wiederholen.

Dresden, 3. Mai 1849.

Königl. sächs. Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

v. Beust.

Um seinem Schritt in den Augen Unwissender einen Schein von Gesetzmäßigkeit zu verleihen, nahm Herr v. Beust keinen Anstand sich auf eben jene Artikel des Bundesrechtes zu berufen, die ihn nach jeder Seite auf's Entschiedenste verdammen, denn

1) durfte nur die oberste Reichsgewalt die erbetene Hülfe leisten; nicht durfte diese Hülfeleistung „freundnachbarlich“, nicht von einer Einzelregierung, nicht daher auch von der preußischen Regierung, nicht ohne Vorwissen der deutschen Reichsgewalt erbeten worden, nicht ohne ihr Geheiß erfolgen.

2) Mußte jenem Artikel XXVI zufolge das Hülfegesuch von der Regierung, d. h. vom Könige selbst und dem Gesammtministerium ausgehen; es mußte, als eine inhaltsschwere Maßregel, die einen Ausnahmezustand, eine zeitweilige Aufhebung wenigstens der verfassungsmäßigen Garantien sowie der Selbstregierung Sachsen's in sich schloß, durch einen Gesammtministerialerlaß mit den Unterschriften sämmtlicher verantwortlicher Minister versehen, zur öffentlichen Kunde gebracht werden. Statt dessen erscheint hier nachträglich ein bloßes Privatschreiben des Herrn v. Beust, worin allerdings auch des Königs so nebenbei Erwähnung geschieht, dem aber sogar die königl. Unterschrift, und damit jede Beglaubigung

fehlt, daß es mit Vorwissen und im Auftrage selbst nur des Königs erfolgt sei.

3) Es widerspricht aber dieser Antrag auch darin den Bestimmungen der von ihm selbst angezogenen Artikel der Wiener Schlußakte, daß er die auswärtige Hülfe begehrte, nicht nur ehe die zur Stillung von Unruhen verfassungsmäßig zu Gebote stehenden Mittel erschöpft, sondern ehe dieselben auch nur angewendet worden waren.

Das Gesetz vom 15. November 1848 schreibt ausdrücklich vor, daß bei Störungen der öffentlichen Ruhe allemal zuerst die Communalgarde — und zwar zunächst die des Ortes selbst und dann, nach Bedürfniß, die der Umgegend, — und nur, wenn dieser die Herstellung der Ruhe nicht gelingt, das Militär zu gleichem Zwecke zu verwenden sei.

Jenes Schreiben des Herrn v. Beust ist vom 3. Mai datirt, an dem, außer einigen, Nachmittag (nicht des Morgens, wie Hr. v. B. schreibt) beim Zeughause gewechselten Schüssen, noch gar keine Feindseligkeiten vorgefallen waren. Um sein, nach jeder Seite hin gesetzwidriges Unterfangen in den Augen des Publikums nur einigermaßen zu begründen, führt das Ministerium des Aeußern an: „es besorge eine größere Ausdehnung der Unruhen und halte deßhalb und da die einheimischen Truppen nach Entsendung der Brigade nach Schleswig-Holstein und von beschränktem Umfange seien, die preußische Hülfsleistung für räthlich.“ Allein — wie jenes Bundesgesetz ganz bestimmt ausspricht — nicht die bloße Befürchtung, mit den zu Gebote stehenden Mitteln die möglicherweise etwa eintretenden Unruhen nicht bewältigen zu können, berechtigte die Regierung schon zur Anrufung der Reichshülfe, sondern erst der erfolglos gemachte Versuch. Es mußte zunächst die Communalgarde Dresden's und der Umgegend aufgefordert, dann, nachdem diese sich unzureichend oder unwillfährig erwiesen, das sächsische Militär herangezogen worden sein, ehe weitere Schritte bei der Centralgewalt geschehen durften. Alles dies war unterblieben, über alle gesetzlichen Bestimmungen hatte man sich hinweggesetzt, und statt an die allein zuständige Behörde zu gehen — der man freilich, bei aller Bereitwilligkeit des Reichsverwesers und seiner Minister, doch nicht offen die Anmuthung stellen durfte, selbst die Reichsverfassung zu bekämpfen — steigerte man noch die Aufregung durch die heimliche, aber dennoch verrathene Herbeirufung fremder, der deutschen Verfassung feindlichen, der sächsischen nicht vereideter Truppen. Das ganze, Recht und Gesetz niedertretende Gebahren der preußischen Regierung aber ließ das sächsische Volk nur zu klar erkennen, was auch ihm durch die Anrufung der „freundnachbarlichen Hülfe“ gerade dieser Macht zugedacht war, und machte ihm die entschlossene Abwehr dieses, sowohl die Reichsgesetze als die eigene Landesverfassung umstürzenden feindlichen Einfalles nur doppelt zur unabweisbaren Pflicht.

Die Erhebung.

Bis zum 3. Mai hatte sich die Aufregung der Gemüther über die hartnäckige Weigerung des Königs und den ganzen verfassungswidrigen Zustand Dessen, was sich als „Regierung“ gab, nur durch vereinzelte Gruppen von Einwohnern aller Stände und jeder politischen Richtung bemerkbar gemacht, die in der Nähe des Schlosses mit größter Spannung die Rückkehr der an den König entsendeten Deputationen und ihre Berichte über die von ihm ertheilte Antwort erwarteten. Noch immer wollte man die Hoffnung auf eine Sinnesänderung nicht ganz aufgeben, zumal auch der, von der Centralgewalt zur Ausführung der Parlamentsbeschlüsse vom 26. April abgeordnete Reichscommissär, der Großherzoglich Weimar'sche Staatsminister v. Watzdorf, noch in Dresden anwesend war und, wie zu verhoffen stand, es nicht an den nöthigen Bemühungen hatte fehlen lassen, den Befehlen der obersten Reichsbehörde Gehorsam zu erwirken.

Mit welcher Sicherheit dagegen die Regierung auf den Kampf rechnen zu können glaubte, geht aus allen von ihr getroffenen Vorbereitungen hervor, und ist überhaupt nichts Wahrheitswidrigeres denkbar, als die Behauptung, sie sei von den Ereignissen — die sie doch selbst mit klarem Wissen herbeigeführt — ganz unvorbereitet überrascht worden: Bereits am 29. April, also schon am Tage vor der Kammerauflösung, hatten die Soldaten der Besatzung Dresden's die Stadt, vom 1. Mai an, wo noch die tiefste Ruhe herrschte, nach 6 Uhr Abends die Casernen nicht mehr verlassen dürfen. Die vorhandenen Geschütze waren in Bereitschaft gesetzt, die Stäbe der Truppen zur augenblicklichen Ertheilung und Weiterbeförderung der erforderlichen Befehle auf ihren Posten, und früher noch, als alles dieses, war an die auswärtigen Garnisonen der Befehl ergangen, sich zu einem sofortigen Aufbruch bereit zu halten. Nimmt man hierzu die mit der preußischen Regierung verabredete Aufstellung zweier mobiler Divisionen an der Grenze, sowie die verlangte Ermächtigung, diese Truppen ohne weitere Anfrage in Berlin, durch einen nur mündlichen Befehl schon herbeirufen zu können, so ergibt sich, mit welcher Zuversicht man den Kampf erwartete, wenn auch die etwas verspätete Zusammenziehung jener preußischen Truppen darauf hinzuweisen scheint, daß der Konflikt früher, als beabsichtigt war, zum Ausbruche kam. Dahin deutet auch die sonst unerklärliche Behauptung eines officiösen Berichtes über den Maikampf, nach welchem die Erhebung auf den 10. Mai bestimmt gewesen sein sollte.

Gegenüber diesen wohlberechneten militärischen Anordnungen war die Kampfbereitschaft der Communalgarde Dresden's nicht nur unterlassen, sondern absichtlich verhindert worden, obgleich ihr zuerst die Aufrechthaltung der Ordnung hätte übertragen werden müssen. Erklärt sich diese Maßregel allerdings aus dem Umstande, daß nach der bereits erwähnten Adresse der

Communalgarde an den König, auf ihren Beistand bei dem gegen die Reichsverfassung gerichteten Unternehmen nicht wohl zu rechnen war, so geht doch hieraus auf's Neue hervor, wie sehr der Hof sich bewußt gewesen, einen Kampf gegen das ganze Volk in allen seinen Schichten und Repräsentanten entnommen zu haben und wie sicher man erwartete, in diesem Streite auch die gesammte Bürgerwehr gegen sich zu haben, die man in solcher Voraussicht begreiflicherweise nicht selbst noch bewaffnen wollte. Umso verächtlicher nur erscheinen nach allen diesen Thatsachen und offenen Selbstbekenntnissen die vergeblichen Bemühungen feiler Regierungsschreiber, jene ganze Erhebung als das Werk einer kleinen Zahl Verschworner und fremder Revolutionäre von Profession erscheinen zu lassen.

Bereits am 2. Mai war die erwähnte preußische Circularnote vom 28. April in Dresden bekannt geworden, und es konnte nicht fehlen, daß Angesichts der ganzen Sachlage, Gerüchte von dem nahe bevorstehenden, ja schon erfolgten Einmarsche preußischer Truppen bereiten Glauben fanden und die allgemeine Erbitterung noch steigerten.

Dieser befürchtete und gerüchtweise schon erfolgte Einfall fremder, nicht von der allein dazu befugten Centralgewalt entsendeter Truppen in das Land berechtigte nicht nur, sondern verpflichtete das sächsische Volk zum kräftigsten Widerstande, denn er kam einer Kriegserklärung gegen die Reichsgesetze, wie gegen die sächsische Verfassung gleich, die beide ebenmäßig dadurch bedroht und verletzt waren. Der Umstand aber, daß die sächsische Regierung selbst im Bündnisse stand mit dem Reichs- und Landesfeind, ja sogar ihn herbeigerufen hatte zur Unterstützung ihrer Anschläge, verdoppelte nur ihre Schuld, entband Jedermann des Gehorsams gegen sie und machte es dem Volke nur zur doppelt heiligen Pflicht, mit allen Kräften einzustehen für die Freiheit und Unabhängigkeit des großen wie des engeren Vaterlandes. Demgemäß wurde noch am 3. Mai Nachmittags in einer rasch berufenen Stadtverordneten-Sitzung ein Vertheidigungsausschuß gegen die fremden Truppen eingesetzt, der sich jedoch, bei dem Charakter des bald entbrennenden Kampfes, am nächsten Tage schon in einen allgemeinen Sicherheitsausschuß erweiterte.

Infolge aller dieser Gerüchte und Vorgänge steigerte sich die Aufregung in der Stadt immer höher. Das Abziehen all' der nach dem Schlosse sich drängenden Deputationen mit derselben unabänderlichen, trostlosen Antwort; die gesetzwidrige Aufstellung der Truppen und Beseitigung der Bürgerwehr, die nichtsdestoweniger eine königliche Proklamation des folgenden Tages noch dafür zu schmähen wagte, behauptend: „daß ein großer Theil derselben ihrer Pflicht, für Erhaltung der Ruhe und Ordnung mitzuwirken, nicht nachgekommen sei"; endlich der drohende Eingriff Preußen's, und vor Allem die Beibehaltung gerade derjenigen Minister, gegen welche sich das allgemeinste Mißtrauen des ganzen Volkes sowohl durch die Landesvertretung wie in jeder der zahllosen Adressen auf's entschiedenste ausgesprochen, rechtfertigten die äußersten Befürchtungen und erklären genugsam die steigende Erbitterung; waren doch v. Beust und Rabenhorst bekannt als die erklärten Repräsentanten und Werkzeuge der entschiedensten Reaktion. Daß unter solchen Umständen ein Zusammenstoß leicht stattfinden konnte, und noch leichter herbeizuführen war, ließ sich voraussehen.

Die in den Straßen umherwogende Menge war bei aller Erregtheit doch noch völlig unbewaffnet und bestand, wie stets bei solchen Gelegen-

heiten, zum nicht kleinsten Theil aus Frauen und Kindern. Am dichtesten war das Gedränge in der Schloßgasse und bei dem, von zwei Compagnien Infanterie und 70 Artilleristen besetzten Zeughause. Das leichte hölzerne Gitterthor vor einem der Höfe desselben wich dem unwillkürlichen Druck der Menge, die überrascht an dem nun offnen Eingang stehen blieb, ohne hinein zu dringen. Da gab die im Hofe aufgestellte, aber in keiner Weise noch angegriffene Infanterie-Abtheilung auf Befehl ihres Offiziers plötzlich Feuer, und vier Leichen, darunter die eines bejahrten Greises, eröffneten die lange Reihe der Opfer. Die anfängliche Bestürzung der Menge über diesen unerwarteten Angriff wich beim Anblick des vergossenen Blutes schnell der Wuth; ein Steinhagel, sowie das Büchsenfeuer der hinzugekommenen Turner nöthigte das Militär, sich mit einem todten Offizier und mehreren Verwundeten in das Innere des Zeughauses zurückzuziehen.

Auf die erste, im Rathhause eingetroffene Nachricht von diesen Vorgängen wurde das auf dem Altmarkt noch stehende fünfte Bataillon der Bürgerwehr nach dem Zeughause entsendet, um die Menge zu zerstreuen. Das unter Trommelschlag anrückende Bataillon war kaum zur Stelle und hatte eben eine Abtheilung des ersten Zuges in aufgelöster Ordnung vorgeschickt, um die unbewaffnet gegen die Zeughausthore anstürmende Menschenmenge zum Fortgehen zu bewegen, als das mittlere Thor, mit Hülfe eines leeren Wagens gesprengt wurde und im gleichen Augenblick ein Kartätschenschuß aus demselben hervorkrachte, der zwanzig Menschen todt oder verwundet zu Boden streckt, während die Infanterie aus den Fenstern auf die Communalgarde feuerte.

Alles floh, und mit dem Rufe: „Verrath!“ „Rache!“ stürmten Volk und Bürgerwehr durch die Straßen nach dem Rathhause zurück. Während die Menge in wildester Aufregung nach Waffen schrie, verlangte die Communalgarde endlich Munition, sowohl zu ihrer eigenen Vertheidigung gegen weitere Angriffe des Militärs, als auch, um der aufgeregten Menge mit größerem Nachdruck entgegentreten zu können. Auf diese Forderung erklärte endlich der Commandant Lenz, daß keine Munition vorhanden sei!

Die handgreifliche Unwahrheit dieses Vorgebens kam, verbunden mit den, von der Regierung in Voraussicht des Kampfes getroffenen Anordnungen, einer offenen Feindschaftserklärung gegen die Communalgarde selbst gleich und steigerte den Unwillen auch der gemäßigtsten Bürger auf den höchsten Grad. Mit Verwünschungen überhäuft, legte der Commandant der Dresdener Bürgerwehr (Besitzer eines großen Modewaarengeschäfts und Hoflieferant, dessen Kunden meist der Aristokratie angehörten) jetzt, wo es zu spät war, die Folgen seiner Mißgriffe oder seines Verrathes abzuwenden, das Commando nieder und wurde der Volksrache nur durch eine Verhaftung entrissen, aus der man ihn im Dunkel des Abends wieder entließ, um in der Flucht seine Sicherheit zu suchen. An seine Stelle wurde von dem Stadtrathe zunächst ein Bataillonscommandant und, als dieser nach wenigen Stunden wieder abtrat, der früher griechische Oberstlieutenant Heinze, Rittergutsbesitzer und Mitglied der aufgelösten ersten Kammer, zum Communal- und Stadtcommandanten mit unumschränkter Vollmacht ernannt.

Während jenes ersten feindlichen Zusammenstoßes befand sich eben wieder eine Deputation von Mitgliedern des Stadtrathes und der Stadtverordneten auf dem Schlosse. Ihr wurde nun sofort eine zweite aus dem Rathhause nachgesendet, um durch den Hinweis auf das bereits vergossene

Blut den König zu bewegen, von seinem unseligen Entschluß abzugehen und so weiterem Unheil vorzubeugen.

Jene erste Deputation hatte nur die beiden Minister sprechen können, die zu diesem Zweck von der königl. Tafel abberufen wurden. Auf's dringendste beschworen, den drohenden Bürgerkrieg abzuwenden, erklärten dieselben, daß sie zwar gerne bereit dazu wären, gleichwohl aber die Mittel nicht zu finden wüßten — eine Auslassung, die Angesichts der ganzen Sachlage, wohl jeden Versuch, sie entsprechend zu bezeichnen, hoffnungslos macht. Selbst jener Kartätschenschuß, der gerade während dieser Unterredung furchtbar mahnend, das Königsschloß bis in seine Grundvesten erzittern machte, vermochte nicht, diesen Ministern das Verständniß ihrer Pflicht zu eröffnen.

Unterdessen war die zweite Deputation nach dem Schlosse geeilt, wo sie mit einer andern aus Leipzig und einer dritten der Communalgarde zusammentraf, während unten auf der Straße unter wildem Geschrei die blutenden Leichen der Gefallenen vor das Schloß gefahren wurden. Nach längerem Warten von dem Könige vorgelassen, flehten die Abgesandten ihn an, dem einmüthigen Wunsche des Volkes nicht länger zu widerstreben und durch endliche Gewährung des allgemeinen Verlangens weiterem Blutvergießen vorzubeugen. „Alles ist umsonst — der König bleibt fest. In der schmerzhaftesten Erregung sinken diese Deputirten ihm zu Füßen, sie sagen ihm, daß jetzt von seinem Worte Tod und Leben abhängt — Alles ist umsonst. Sie haben dasselbe Schicksal, das sie früher gehabt und das eine kurz vorher beim Könige gewesene Deputatation der Leipziger Gemeindevertreter erfahren hatte — ihre Vorstellungen, ihr Flehen findet keinen Weg zu dem Herzen des Königs, *er kann sein Wort nicht brechen.* Dafür brechen nun viele Herzen im Tode —" *).

Erwägt man nun, daß ein einziges Wort hingereicht haben würde, die Gemüther sofort zu beruhigen und jede Gefahr abzuwenden; erwägt man ferner, daß dieses Wort thatsächlich schon einmal beschlossen, ja ausgesprochen war, und in diesem Augenblicke, Angesichts des bereits vergossenen Blutes und der Ströme, die noch zu fließen drohten, doch fürwahr nicht schwerer fallen konnte, als vor kaum acht Tagen; erwägt man schließlich, daß mit diesem Worte die Lage der Dinge sich noch gar nicht wesentlich änderte, indem ja auch die Anerkennung des Königs von Sachsen das Zustandekommen der gefürchteten Reichsverfassung noch keinesweges sicherte, dieses Wort also im Grunde nicht ernster gemeint zu sein brauchte, als alle jene anderen Zusagen, mit denen man so freigebig gewesen war und die man doch so unbedenklich wieder zurückgenommen, so dürfte es schwer sein, einen überzeugenderen Beweis dafür zu finden, daß man einfach den Zeitpunkt gekommen erachtete, um, sorgsam vorbereitet, in einem absichtsvoll herbeigeführten Conflikt, ganz ähnlich wie in Wien und Berlin, durch die rohe Gewalt die verlorene Stellung wieder zu gewinnen und die gemachten Zugeständnisse mit dem Schwerte zu durchstreichen. Denn welches war wohl jenes *andere* „Wort", welches der König nicht „brechen *konnte*", und um dessentwillen er lieber so viele Herzen im Tode brechen ließ"?!

Wie die Richtigkeit dieser Deutung der Unbeugsamkeit des Königs einerseits mehr oder weniger offen von allen Vertheidigern der Regierung

*) Enthüllungen über die Mai-Revolution in Dresden, von einem Dresdener. Seite 30. (Der jetzige Geh. Regierungs-Rath Hugo Häpe.)

zugegeben wurde — wovon die angeführte Auslassung des Grafen Waldersee ein Beispiel liefert — so findet sie ihre vollste Bestätigung in dem Gebrauche, der von dem so erlangten Siege gemacht wurde, denn kaum nach Jahresfrist schon waren alle Errungenschaften des Jahres 1848, Preßfreiheit, Versammlungsrecht, Schwurgerichte, Wahlgesetz, Grundrechte u. s. w. wieder vernichtet, und nur Eines war dem sächsischen Volke als fruchtverheißender Gewinn seiner Anstrengungen und Leiden verblieben: die endlich mit blutigen Buchstaben seinem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägte Lehre von der Bedeutung königlicher Schwüre und Versprechungen!

Nach dem blutigen Zusammenstoße am Zeughause fanden zwar an diesem Tage, wie auch die ganze Nacht hindurch keine direkten Feindseligkeiten mehr statt, allein die auf's Höchste gestiegene Erbitterung des Volkes, die Hast, mit der es sich bewaffnete, Barrikaden aufwarf und alle Vorbereitungen traf, ließ einen furchtbaren Kampf vorhersehen, wenn nicht sofort das Nöthige geschah, ihm zuvorzukommen und die noch unorganisirten, zerstreuten Elemente zu verhindern, daß sie sich sammelten und ordneten.

Obwohl die der Regierung zu Gebote stehenden Kräfte hierzu vollkommen ausgereicht hätten, wurden doch keinerlei dahinzielende Anordnungen getroffen, und zwar einfach deshalb, weil es in der That ihren klar zu Tage liegenden Absichten gar nicht entsprechen konnte, den Kampf zu verhindern. Indessen darf nicht verkannt werden, daß die auffällige Unthätigkeit der Militärbehörden noch eine andere Erklärung zuläßt: die bekannte Gesinnung eines großen Theiles der Soldaten selbst. Man hatte zwar die Regimenter, welche bisher in Dresden gestanden und durch den steten Verkehr mit der gebildeten, freisinnigen Bevölkerung der Hauptstadt dem Geistesjoche der militärischen Dressur entwachsen waren, nach Schleswig-Holstein entfernt; allein auch die neue, aus der Lausitz herangezogenen Besatzung verrieth bereits einen so bedenklichen Grad von Selbsturtheil und Hinneigung zu den Ideen der Zeit, daß es höchst gefährlich erscheinen mußte, sie gerade jetzt einer andern, als direkt feindlichen Begegnung mit dem Volke auszusetzen, und selbst das Letztere mochte ohne eine völlig zuverlässige Reserve, die zugleich treibend und zurückhaltend auf die eignen Mannschaften wirkte, gefährlich dünken. Die Vorgänge in mehreren Kasernen, wo der Reichsverfassung und dem freisinnigen Abgeordneten, Oberlieutenant Müller, Hoch's ausgebracht wurden, sowie die spätern zahlreichen Verurtheilungen von aktiven Soldaten und Kriegsreservisten beweisen genugsam, wie nahe die Gefahr einer Wiederholung des in Stuttgart erst bei gleichem Anlaß stattgefundenen Uebertritts der Truppen zum Volke lag. Statt daher durch eine Besetzung von vier oder fünf Plätzen die Verbindung der verschiedenen Stadttheile zu unterbrechen und jede größere Zusammmenrottung des, von den Ereignissen gänzlich unvorbereitet überraschten Volkes unmöglich zu machen, hielt man die Soldaten in den Gebäuden eingeschlossen, wo nur durch einen Angriff mit ihnen in Berührung zu kommen war, und unterließ es sogar, die gleich nach dem ersten Zusammenstoße beim Schlosse wie bei dem Zeughause aufgeworfenen Barrikaden wegzunehmen, obwohl dieselben noch vor Mitternacht von allen ihren Vertheidigern verlassen waren. Zugleich aber beeilte man sich, sowohl die übrigen sächsischen Garnisonen, wie auch die preußischen Hülfstruppen schleunigst heranzuziehen.

So verlief die Nacht ruhig und ohne weitere Feindseligkeiten, allein das Volk rüstete sich und arbeitete unausgesetzt an den Vertheidigungswerken.

Bereits um Mittag hatte der Kriegsminister einige Offiziere entsendet, um die im Lande zerstreuten Truppen nach Dresden zu rufen. Dem Abmarsch und der Fahrt derselben wurden überall, in ihren Garnisonplätzen wie unterwegs, wo die Bevölkerung Kunde von ihrer Bestimmung hatte, die möglichsten Hemmnisse und Schwierigkeiten bereitet, an denen sich die Bahnbeamten am eifrigsten betheiligten. Die verabscheute Regierung stand mit ihren wenigen Anhängern völlig allein, wie in Feindes Land, das ganze Volk war gegen sie.

Am Abend desselben Tages noch gingen auch Eilboten nach verschiedenen Seiten ab, die zugesagte preußische Hülfe zum Einmarsch aufzufordern.

Wie sich aus der, nach offiziellen Quellen bearbeiteten Darstellung des königl. sächs. Oberlieutenants von Montbé ergibt, hatten die preußischen Befehlshaber rings an der Grenze bereits Ordre erhalten, den Requisitionen des sächsischen Kriegsministers, auch wenn dieselben nur mündlich überbracht werden sollten, sofort, ohne weitere Anfrage höheren Ortes, Folge zu leisten. Demgemäß gingen der Major von Zeschau und der Oberlieutenant Funke, ohne weitere Beglaubigung als ihre Uniform, zu diesem Zwecke ab, und zwar empfing der Letztere um Mitternacht vom Kriegsminister, Obersten Rabenhorst, den mündlichen Auftrag:

> „Er solle auf der Eisenbahn nach Burgsdorf (erste preußische Station der Röderau-Jüterbogker Bahn) fahren, die königl. preuß. Truppen, welche entweder daselbst oder doch in den nächsten Ortschaften in Bereitschaft sein würden, zu sofortiger Unterstützung der Dresdener Garnison requiriren, sodann nach Berlin eilen und daselbst die k. preußische Regierung um die bereits zugesagte ausgedehntere Truppen-Unterstützung ersuchen."

Ja, es geht aus ebenderselben Quelle hervor, daß nach der Annahme der sächsischen Minister das innige Einverständniß der Verbündeten sogar einen unaufforderten Einmarsch der preußischen Streitkräfte nicht ausschloß, denn einige Stunden früher war der Oberlieutenant v. Abendroth nach Görlitz entsendet worden, „um dem dortigen Militär-Commandanten im Auftrage der sächsischen Staatsregierung zu sagen, er solle preußische Truppen nicht eher nach Sachsen einrücken lassen, bis weitere Requisition erfolge"; ein Befehl, den dieser Offizier, nach der ihm kundgewordenen Gefangennehmung des Major v. Zeschau (der mit dem Gegenbefehl nachgeschickt worden war) durch die Bürger von Bautzen, auf eigene Verantwortung widerrief und statt dessen den schleunigsten Marsch der dortigen Truppen nach Dresden anordnete. Nachzutragen ist noch, daß dem Garnisons-Commandanten von Görlitz allerdings „noch durchaus kein Befehl wegen eines eventuellen Einmarsches in Sachsen zugegangen war", wogegen er aber, wie alle anderen preußischen Truppenführer längs der Grenze, Weisung hatte, der sächsischen Requisition, so weit es in seinen Kräften stand, unverweilt Folge zu leisten.

Mit diesen officiellen Thatsachen wolle man nun das angeführte Schreiben des Herrn von Beust vergleichen, welches vom selben 3. Mai datirt, das preußische Staatsministerium erst unter Berufung auf die —

dem geradezu widersprechenden Bundesgesetze, um seine freundnachbarliche Hülfsleistung anzugehen bestimmt sein sollte!

Gleich nach 4 Morgens (4. Mai) verbreitete sich die fast unglaubliche Kunde in der Stadt, daß der König so eben entflohen sei. Nirgends durfte diese Nachricht größere Ueberraschung hervorrufen, als auf dem Rathhause. Bereits am vorigen Nachmittage hatte der Umstand, daß aus dem k. Marstall vier Wagenpferde nach dem Schlosse gebracht werden sollten (die aber vom Volke aufgehalten und zurückgeschickt wurden), zu dem Gerüchte Anlaß gegeben, daß der König sich den Schwierigkeiten der Lage durch seine Entfernung entziehen wolle. Auf eine dahin gerichtete Anfrage der städtischen Deputation hatte jedoch Herr von Beust persönlich die bestimmte Zusicherung ertheilt, daß Se. Majestät durchaus nicht beabsichtige, die Stadt zu verlassen. Nun war es dennoch geschehen, und zwar ohne irgend eine wahrnehmbare Veranlassung, denn ein Kampf oder gar ein Angriff auf das Schloß hatte bis dahin noch gar nicht stattgefunden, geschweige denn, daß der König selbst irgendwie bedroht gewesen wäre. Wußte man doch gar wohl, daß, wie überall zu jener Zeit in Deutschland, der Zorn des Volkes nicht sowohl die Fürsten, als nur ihre gewissenlosen Berather traf und auch diese nach errungenem Siege nur mit Verachtung zu strafen pflegte. Zudem war aber, selbst wenn es zu ernsteren Feindseligkeiten kommen sollte, mit einem längern Verweilen des Königs gar keine Gefahr verknüpft, da der Rückzug über die Brücke nach der, ganz in den Händen des Militärs sich befindenden Neustadt auch im Falle einer Niederlage immer noch offen stand, und die 2000 Mann starke Besatzung des Schlosses, wie der umgebenden Gebäude und Plätze, hinlänglich gegen eine plötzliche Ueberrumpelung sicherte. Aber selbst wenn man das Verbleiben des Königs im Schlosse für bedenklich erachtete, so war doch die Neustadt vollkommen ruhig und in der Gewalt der Regierung, eine Flucht bei Nacht und Nebel somit durch Nichts, wenn nicht durch die ihr zu Grunde liegende Absicht, gerechtfertigt.

Man wird daher nicht sehr irren, wenn man in dieser plötzlichen Entfernung des Königs mehr eine Art **Entführung** desselben erblickt, und hatte solchenfalls auch Herr von Beust am vorigen Abende insofern die Wahrheit gesprochen, als wohl der König **selbst** zur Zeit noch nicht beabsichtigte, die Stadt zu verlassen, obwohl seine Umgebung ohne Zweifel schon damals beschlossen hatte, ihn zu entfernen. Einen Beweis hierfür scheint die Thatsache zu liefern, daß Prinz **Johann** — der allgemein als die Seele der Reaktion galt und ohne dessen Vorwissen ein so folgenschwerer Schritt sicher nicht gewagt worden wäre — bereits im Laufe des Tages nach seinem Schlosse Weesenstein gegangen und in der Nacht, **ehe** noch der König Dresden verlassen hatte, auf dem Königstein, dem gemeinsamen Zufluchtsorte, eingetroffen war. Will man nicht annehmen, daß der Prinz, nur an die eigene Sicherheit denkend, seinen Bruder, dessen Stütze und erster Rath er war, in einer Gefahr und Bedrängniß **allein** lassen konnte, vor der er selbst floh, so bleibt nur der Schluß übrig, daß Prinz Johann schon bei seiner Abreise die Sicherheit hatte, der König werde ihm baldigst nachkommen.

Die der Entfernung des Königs zu Grunde liegende Absicht ist unschwer zu errathen, und Herr von Beust hat sie in seiner Vertheidigung gegen die Vorwürfe, die deshalb am 17. December 1849 in der Kammer

auf das Ministerium gemacht wurden, offen genug eingestanden. Er sagte: „daß die Minister es für ihre Pflicht gehalten hätten, die Person des Königs in Sicherheit zu bringen, sich aber auch nicht eher von derselben zu trennen, bis der König an einem Orte sich befunden habe, **wo keine fremde Macht sich zwischen ihn und seine Minister drängen konnte;**" mit andern Worten also, der König sollte der Gefangene seiner Minister und vor Allem der Gefahr entzogen werden, daß die Schrecken des ihn umtobenden Bürgerkrieges sein Herz, trotz ihrer Einflüsterungen, zur Umkehr von dem verderbenbringenden Entschlusse bewegten. Der Donner der Geschütze, das Todesröcheln der infolge seines Starrsinns Gefallenen, das Flehen der nicht wohl abzuweisenden Bürgervorstände war diese „fremde Macht", die sich nicht zwischen den König und die Minister drängen sollte, und darum mußte er fortgebracht werden, dahin, wo er ganz allein in ihren Händen war, nur durch ihre Augen sah, durch ihre Ohren hörte — durch ihren Mund sprach: wo er jedenfalls, nachdem das nicht mehr zu Aendernde geschehen war, nur Das noch wollen und sagen konnte, was sie schon vorher für gut befunden hatten, als seinen Willen und sein Wort kundzugeben.

Aber auch die unmittelbare Folge dieser plötzlichen heimlichen Entfernung des Königs: die unlösbar gesteigerte Verwirrung der ganzen Zustände, mochte nicht außer Berechnung dabei geblieben sein, und wenn der Umstand, daß die drei Minister, v. Beust, Rabenhorst und Zschinsky, die Stadt am frühesten Morgen mit dem Könige verließen, ohne irgend Jemand, selbst nicht die obersten Befehlshaber, von ihrer Abreise zu benachrichtigen, noch auch einen Bevollmächtigten für den Tag ihrer Abwesenheit (sie kehrten erst Abends wieder) zurückzulassen, nicht ebenfalls dieser Absicht dienen sollte, so würde er doch sicher den strengsten Vorwurf von Kopflosigkeit und Pflichtversäumniß gegen sie rechtfertigen.

Die plötzliche Abreise des Königs wurde, vermuthlich um ihn selbst durch trügerische Vorspiegelungen zu ängstigen und zu verbittern, mit dem ganzen Schein einer augenblicklichen Flucht aus dringendster Lebensgefahr umgeben. Noch vor Anbruch des Tages, ungefähr halb vier Uhr Morgens, suchten die Minister den König auf und wußten die Nothwendigkeit, sich sofort auf den Königstein in Sicherheit zu begeben, so dringend darzustellen, daß der König selbst befahl, Alles solle in Zeit einer Viertelstunde zum Aufbruch bereit sein.

Ein dichter Nebel bedeckte das Elbthal, als um vier Uhr der König und die Königin mit ihrem Gefolge zu Fuße das Schloß verließen und über die Brücke nach der Neustadt eilten, wo das schon seit dem vorigen Tage für diesen Fall bereit gehaltene Dampfschiff sie aufnahm und ungefährdet an den Fuß der Festung brachte.

Als ein weiterer Beweis für die allgemein im Lande herrschende Stimmung mag hier noch erwähnt werden, daß die Einwohnerschaft des an der Elbe liegenden Städtchens Königstein sich sowohl der Hinaufschaffung von Lebensmitteln für die königliche Hofhaltung, als auch ganz besonders der Einschiffung der aus der Festung nach Dresden zu sendenden Munition so kräftig widersetzte, daß, um Beides zu ermöglichen, es erst der Aufstellung von mehreren auf die Stadt gerichteten Geschütze und der Drohung bedurfte, die letztere zusammenzuschießen.

Mit dieser Flucht endete des Königs persönlicher Antheil an den Ereignissen jener Tage. Wenn er später noch mehrmals seinen Namenszug unter Proclamationen gesetzt, die mit lügnerischen Behauptungen und unaufrichtigen Versprechungen das Volk zu täuschen suchten, so unterschieden sie sich darin doch nicht wesentlich von so manchen frühern Erlassen, und es wäre fürwahr unbillig gewesen zu verlangen, daß die Regierung sich gerade in diesen Tagen der Entscheidung gewissenhafter in der Wahl ihrer Mittel erweise, als es bisher die Moral der höhern Staatskunst erfordert zu haben schien. Ein schwererer Vorwurf könnte dem Könige daraus erwachsen, daß er den frühern Minister Oberländer, der am 5. Mai nach dem Königstein geeilt war, um einen letzten Versuch der Aussöhnung zu machen, gar nicht einmal vorgelassen hat. Indessen sind wir ja durch Herrn v. Beust belehrt, daß die Minister den Monarchen nach einem Orte hatten bringen wollen, wo „keine fremde Macht sich zwischen ihn und sie drängen konnte", und so mag es denn wohl noch zweifelhaft sein, ob der König von der Anwesenheit Oberländer's überhaupt nur Kenntniß erhalten hatte.

So sahen wir denn einen Fürsten, der in allen gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens an Herzensgüte, Ehrgefühl und Rechtlichkeit gewiß nur wenigen seiner Mitmenschen nachstand, zuerst versichern und geloben, was er nie meinte noch ernstlich zu halten gedachte; wir sahen ihn Versprechungen über ein Jahr lang wiederholen, ihre Erfüllung aber unter den nichtigsten Vorwänden von Tag zu Tag hinhalten, bis endlich der günstige Zeitpunkt gekommen schien, sie offen zu verweigern, sein heiliges Wort zu brechen. Wir sahen ihn wieder bei dem ersten Anschein von Gefahr bereit, Alles zu gewähren, dann, sobald sich Mittel boten, dieser Gefahr zu begegnen, die Gewährung wieder zurückziehen und seinen Namen leihen zu einem Spiel der Lüge und des Truges, wie es nur das ränkeschwangere Hirn des gewissenlosesten Diplomaten zu ersinnen vermochte. Wir sahen ihn, aller Mahnungen ohnerachtet, Trotz bieten dem unzweideutig ausgesprochenen, einmüthigen Willen des ganzen Volkes, den zu ehren und zu vollstrecken seine erste Pflicht war. Wir sahen ihn sich offen empören gegen die Verfassung des Reiches, gegen den Beschluß der Nationalversammlung, deren „Ausspruch oberstes Gesetz für Alle" sein sollte. Wir sahen ihn schließlich taub gegen alles Bitten und Flehen, fremde, erborgte Söldlinge gegen das eigene Volk herbeirufen und sein Land mit Blut und Jammer füllen.

Und forscht man nach dem berückenden Zauber, der Herz und Geist eines an sich guten, verständigen Menschen so weit von dem Wege des Rechtes und der Pflicht abirren machen konnte, so trifft der Blick hier, wie in dem gleichen Falle so vieler anderer Fürsten — leider nicht nur jener Zeit — das verruchte Dogma eines angebornen, göttlichen Herrenrechtes, dem es zustehe, nach alleinigem, freien Ermessen über die Schicksale der Völker zu bestimmen, kein Gesetz anzuerkennen, als das eigene Belieben, Niemandem, als nur sich selbst, Rechenschaft schuldig zu sein, zu blindem, unbedingtem Gehorsam von Allen berechtigt; eines Herrenrechtes, dessen einzige, höchste, alle andern überragende Pflicht in der unverkürzten Erhaltung ihrer Befugnisse gegen jeden Versuch, ihnen Grenzen

zu ziehen, bestehe. So heiligt dieser Wahnwitz des Absolutismus, auch wo er sein scheußliches Antlitz hinter die Maske eines Scheinconstitutionalismus verbergen muß, jede Eingebung der rücksichtslosesten Selbstsucht, die unbedenkliche Anwendung auch der frevelhaftesten Mittel zu ihrer Befriedigung, von der Hinwürgung Tausender bis herab auf die feige Lüge, die Verstellung, den Meineid. Denn hat diese frevelhafte Lehre auch gerade Macht genug, die ihr sich öffnenden Herzen zu bestricken, die Gewissen zu betäuben und verstummen zu machen, so vermag sie doch nie innerlich zu überzeugen und jenen edlen Muth zu entzünden, der auch den größten Schrecken gegenüber unerschüttert die Wahrheit bekennt und freudig Gut und Blut einsetzt für das anerkannte Recht. Nicht Einer unter allen deutschen Fürsten hat im Jahre 1848 gezögert, Alles zu versprechen und zu geloben: und wie viele sind ihrer, die nach dem Verlaufen der gefahrdrohenden Sturmfluth ihr Wort gehalten, das bereits Gewährte nicht wieder zurückgenommen?

Er, der da oben auf dem Königsteine saß, sicher, daß keine „fremde Macht" sich eindrängen könne zwischen ihn und seine erkornen Räthe, unter deren Leitung da unten die Hauptstadt seines Reiches mit Blut und Feuer heimgesucht wurde, Er sollte jenen Wenigen nicht beigezählt werden!

Der Kampf.

Die nach der ministeriellen Versicherung des vorigen Tages fast unglaubliche Nachricht von des Königs nächtlicher Flucht, verbreitete einerseits die höchste Bestürzung in der Stadt, und steigerte zugleich die Aufregung auf's Höchste. Es konnte dieser Schritt in keiner Weise anders aufgefaßt werden, denn als ein entschiedenes Abschneiden jedes ferneren Ausgleichungsversuches, als eine offene Kriegserklärung. Die Umstände, unter denen er ausgeführt wurde, lassen keinen Zweifel darüber, daß dieses auch die ihm zu Grunde liegende Absicht gewesen war. Indem auf Seiten der Regierung Niemand in der Stadt verblieb, als das aktive Militär, — nicht einmal der Kriegsminister — war jede Möglichkeit zu weiteren Verhandlungen genommen und das Zeichen zum Kampfe gegeben.

Auf die erste Nachricht von des Königs Entfernung eilte sogleich eine Deputation des Stadtrathes mit dem Bürgerwehr-Commandanten Heinze und seinem Adjutanten v. Zychlinsky in das Schloß, um sich nach dieser verhängnißvollen Wendung der Dinge mit den Ministern in's Einvernehmen zu setzen. Schon diese Zusammenstellung der Deputation, wie die bis zum letzten Augenblicke fortgeführten und immer nur allein von dieser Seite ausgehenden Bemühungen, eine Verständigung herbeizuführen, beweisen genugsam, wie fern den Führern des Volkes die Absicht gelegen hatte, es zu einer Entscheidung durch das Schwert zu treiben. Die Regierung mußte es ihnen gewaltsam in die Hand drücken, ehe sie sich entschlossen, von diesem letzten Mittel der Verzweiflung Gebrauch zu machen.

Auf dem Schlosse wußte Niemand Aufschluß zu geben über das Verbleiben der Minister, und der Schloß-Commandant, Oberst v. Friederici, verwies die Deputation nach dem Blockhause in der Neustadt, dem Hauptquartier des Stadt-Gouverneurs. Allein der Gouverneur v. Schulz hatte eben so wenig Kenntniß von dem gegenwärtigen Aufenthaltsorte der Minister, und rieth der Deputation, dieselben im Lokale des Appellationsgerichtes zu suchen. Auch hier war Niemand zu finden, und nachdem sie noch vergeblich auf der Kreisdirektion und in der Privatwohnung des Ministers Zschinsky Nachfrage gehalten, kehrte die Deputation von ihrer erfolglosen Entdeckungsfahrt nach einer Regierung zu dem Stadtgouverneur v. Schulz zurück, um mit ihm die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Dieser jedoch hielt sich nicht befugt, ohne alle Vollmacht, wie er war, entscheidende Beschlüsse zu fassen, und ging nun selbst aus, um Nachforschungen darüber anzustellen, wo sich die Minister denn wohl befänden, während gleichzeitig eins der Deputationsmitglieder es unternahm, sich auf den verschiedenen Ministerien zu erkundigen, ob nicht wenigstens irgend ein Bevollmächtiger zur Erledigung dringlicher Angelegenheiten während der Abwesenheit der Minister ernannt sei. Die Bemühungen Beider führten nur zu der fast unglaublichen Gewißheit, daß König und Minister in diesen Stunden der brennendsten Entscheidung die Stadt heimlich verlassen hatten, ohne irgend Jemand, selbst nur die militärischen Befehlshaber davon in Kenntniß gesetzt oder einen Stellvertreter mit ihren Anweisungen und Vollmachten hinterlassen zu haben. War es nun gänzlicher Verlust aller Ueberlegung gewesen, oder geschah es in der wohlberechneten Absicht, die allseitige Verwirrung so zu steigern, daß Conflikte entstehen mußten, die keine friedliche Ausgleichung mehr zuließen: Thatsache ist es, daß an diesem ganzen entscheidenden Tage keine Regierung mehr bestand, keine Verhaltungsbefehle ausgetheilt waren und die sämmtlichen noch vorhandenen Behörden sich darauf angewiesen sahen, nach eigenem Ermessen zu handeln, wie es der Augenblick zu erfordern schien.

Es übersteigt nach diesen Thatsachen Alles, was man selbst damals von den Machthabern Sachsen's gewohnt war, wenn Herr v. Friesen sich nicht entblödete, eine Proclamation vom 7. Mai mit den Worten zu beginnen:

> „Es hat sich während der ununterbrochenen Anwesenheit Sr. Majestät des Königs und der verantwortlichen Staatsminister im Lande eine sogenannte provisorische Regierung für Sachsen in Dresden gebildet, . . .“

Allerdings waren, wie sich später herausstellte, König und Minister an diesem Tage noch irgendwo im „Lande“, allein sie befanden sich auf der Flucht, hatten den Regierungssitz heimlich verlassen und waren so spurlos verschwunden, daß Niemand, keine Behörde, kein Militär-Commandant zu sagen wußte, wo sie hingekommen, noch ob oder wann sie wiederkehren würden. Es bedarf wohl keiner weiteren Auseinandersetzung, daß somit eine königliche Regierung nicht mehr bestand, die doch vor allen Dingen zu finden sein mußte, und den Regierungssitz nicht verlassen durfte, ohne die geeigneten Anordnungen für diesen Fall getroffen zu haben.

Während von den Vertretern der Stadt und dem Bürgerwehr-Commando die Minister vergeblich gesucht wurden, hatte die aufgeregte Menge der Entfernung des Königs rasch ihren einzig wahren Sinn entnommen.

Ohne Vermittlung der Militärmacht gegenüberstehend, blieb nur die Wahl zwischen Kampf oder bedingungsloser Unterwerfung. Bei den seit einem Jahre auf's unzweideutigste dargelegten Absichten der eigentlichen Machthaber in Sachsen mußte aber auch der Berechnendste einsehen, daß selbst im Falle einer Besiegung nicht mehr verloren sein konnte, als durch eine entgegenkommende Unterwerfung im vorliegenden Stadium des Conflikts; während der entschlossene Kampf, welches auch sein Ausgang sein mochte, dem sächsischen Volke wenigstens die Schmach ersparte, seine Hände in feiger Ergebung selbst den Ketten entgegengestreckt zu haben und sich die höchsten Güter der Freiheit ohne Widerstand entreißen zu lassen. Der richtige Instinkt des zur höchsten Erbitterung gereizten Volkes bedurfte jedoch keiner umständlichen Erwägungen, um die Sachlage zu durchschauen: rasch ergriff er das Einzige, was jetzt noch mit Mannesehre vereinbar war — denn auch das Volk hat eine Mannesehre, die es selbst in den Koth tritt, wenn es die von dem pflichtvergessensten Uebermuthe seiner Diener ihm frech in's Gesicht geschleuderte Herausforderung ungeahndet hinnimmt. — In Sturmeseile wurden die größtentheils verlassenen Barrikaden wieder besetzt, und der Kampf begann.

Das Feuer, welches bei der geschützten Aufstellung der Soldaten in den Gebäuden und der Volksstreiter hinter den Barrikaden bis dahin noch wenig Opfer gekostet hatte, währte jedoch nur einige Stunden, denn die Stadtdeputation hatte unterdessen mit dem, ohne alle Instruktionen gelassenen Gouverneur v. Schulz einen fünfstündigen Waffenstillstand abgeschlossen, infolge dessen der Schloßplatz vom Militär geräumt werden und die bis dahin eingenommenen Positionen während des Waffenstillstandes von keiner Seite ausgedehnt werden sollten, was aber vom Militär nicht gehalten wurde.

Mit Mühe nur gelang es, das Volk zum Einstellen der Feindseligkeiten zu vermögen; und allerdings war diese Convention seiner Sache nichts weniger als günstig. Nachdem es einmal bis zum Kampfe gekommen und zweifellos war, daß allein nur die Waffen eine Entscheidung herbeiführen konnten, mußte, bei dem völligen Mangel aller Organisation der Volkskräfte, die erste Begeisterung den Sieg im Sturm erobern, und bei der gehobenen Stimmung der Volksstreiter, gegenüber der Rathlosigkeit der Militär-Commandanten und der Unlust, mit welcher die meisten Soldaten für eine, von ihnen selbst als durchaus verwerflich erkannte Sache stritten, war der Ausgang kaum einem Zweifel unterworfen. Die längere Waffenruhe dagegen konnte nur dazu dienen, die Begeisterung des Volkes abzukühlen, während sie den Gegnern Zeit gewährte, sich durch die außenstehenden Garnisonen, wie durch die preußischen Hülfstruppen immer mehr zu verstärken.

Es konnte daher auch nicht fehlen, daß bald der Vorwurf des Verrathes gegen den, in der großen Mehrzahl seiner Mitglieder als reaktionär verhaßten Stadtrath, sowie nicht minder gegen den Bürgerwehr-Commandanten Oberstlieutenant Heinze, der jener Convention beigestimmt, laut wurde. Kaum eine Stunde nach Abschluß des Waffenstillstandes sammelte sich ein großer Haufen vor dem Rathhause, der stürmisch und drohend zum Angriff auf das Militär geführt zu werden verlangte. Mit Mühe nur gelang es einigen beliebten Männern, die aufgeregte Menge in etwas zu beschwichtigen.

Der Stadtrath, nur noch aus vier Mitgliedern bestehend, mußte fühlen, daß mit dem steigenden Mißtrauen des Volkes die Zügel der Bewegung seinen Händen immer mehr entglitten. Die von der Regierung eingesetzten Behörden aber, der Kreisdirektor Dr. Meerbach, sowie der Polizeidirektor v. Oppel mit seinen Untergebenen, waren im Bewußtsein ihrer allgemeinsten Unpopularität schon gleich in den ersten Tagen unsichtbar geworden. So fehlte es denn jetzt an jeglicher Autorität oder Behörde irgend welcher Art, die auf Grund ihrer gesetzmäßigen Einsetzung etwa befugt gewesen wäre, die Leitung der Dinge in die Hand zu nehmen, oder als ein Mittelpunkt zu dienen, um den sich die Willigen hätten schaaren können. Hatte es seit dem 2. Mai keine verfassungsmäßige Regierung gegeben, so gab es jetzt, nach dem Verschwinden des Königs und der Minister, wie aller Regierungsorgane, gar keine Regierung mehr, man mochte sie, mit den Worten des Oberstlieutenant Heinze, „in allen Winkeln suchen."

Sollte bei der ungeheuern Aufgeregtheit der Massen nicht völlige Anarchie eintreten, so war die schleunige Einsetzung einer obersten Behörde mit ausgedehnten Machtbefugnissen das dringendste Bedürfniß. Eine größere Anzahl von Mitgliedern der kürzlich aufgelösten Kammern — durch das vom Volke ihnen erwiesene Vertrauen unter den obwaltenden Verhältnissen noch am Ersten hierzu berufen — traten daher zusammen und ernannten eine provisorische Regierung, aus dem Geheimen Regierungsrath Todt, dem Kreisamtmann Heubner und dem Advokaten Tzschirner, sämmtlich Mitglieder des Landtags, bestehend.

Jubelnder Zuruf und Glockengeläute begrüßte die bewährten Männer, als sie auf dem Balkon des Rathhauses vor das Volk traten.

Der erste Akt der provisorischen Regierung war die feierliche Vereidigung des Volkes auf die Reichsverfassung, verbunden mit dem Gelübde, für sie einzustehen und sie zu vertheidigen mit allen Kräften.

An demselben Tage, 4. Mai, hatte die Nationalversammlung zu Frankfurt den Beschluß gefaßt:

> „Die Regierungen, die gesetzgebenden Körper, die Gemeinden der Einzelstaaten, das gesammte deutsche Volk aufzufordern, die Reichsverfassung zur Anerkennung und Geltung zu bringen."

So hatte das Vorgehen der provisorischen Regierung zur selben Stunde die höchste gesetzliche Sanktion in Deutschland erhalten.

Nachdem mit der provisorischen Regierung wieder ein fester Mittelpunkt geschaffen war, fand sich auch ein, freilich nur kleiner Theil der Communalgarde wieder auf den Sammelplätzen ein. Die ganze Zusammensetzung dieses, aus der behäbigen Bürgerschaft recrutirten, alle Altersklassen umfassenden Corps, hatte es von je unfähig zu irgend etwas Ernsterem gemacht, als zu festlichen Aufzügen und höchstens zur Unterdrückung kleiner Pöbelexcesse. Wenn das im Laufe des vorigen Sommers gesprochene Wort: „Wir haben ein stehendes Heer, und eine liegende Communalgarde", die höchste Entrüstung dieser Letzteren auf seinen geistvollen Urheber herabbeschworen hatte, so bewährte es sich jetzt als ein prophetisches. Die Communalgarde hatte zwar einmüthig gelobt, sich nicht gegen die zu Recht bestehende Reichsverfassung gebrauchen zu lassen, und würde auch diesem Schwur unfehlbar entsprochen haben; allein thatkräftig für das Recht einzustehen, lag den friedfertigen, mehr auf ein geduldiges Ertragen gerichteten

Anschauungen und Lebensgewohnheiten der meisten ihrer Mitglieder ganz eben so fern. Viele von ihnen lieferten daher mit einer gewissen Art von Erleichterung ihre so vorwurfsvoll mahnenden Gewehre an Hände aus, die denselben noch andere, als blos nur Paradedienste abzugewinnen verstanden.

Dem Mangel an einer umsichtigen, kräftigen militärischen Leitung auf Seiten des Volkes, verbunden mit der trügerischen Hoffnung, der König und seine Rathgeber würden es nicht auf's Aeußerste ankommen lassen, ist es zuzuschreiben, daß die Waffenruhe nicht, wie es geschehen hätte sollen, zur Verstärkung der Position benutzt wurde. Man errichtete zwar mehrere neue Barrikaden, allein die Hauptpunkte, deren Besitz den Kampf unzweifelhaft zu Gunsten des Volkes entschieden haben würde, die Brühl'sche Terrasse oberhalb der Brücke und den Zwinger unterhalb derselben, ließ man unbesetzt, während mit der leicht zu überwältigenden Besatzung des Zeughauses eine Convention abgeschlossen wurde, nach welcher dieselbe sich in den innern Hof zurückziehen und der Communalgarde den äußern überlassen sollte. Auch nach Ablauf des Waffenstillstandes noch war man nicht darauf bedacht, sich dieses wichtigen Gebäudes zu versichern, und so konnte es geschehen, daß am nächsten Tag die Communalgarde, gleichzeitig von außen wie von innen mit Uebermacht angegriffen, den Platz räumen mußte, während sich das Militär auch der beiden andern festen Punkte versicherte.

Im Laufe des Tages hatten beide Theile ansehnliche Verstärkungen erhalten, das Militär jedoch gut organisirte Bataillone, das Volk dagegen nur Zuzüge in mangelhafter Ausrüstung, von unbekannter Stärke, ohne Führer und Zusammenhalt, ermüdet von dem Marsche, die daher auch die Entwerfung irgend eines combinirten Angriffsplanes unmöglich machten und sich sogleich auf die Barrikaden vertheilten. Beim Wiederausbruch des Kampfes am nächsten Morgen war die Position des Volkes bereits eine entschieden ungünstige. Da nach den ersten vierundzwanzig Stunden und mit den ungeordneten Kräften ein Angriff auf die festen, durch Artillerie geschützten Stellungen der Truppen nicht mehr ausführbar war, mußte man sich auf die Vertheidigung der Barrikaden beschränken, mit denen alle Straßen mehrfach versperrt waren und vor deren Erstürmung selbst die im Märzkampfe zu Berlin geübten preußischen Bataillone zurückschreckten. Ein eigentlicher Straßenkampf kam denn auch nur selten an vereinzelten Stellen vor. Man beschoß sich gegenseitig aus den Häusern, durchbrach die Zwischenwände und suchte in dieser Weise vorzudringen. Bis zum Abend dauerte das Feuer, ohne daß jedoch das Militär irgend einen Vortheil errungen hätte.

Am nächsten Morgen machten die noch anwesenden Mitglieder der Stadtbehörden einen letzten Versuch, dem weiteren Blutvergießen Einhalt zu thun, und entsandten eine Deputation an die, seit dem vorigen Abend in die Neustadt zurückgekehrten Minister von Beust und Rabenhorst. Die Bedingungen, unter denen dieselben völlige Einstellung aller Feindseligkeiten gewähren wollten, lauteten nach ihrer eigenen schriftlichen Aufzeichnung:

„1) Gestellung der Anstifter des Aufruhrs, und insbesondere der Mitglieder der sogenannten provisorischen Regierung.

2) Ablieferung der Waffen binnen 24 Stunden an das Gouvernement zu Neustadt-Dresden.

3) Wegräumung der Barrikaden binnen 24 Stunden.

4) Wiederherstellung der Straßen in fahrbaren Stand und Deckung der Schleusen binnen 48 Stunden.
5) Die Stadt haftet für den durch die Dämpfung des Aufruhrs erwachsenen öffentlichen Aufwand.

Das Feuer beginnt morgen Nachmittags zwei Uhr, wenn bis dahin eine definitive Vereinigung nicht zu Stande gekommen oder eine unbedingte Unterwerfung erfolgt ist.

Dresden, am 5. Mai 1849."

Das hieß einfach, Ergebung auf Gnade und Ungnade von Denen fordern, die für das heilige Recht der Nation eingetreten waren, und wurde selbstverständlich gar keiner Beantwortung gewürdigt.

Von da ab währte der Kampf ohne Unterbrechung bis zum 8. Mai Abends. Das Knallen der Büchsen und Dröhnen der Kanonen ruhte nur während einiger Stunden in der Nacht. Das Militär hatte in der Artillerie einen Verbündeten, dem das Volk nichts entgegensetzen konnte. Die Gebäude, in denen dieses sich verschanzt hatte, und von denen aus es die Straßeneingänge beherrschte, wurden so lange mit schwerem Geschütz beschossen, bis sie, gänzlich durchlöchert, keinen Schutz mehr boten und des drohenden Einsturzes wegen verlassen werden mußten. Die bewunderswerthe Tapferkeit und Ausdauer, welche die Volksstreiter, darunter mehrere Mädchen, in der Vertheidigung jedes Postens bewiesen, ward selbst von den erbittertsten Gegnern auf's Lebhafteste anerkannt und ist auch zur Genüge dargethan durch die Thatsache, daß das Militär trotz seiner bedeutenden numerischen Uebermacht, seiner Organisation und trefflichen Ausrüstung, sich nach einem sechstägigen furchtbaren Kampf doch nur erst in den Besitz kaum des dritten Theils der kleinen Altstadt gesetzt und sogar den nur einige hundert Schritt vom Schlosse entfernten Altmarkt nicht erreicht hatte.

Die Absicht des Truppencommando's ging dahin, die Stadt zu umzingeln und dann von allen Seiten nach dem Mittelpunkt derselben vorzudringen. Die in immer größern Massen eintreffenden Preußen machten die Ausführung dieses Planes um so leichter, als die geringe Zahl der Volksstreiter vollauf in der Stadt beschäftigt war und die Vorstädte nicht besetzt halten konnte. So war es bis zum 8. Mai Abends den Truppen denn auch gelungen, sich aller Eingänge zur Altstadt zu bemächtigen, bis auf einen, und es blieb sonach den Vertheidigern jetzt nur die Wahl, sich entweder unter den Trümmern Dresden's zu begraben — das von den sächsischen Ministern anbefohlene Bombardement der Stadt war nur durch den preußischen Commandanten, Grafen von Waldersee, bis dahin noch verhindert worden — oder die nicht länger mehr zu haltende Hauptstadt aufzugeben und die Oberleitung der Bewegung, welche mittlerweile das ganze Land erfaßt hatte, nach einem andern Ort zu verlegen. Man entschied sich für das Letztere, und zwar wurde Freiberg im Erzgebirge dazu ausersehen. Nachdem alle Vorkehrungen getroffen waren, fand auf ein gegebenes Zeichen um Mitternacht der Abzug in bester Ordnung statt. Nur die Besatzungen einiger weniger Barrikaden schienen durch ein Versehen ohne Kenntniß dieses Vorhabens geblieben zu sein und fielen am nächsten Morgen den Truppen in die Hände, die ohne Ahnung des Geschehenen und ungewiß über die Bedeutung der tiefen Stille, sich nur vorsichtig in die Straßen

wagten, bis sie endlich sich überzeugten, daß die Stadt von ihren Vertheidigern geräumt sei.

Wie vorauszusehen, war mit dem Abzug von Dresden der Widerstand des Volkes gebrochen, und die Hoffnung, den Kampf inmitten der thatkräftigen Bevölkerung des Erzgebirges fortsetzen zu können, erwies sich als eine Täuschung. Die erst jetzt in größeren, geordneten Massen nach Dresden eilenden Zuzüge lösten sich auf die Nachricht von dem Verlust der Hauptstadt wieder auf, denn unbekannt mit jener weitern Absicht, hielten sie bereits Alles für verloren. Von den Abziehenden selbst theilten nicht Wenige diese Ansicht und zerstreuten sich daher nach allen Richtungen. Als Heubner an der Spitze von einigen Tausend Mann in Freiberg anlangte, beschworen ihn die dortigen Behörden, die Stadt nicht den Schrecken einer Belagerung auszusetzen. Man konnte sich auch nicht verhehlen, daß bei der geringen Entfernung Freiberg's von Dresden es an Zeit gebrechen würde, sich hinreichend auf den bald zu gewärtigenden Angriff vorzubereiten. Es wurde daher beschlossen, weiter nach Chemnitz zu ziehen. Heubner eilte mit Bakunin und dem Postsekretär Martin voraus, um das Nöthige anzuordnen. Daß sie allein, ohne Schutz gekommen waren, sollte ihr Verderben sein. Sie hatten mit den dortigen Führern Alles besprochen und sich gänzlich erschöpft zur Ruhe gelegt, als einige Elende (deren einer sogar selbst kurz vorher eine Subscription für Waffen, Pulver und Blei zur Ausrüstung des Zuzugs nach Dresden eröffnet hatte), die Bedeutung dieser letzten Stützen der Bewegung wohl erkennend und auf eine reiche Belohnung seitens des Hofes rechnend, bei Nacht in den unbewachten Gasthof drangen, die Wehrlosen verhafteten und sogleich über Altenburg und Leipzig nach Dresden brachten.

Nachdem so die einzige Oberleitung verloren war, schien jeder Versuch eines weitern Widerstandes vergeblich, und die noch verbundenen Schaaren und Zuzüge lösten sich auf.

Das Gottesgnadenthum, wie berechtigt es sich auch dünken mag, frei nach eigenem Belieben zu schalten und zu walten, konnte sich doch niemals des tiefinnersten Bewußtseins ganz entschlagen, daß ihm die Macht nur übertragen sei, um den Willen des Volkes zu vollstrecken. Demgemäß war es denn auch zu allen Zeiten bestrebt, glauben zu machen, das Volk im Ganzen sei mit seinem Thun vollständig einverstanden, und aller Widerstand rühre nur von einer kleinen Zahl Böswilliger, Ehrgeiziger und Gewinnsüchtiger her. Auch in Sachsen hatte die Reaktion, wie schon bemerkt, sich gleich nach Beendigung des Kampfes bemüht, nicht nur die Erhebung, sondern die ganze Bewegung selbst als das Werk einiger Verschworner darzustellen. Gleichwie Friedrich Wilhelm IV. in einer Proclamation während des Märzkampfes zu Berlin 1848 den Aufstand vornehmlich „fremden Bösewichtern“ zugeschrieben, so auch mußte der König von Sachsen die gleiche Abgeschmacktheit mit seiner Unterschrift in die Welt hinausschicken. Dieser bewußten Entstellung gegenüber darf kühn behauptet werden, daß vielleicht noch nie ein Volk so einmüthig gewesen in der Verurtheilung seiner Machthaber, in dem Entschlusse, ihrem verrätherischen Unterfangen mit aller Kraft entgegen zu treten, wie damals das sächsische.

Das beste Zeugniß hierfür legte das Ministerium selbst ab durch seine Verfolgungen. Die Zahl derselben belief sich auf nicht weniger als Zwölftausend, so daß die Unmöglichkeit ihrer gerichtlichen Erledigung zu massenhaften Niederschlagungen nöthigte. Selbstverständlich erstreckten sich auch jene nur auf die Führer der Bewegung und einen Theil der unmittelbar am Kampfe betheiligt Gewesenen, so weit die letzteren bekannt wurden. Jene Tausende und Tausende aber, die sich bereits auf den Weg gemacht, Dresden aber nicht mehr erreichten, oder sich erst rüsteten, als der Kampf schon beendet war, sie blieben meist ungenannt und unverfolgt. Unter den Angeklagten befanden sich gegen dreißig Bürgermeister, die meisten Abgeordneten des aufgelösten Landtags, eine Menge Beamte, Stadträthe, Advokaten, Lehrer, Militärs, und selbst Geistliche. „Es wäre unfruchtbar“, sagt der regierungsfreundliche Verfasser der Enthüllungen über die Mai-Revolution *), „die Namen aller Derer zu nennen, welche — hier ist zunächst nur von den Hauptleitern die Rede — als mehr oder minder bei diesem Aufstande betheiligt, verhaftet wurden. Mit Schmerz muß man gestehen, daß fast Alle Männer von anerkanntem Talente und in guter Stellung waren.“ Gewichtiger jedoch als noch so viele einzelne Belege hierfür, ist wohl das eigene Geständniß des Herrn Ministers v. Beust, der vor einem Jahre erst, am 15. August 1864 in der II. Kammer zu Dresden erklärte: „Es war dies (der Maikampf) ein allgemeiner Aufstand, eine Empörung, die sich über das ganze Land verbreitete.“ Wenn der Hr. Minister dann im weiteren Verlauf seiner Rede die befremdliche Schlußfolgerung zieht, der Krone habe infolge dieser Thatsache das Recht zugestanden, die Verfassung ganz zu beseitigen, so würde es doch sicher noch mehr überrascht haben, wenn er bekannt hätte, daß gerade auf Grund dieser einmüthigen Verurtheilung durch das öffentliche Gewissen er selbst mit seinen Genossen das Gericht als Hochverräther verdient hatte. Denn Wer ist schuldig, wenn nicht Derjenige, den ein ganzes Land verdammt, wider dessen Thun ein Volk in allgemeinster Empörung sich erhebt?

Eben dies Bewußtsein, daß sie ganz vereinsamt stand, lediglich auf die preußischen Bajonette gestützt, veranlaßte denn auch die Regierung, selbst nach errungenem Siege, sich noch längere Zeit hindurch eines entschieden reaktionären Vorgehens zu enthalten. Weder die Entschlossenheit noch die Hoffnung des Volkes war durch den Fall Dresden's gebrochen, und nur der ziemlich vollständige Verlust aller Führer, um welche die Massen sich hätten schaaren können, würde eine zweite allgemeine und selbständige Erhebung Sachsen's erschwert haben. Der ein ganzes Jahr lang über den größten Theil des Landes ausgebreitete Belagerungszustand mußte erst das Volk allmählig gebeugt haben, ehe die Regierung, unterstützt von den allgemeinen Zuständen Deutschland's, sich stark genug fühlte, am 3. Juni 1850 mit der Aufhebung des Wahlgesetzes von 1848 und Einberufung der alten Stände offen in die vollste Reaktion einzutreten, die von da ab, nach Herrn v. Friesen's Wort, „ihren Lauf“ haben sollte, — bis zu dieser Stunde.

*) Jetziger Reg. Geh. Rath Häpe.

II.

Eigene Erlebnisse.

Meine persönliche Betheiligung an dem Maikampf war durch eine Verkettung von Umständen nur eine sehr geringe gewesen. Nachdem ich durch meinen Eintritt in die Kammer gegen eine Wiederverhaftung wegen jenes Flugblattes sichergestellt war, hatte mein unbekannter Bürge die deponirten 10,000 Thaler wieder zurückgezogen. Als nun mit der Auflösung des Landtags meine Freiheit wieder dem Belieben der Behörden anheimgegeben schien, riethen meine Freunde, daß ich mich auf einige Tage von Dresden entferne, bis die weitern Absichten der Regierung sich klarer herausgestellt haben würden.

Wohl hatte man längst allgemein gefühlt, daß die Reaktion es zu einer Entscheidung durch die Waffen treiben wolle, und war auch fest entschlossen, die Herausforderung anzunehmen; allein der gänzliche Mangel einer festen Organisation der deutschen Demokratie verhinderte auch ein planvolles Zusammenwirken, ein gleichzeitig energisches Auftreten. In jedem deutschen Lande blickte man gespannt nach rechts und links, und erwartete von den Anderen nicht sowohl nur das Zeichen zum Handeln, als vielmehr auch die rettende That selbst. Am wenigsten aber ließen wir uns beikommen, daß gerade in Sachsen dies Zeichen zuerst gegeben werden sollte, wenn wir uns auch bewußt waren, daß ein, gleichviel von wo ergehender Ruf bei uns auf thatkräftigere Erwiederung rechnen durfte, als dem unsern werden sollte. Damals wenigstens hätte in keinem Nachbarstaate ein sechstägiger Volkskampf gegen die Reaktion wüthen können, ohne daß ganz Sachsen zur Hülfeleistung sich erhoben hätte.

Ohne Ahnung Dessen jedoch, was schon die nächsten Tage bringen sollten, entschloß ich mich um so bereitwilliger, jenem Rathe zu folgen, als unsere äußeren Verbindungen bis dahin nur sehr mangelhaft gewesen waren und durch persönliche Kenntnißnahme wohl eine zuverlässigere Ansicht über den Stand der Dinge außerhalb Sachsen zu gewinnen war, als aus den öffentlichen Blättern. Der letzten Kammersitzung, in welcher die Auflösung vorgenommen werden sollte, wollte ich noch beiwohnen, wurde jedoch vor Schluß derselben von einigen Freunden aus dem Saal gerufen und benachrichtigt, daß in den Seitengängen und Nebenzimmern des Landhauses zahlreiche Polizeiagenten und Soldaten verborgen seien; welche Maßregel sie bei der tiefen Ruhe, die in Dresden herrschte, irriger Weise — wie mir später von Beamten versichert wurde — dahin deuteten, daß ich gleich bei'm Austritt aus der Kammer verhaftet werden sollte. Sie drangen daher auf meine augenblickliche Entfernung, so lange das Mandat des Abgeordneten mich noch schützte.

Die Rückkehr in meine Wohnung schien unter den angenommenen Verhältnissen nicht mehr räthlich, — und so hatte ich an jenem Morgen, ohne es zu ahnen, auf beinahe dreizehn Jahre Abschied von meiner Familie genommen. Ich begab mich zu einem Freunde, um dort mit einigen Andern über die nächsten Schritte zu berathen. Anfangs gewillt nach Berlin zu gehen, von dem wir immer noch erwarteten, daß es die Initiative ergreifen werde, bewog mich Bakunin Prag zu besuchen.

Ich hatte Michael Bakunin vor einigen Monaten kennen gelernt, wo er heimlich von Leipzig nach Dresden gekommen war und mehrere Tage bei mir verborgen blieb. Ein Mann von seltener Geisteskraft und Charakterstärke, verbunden mit einer imponirenden Persönlichkeit und hinreißenden Redebegabung, war es ihm überall leicht geworden, die Jugend zu enthusiasmiren und selbst reifere Männer anzuziehen, zumal sein Standpunkt, frei von nationaler Beschränktheit, der des edelsten, allumfassenden Humanismus war. Eben seine glühende Phantasie aber, im Verein mit dem unbewußten Ehrgeiz einer groß angelegten Natur, die sich zum Leiten und Gebieten berufen fühlte, bereiteten ihm oftmalige Selbsttäuschungen über die thatsächlichen Verhältnisse. Sein nächstes Streben galt einer Vereinigung der slavischen und deutschen Demokratie gegen das russische Czarenthum, die damalige Hauptstütze des Absolutismus; und seine zahlreichen persönlichen Verbindungen mit Gleichgesinnten in allen slavischen Provinzen Oesterreich's, sowie in Polen und Rußland, ließen ihm dies Ziel näher erscheinen, als es selbst heute noch ist.

Während seines heimlichen Aufenthaltes in Leipzig hatte er einen Kreis meist böhmischer Studenten um sich versammelt, die mit völliger Selbstentäußerung in ihm ihren Meister verehrten und seinem Worte unbedingt Folge leisteten. Durch sie gedachte er Böhmen aufzurütteln aus der Entmuthigung und Schlaffheit, in die es nach dem verunglückten und ziemlich planlosen Junikampf des verflossenen Jahres verfallen war. Was er aber nur erst wünschte und erstrebte, das spiegelte ihm seine Ungeduld als schon erreicht vor, und mit Zuversicht erwartete er binnen kürzester Frist eine allgemeine Erhebung Böhmen's. Es schien nun bei der Lage der Dinge in Deutschland von größter Wichtigkeit, jedes vereinzelte Vorgehen zu verhüten, und Bakunin bestimmte mich daher leicht nach Prag zu reisen, um mit den dortigen Leitern, an die er mir offene Schreiben mitgab, Rücksprache dahin zu nehmen, daß der Aufstand dort wo möglich noch so lange hingehalten werde, bis die rasch zu einer Entscheidung drängenden Verhältnisse Deutschland's zu hoffen erlaubten, daß die Bewegung sofort eine ganz allgemeine werden würde.

In Prag jedoch fand ich die Dinge ganz anders, als sie mir geschildert worden waren. Czechen und Deutsche standen sich feindlicher gegenüber, denn je. Der Fall Wien's im vorigen October, weit entfernt als ein gemeinsamer Schlag empfunden worden zu sein, war von den Czechen mit einer gewissen Befriedigung als eine Vergeltung betrachtet worden, für ihren von den Deutschen verlassen gebliebenen Juniaufstand. Auch der große Kampf in Ungarn hatte bei den Böhmen nicht jene Sympathien gefunden, die uns Deutsche dafür durchglühlten, denn er wurde von ihnen vielfach nur als ein Versuch der Magyaren gedeutet, ihre Herrschaft über die slavischen Völkerschaften Gesammtungarns aufrecht zu erhalten. Der in Deutschland so viel beklagte Mangel an Gemeingefühl der verschiedenen

Stämme, prägte sich in Oesterreich, begünstigt durch die nationale Verschiedenheit der Völker und das althergebrachte Regierungssystem, wo möglich noch trostloser aus, als bei uns. Mit Eifersucht blickten die verschiedenen Völkerschaften auf einander, und statt ihre Kräfte gegen den gemeinsamen Feind zu vereinen, glaubte die eine durch die Unterdrückung der andern noch gewinnen zu können, bis sie alle wieder in dem alten Joche schmachteten.

Statt jener mächtigen, weitverzweigten Verbindung, an deren Spitze sich Bakunin wähnte und durch welche er die gewaltigsten Kräfte in Bewegung setzen zu können vermeinte, fand ich kaum ein Dutzend ganz junger Leute, deren exaltirte Phantasie nicht einmal sie selbst über ihre Ohnmacht täuschen konnte. Ich sprach noch mit Diesem und Jenem, der mir von ihnen als möglichenfalls einer gewaltsamen Erhebung geneigt bezeichnet wurde; begegnete auch wohl einer opferwilligen Hingebung, erhielt aber zugleich allseits nur die Bestätigung meines ersten Eindrucks von der Lage der Dinge. Es würde nach den Versicherungen erfahrener Patrioten wenigstens Monate noch erfordert haben, die Einsicht, daß nur ein kräftiges Zusammenwirken der deutschen und österreichischen Demokratie der um sich greifenden Reaktion einen Damm setzen könne, allgemein genug zu verbreiten, um eine That von ihr erwarten zu dürfen. Die österreichische Regierung freilich bekundete bald darnach durch ihre erbitterte Verfolgung aller Derjenigen, die während meines flüchtigen Aufenthalts in Böhmen mit mir verkehrt hatten, wie unsicher sie sich fühlte und welche Furcht ihr selbst nur der entfernteste Versuch einer Volksregung verursachte.

Ich war kaum drei Tage in Prag gewesen, als mich die gänzlich unerwartete Nachricht von den in Dresden eingetretenen Ereignissen wieder fortrief.

Richard Wagner — dessen spätere langjährige Verfolgung ihren einzigen Grund nur in dem Zorn darüber haben konnte, daß er zwischen Berufspflicht und Gewissen zu unterscheiden und auch als königlicher Kapellmeister noch frei zu denken wagte — hatte sich längst im tiefsten Mißmuth von der mit so lebhafter Begeisterung begrüßten Erhebung des Jahres 1848 wieder abgewendet und Trost für die bittere Enttäuschung in seinen künstlerischen Entwürfen gesucht. Das mit der Berufung des Ministeriums Beust offen erklärte Eintreten der Reaktion jedoch reizte seine Aufmerksamkeit wieder, und die Vorgänge der ersten Maitage mochten wohl auch ihm die Hoffnung auf einen entschlossenen Widerstand des Volkes erweckt haben, der bei der allgemeinen Stimmung in Deutschland, ja in ganz Europa, möglicherweise noch eine glückliche Wendung der Dinge herbeiführen konnte. Von solchen Erwartungen getragen, schrieb er mir während des fieberhaft erregten 3. Mai, ich möge schleunigst zurückkehren, da mir wenigstens augenblicklich keine Gefahr drohe, vielmehr zu befürchten stehe, daß die Aufregung in Dresden zu einem vorzeitigen Conflikt führen könne. Diese letzten Worte, lediglich die Besorgniß vor einer vereinzelten und darum leicht niedergeworfenen Erhebung ausdrückend, mußten in Ermangelung aller und jeder Unterlage den dienstbeflissenen Gerichten die Stelle eines Beweisstückes für das Vorhandensein einer weitverzweigten Verschwörung zur Vertreibung aller Fürsten und Republikanisirung Deutschland's ersetzen. Wenn die Regierungen damals wirklich, wie sie behaupteten, an die Existenz dieser allgemeinen Verbindung glaubten, so war es lediglich ihr eigenes Schuldbewußtsein, welches ihnen das Wohlverdiente als ein

bereits Wirkliches vorspiegelte; die deutsche Demokratie dagegen war leider noch entfernt nicht so weit organisirt, um eine solche Befürchtung zu rechtfertigen. Die beliebte Deutung dieser, für Wagner's ferneres Schicksal so folgeschweren Aeußerung ist nur ein einzelnes Beispiel jener zahlreichen Fälle, in denen man das Verlangte zu finden wußte, wie und wo es nur immer gewünscht wurde.

Gleichzeitig mit diesem Briefe traf aber auch schon die mündliche Nachricht von dem thatsächlich ausgebrochenen Kampf in Prag ein, und ich eilte daher mit der nächsten Post zurück.

Zahlreiche Zuzüge belebten den Weg durch Sachsen. In allen Ortschaften war die Bevölkerung versammelt, um über ihre Haltung zu berathen, und allerwärts hatte man sich bereits für die kräftige Unterstützung der Volkssache entschieden oder war im Begriff es zu thun. Schon in weiterer Entfernung von Dresden vernahm man das Dröhnen der Geschütze, näherhin das Stürmen der Glocken und Knattern des Gewehrfeuers, bis endlich von den letzten Anhöhen aus die Stadt selbst ersichtlich ward, aus der zwei Rauchsäulen in den hellen Maihimmel emporstiegen: das alte Opernhaus, von Unbekannten angezündet, und ein von den Preußen in Brand gestecktes Privathaus standen in Flammen.

Der Postwagen mußte vor dem Thore halten, denn Barrikaden versperrten den Eingang und weiterhin alle Straßen von dieser Seite. Um einen schmerzlichen Auftritt in meiner Familie, die mich noch fern glauben sollte, zu vermeiden, begab ich mich gar nicht in meine Wohnung, sondern gleich auf das Rathhaus. Die Straßen boten einen Anblick, wie er mir nach der Julirevolution in Paris nicht mehr ganz neu war und bei ähnlichen Gelegenheiten in seinen Hauptzügen sich wohl überall wiederholt. Der Kampf — ein Häuserkrieg, bei dem die Feinde einander fast nie offen gegenüber standen — war noch auf die Straßen um das Schloß und den Neumarkt beschränkt. In den entfernteren Stadttheilen erblickte man zwischen verrammelten Häusern, geschlossenen Läden und müßigen Barrikaden die gewöhnlichen Gruppen von ängstlich gespannten Neugierigen und einzelnen Bewaffneten, die ihren Familien oder Freunden Kunde bringen wollten, ab und zu auch wohl in größerer Entfernung von den bedrohten Punkten es für sicherer halten mochten. Die gern prahlende Feigheit weiß auch solche Gelegenheiten zu verwerthen, und Mancher hat später wohl schwer gebüßt dafür, daß er in harmlosester Absicht während jener Tage vor seinen Nachbarn eine Büchse spazieren trug.

Es war Sonntag den 6. Mai Nachmittag, als ich eintraf. Auf dem Rathhause fand ich die Mitglieder der provisorischen Regierung, Heubner, Todt und Tzschirner, den Commandanten Oberstlieutenant Heinze, Bakunin und Andere. Ueber den gegenwärtigen Stand der Dinge war keine sichere Auskunft zu erlangen, noch weniger über das Vorhergegangene, wenn überhaupt der Drang des Augenblicks Zeit zu Frage und Antwort gelassen hätte. Bei dem vollständigen Mangel an Organisation auf Seiten des ganz unvorbereitet überraschten Volkes war eine feste, einheitliche Leitung schlechthin unmöglich. Dem Commandanten fehlte jedes Mittel, um einen bestimmenden Einfluß auf den Gang des Kampfes auszuüben; Jeder handelte nach seinem eigenen Ermessen, kam und ging, besetzte oder verließ einen Posten, wie es ihm gefiel. Zu keiner Stunde wußte Oberstlieutenant Heinze auch nur annähernd, welche Zahl von Streitern er angeblich

commandirte, wie viele hier, wie viele dort standen, noch ob und welchen Führern die einzelnen Trupps gehorchten. Man bedenke nur, daß bis zum 5. Mai noch Niemand auf Seiten des Volkes an die Unvermeidlichkeit eines ernsten Kampfes geglaubt hatte, und man wird begreifen, wie unmöglich es auch dem angestrengtesten Eifer fallen mußte, nur einige Gliederung in die ungeordnet herbeiströmenden Schaaren zu bringen. Das Sammeln einer größeren, zu irgend einem Angriff nöthigen Macht war unmöglich, und somit jedes Vordringen außer Rede gestellt. Man mußte sich genügen lassen an der Vertheidigung, wie sie der Zufall eben fügte, froh, wenn es gelang, diesem oder jenem bedrohten Punkte eine Verstärkung zuzuführen. Kein Zweifel, daß auch unter den gegebenen Verhältnissen ein Mann von großer Energie ungleich mehr hätte leisten können, allein Nichts konnte unbegründeter sein, als die von manchen Seiten gegen Heinze geschleuderten Vorwürfe der Verrätherei, während er doch mit größter Aufopferung diese unendlich schwierige Stellung, für die man schlechterdings keinen Andern zu finden wußte, übernommen und in ihr gethan hatte, was nur immer in seinen Kräften lag.

Es verstand sich von selbst, daß ich mich gleich der provisorischen Regierung ganz zur Verfügung stellte; allein auch hier waltete eine große Hülf- und Rathlosigkeit. Es liegt durchaus kein Tadel oder Vorwurf in dem Bekenntnisse, daß diese Männer, theilweise mit klarstem Bewußtsein, sich einer Aufgabe unterzogen hatten, die ihrem ganzen Wesen fern lag, die sie aber im allgemeinen Interesse nicht abweisen durften, da nur sie das nöthige Vertrauen besaßen. Um ein solches Chaos in kürzester Frist zu sichten, zu ordnen und in einen sicher wirkenden Organismus zu verwandeln, dazu gehörte ein revolutionäres Genie, wie es sich eben unter den Mitgliedern der provisorischen Regierung nicht befand. Heubner, „der edle Demokrat", wie ihn selbst die Reaktion nannte, ein klarer Geist und ebenso milder als gewissenhafter Richter, wäre in der Weichheit seines Herzens freudig bereit gewesen, das eigene Leben für jedes der Opfer hinzugeben, welches dieser Kampf von der einen, wie von der anderen Seite erheischte, vermochte aber eben dieser Weichheit wegen nicht jene in solchen Fällen unentbehrliche eiserne Festigkeit zu gewinnen, die mit Menschenleben wie mit Schachfiguren rechnet. Todt befand sich vom ersten Tage an im furchtbarsten Zwiespalt mit sich selbst und verließ Dresden schon am Tage meiner Ankunft, um in Frankfurt die Vermittelung der Centralgewalt zu erwirken. Tzschirner endlich, ein begabter Advokat und Redner, ermangelte jenes sichern Ueberblicks und jener Selbstvergessenheit, ohne die auch der fähigste Kopf einer solchen Lage nicht gewachsen sein wird. Voll guten Willens, besaß doch keiner von diesen drei Männern den entschiedenen rücksichtslosen Willen, die Sache um jeden Preis durchzuführen, und darum vermochten sie es auch nicht.

Die Schwierigkeiten, mit denen jene Männer zu kämpfen hatten, lassen sich in unsern ruhigen Tagen kaum ermessen. Sie bildeten eine Regierung, ohne irgend welche Vollziehungswerkzeuge; es fehlte ihnen gänzlich an Unterbeamten, die ihre Beschlüsse vollstreckt hätten, und ihre geringe Orts- und Personenkenntniß — kein Einziger war von Dresden — verbunden mit dem wirren Durcheinanderströmen stets wechselnder Menschen um sie her, ließ sie auch nicht dahin gelangen, sich einen festen, zuverlässigen Stab von Beamten zu bilden. Höchst mangelhaft nur über die Vorgänge in der

Stadt und im Lande unterrichtet, mußten sie in jedem einzelnen Fall sich erst Leute suchen, die ihre Befehle weiter trugen, und konnten niemals sicher sein, daß diese ausgerichtet oder befolgt wurden. Eine Presse zur Vervielfältigung ihrer Ansprachen existirte nicht und so drangen die Beschlüsse und Befehle der provisorischen Regierung zuweilen gar nicht über das Rathhaus hinaus, in dem sie gefaßt worden waren. In dieser Weise, trotz alles Eifers zu einer relativen Unwirksamkeit verurtheilt, wurden diese Männer doch Tag und Nacht durch die verschiedenartigsten Botschaften und Anforderungen in rastlosester Thätigkeit erhalten.

Obwohl in der Stadt aller Verkehr wie alle Gewerbthätigkeit unterbrochen war und selbst die Bäcker feierten, trat glücklicherweise doch kein Mangel an Lebensmitteln ein, denn bis auf weite Entfernung sandten die umliegenden Ortschaften infolge der Aufforderung des Stadtrathes reichliche Gaben an Brod, Fleisch und Gemüsen. Bedenklicher war die rasche Abnahme des geringen Vorraths an Pulver. Wie in allen solchen Kämpfen wurde mit den Schüssen eben nicht gegeizt, mochte auch keine denkbare Möglichkeit, einen Feind zu treffen, vorhanden sein. Das Knallen von beiden Seiten unterbrach sich keinen Augenblick, und wenn von tausend Kugeln auch nur Eine getroffen hätte, es wäre schwerlich Jemand übrig geblieben, um von diesem Kampfe zu erzählen. Mit weniger Sorge konnte sich das Militär dieser lärmenden Neigung hingeben, denn ihm standen in Nähe und Ferne wohlgefüllte Magazine offen; schlimmer dagegen war es bei uns bestellt, wo die Munition kaum noch für den nächsten Tag zu reichen versprach. Die Einnahme der nur schwach besetzten Pulvermühle in der Nacht vom Sonntag auf den Montag brachte jedoch diesem Mangel einige Abhülfe, und Blei lieferten zur Noth die Dächer und Röhren.

Die Verwundeten fanden Aufnahme in den Apotheken, wo rasch geeignete Lokalitäten für sie in Bereitschaft gesetzt worden waren und die besten Aerzte sich ihrer Pflege unterzogen.

Aber auch an Gefangenen mangelte es uns nicht, und Mancher, dem der Zufall Gelegenheit bot, aus eigner Erfahrung die Behandlung der Gefangenen auf beiden Seiten kennen zu lernen, wird die Bemerkung gemacht haben, daß wir keineswegs lüstern waren mit den Werkzeugen der „legitimen" Gewalt um die Palme der Brutalität und Grausamkeit zu ringen. Mitten in all dem Drang und Treiben hatte Heubner nicht vergessen, daß während der letzten zwei Tage mehrere Gefangene unter verschiedenartigen politischen Anschuldigungen, zumeist als „Spione" eingeliefert und in dem Polizeigebäude untergebracht worden waren. Er wünschte sie, wo irgend möglich, der weiteren Sorge zu entheben, und ließ sie vorführen. Ihr Prozeß vor diesem revolutionären Standgericht war eben so kurz als zweckentsprechend. An Stelle ihrer schwer herbeizuschaffenden Ankläger, wurden sie selbst aufgefordert anzugeben, was gegen sie vorlag, und da solchergestalt ihre völlige Unschuld sich schnell in's klarste Licht setzte, stand ihrer augenblicklichen Freilassung nichts im Wege. Ernster drohte ein Fall zu werden, der sich am folgenden Tag ereignete. Ein plötzliches Schießen und großes Geschrei in einer benachbarten Nebenstraße verursachte allgemeine Aufregung im Rathhause: man wähnte den Feind dort eingedrungen, sich umringt. Der Irrthum löste sich jedoch bald. Ein großer Haufen Volksstreiter eilte, in seiner Mitte einen entwaffneten Communalgardisten führend, auf das Rathhaus. Die Sache schien ernst, und der

Gefangene wurde sogleich vorgeführt. Es ergab sich, daß aus einem oberen Stockwerk in jener Straße ein Schuß gefallen war, den bei der großen Entfernung vom Kampfplatze die Untenstehenden als ihnen bestimmt gedeutet und erwidert hatten, während Andere sofort in das Haus drangen und hier den Gefangenen mit seinem eben erst entladenen Gewehr vorfanden. Er stand nun angeklagt, meuchlings auf das Volk geschossen zu haben. Zitternd vor Angst betheuerte er, daß er nur die günstige Gelegenheit, wo überhaupt so viel geschossen wurde, benutzen habe wollen, um seine Büchse an einer Taube zu erproben. Dies Jägergelüste in solcher Zeit schien der Menge höchst unwahrscheinlich, und sie verlangte tumultuarisch die sofortige Aburtheilung des in ihren Augen überführten Meuchelmörders. Da bekundete Bakunin die ganze ihm von seinen wahrheitsliebenden Feinden so freigebig zugesprochene Härte und Blutgier. Mit barschem Tone befahl er dem immer tiefer sich verstrickenden Angeklagten zu schweigen, trat dann hinter ihn und flüsterte ihm ein, was er zu sagen habe, um die aufgeregten Leidenschaften zu versöhnen, während zugleich Andere die Ankläger zu beruhigen suchten; und so endete auch dieses Standgericht mit einer sofortigen Freilassung des Geängsteten, der wohl kaum des ihm mitgegebenen Rathes noch bedurfte, der Taubenjagd sich vorerst zu enthalten.

Mit den gefangenen Soldaten verfuhr man sehr einfach: man entwaffnete sie und ließ sie frei umhergehen. Kämpften sie ja doch nur gezwungen gegen uns und fiel es Keinem ein, die gewährte Freiheit zu mißbrauchen, um wieder auf die andere Seite zu gelangen.

Während meiner Anwesenheit trafen mehrere Zuzüge ein, darunter einer, dessen Anführer erklärte, daß sie nicht gekommen seien um zu kämpfen, sondern um das Eigenthum zu schützen. Daran hatte fürwahr bis zur Stunde noch Niemand gedacht, denn Keinem war es beigefallen, daß in diesem Kampfe, wo es sich um das höchste Gut der Nation handelte, das „Eigenthum“ bedroht sein könnte. Und wahrlich, nie war es sicherer gewesen, als unter der Obhut des bewaffneten Volkes. Selbst die Professionsdiebe, an denen es auch in Dresden nicht mangelte, schienen verschwunden zu sein. Der Gesunkenste fühlte, daß es hier einer großen, heiligen Sache gelte, die nicht entweiht werden dürfe; was ihm längst entschwunden war: der Ehrgeiz, die Selbstachtung, erwachte wieder in seiner Brust, und er huldigte der Freiheit durch die Ueberwindung seiner selbstischen Gelüste.

Dieser veredelnde Einfluß einer allgemeinen, Geist und Herz auf's Tiefste ergreifenden Volksbewegung bekundete sich übrigens nicht etwa jetzt, im Augenblick des entscheidenden Kampfes erst, sondern hatte seine wunderbare Macht gleich vom ersten Anfange an geäußert. Die nicht zu bestechende Criminalstatistik liefert in dieser Beziehung die treffendste Erläuterung zu jenen lügnerischen Klagen der Reaktion, nach welchen ein steigender Verfall von Tugend und Recht, eine allgemeine Demoralisation die unmittelbarste Frucht solcher großer revolutionärer Bewegungen sein soll. In Sachsen war von den Märztagen 1848 bis zur Mitte 1849 nicht ein Mord vorgekommen — während vor wie nach dieser Periode kein Jahr verging, das nicht 8—10 und mehr solcher Blutthaten verzeichnete — und die Zahl der Eigenthums- wie sonstigen Verbrechen war auf weniger als zwei Drittel herabgesunken. Das Gleiche wurde durch ganz Deutschland beobachtet.

In keinem von den Volksstreitern besetzten Hause wurde das Geringste entwendet oder muthwillig beschädigt.

Es stellt nicht die Menschen, sondern nur die Sache niedriger und in ihr eigenstes Licht, wenn selbst die Anwälte der Reaktion sich gemüßigt sahen, die späterhin von dem Militär verübten Plünderungen, weil sie durchaus nicht in Abrede zu stellen waren, mindestens durch eine humoristische Deutung einigermaßen zu beschönigen. Ich selbst durchwanderte viele Häuser und befrug die Bewohner, vernahm aber nirgends eine Klage in dieser Beziehung. Es bestätigte sich eben hier auch, wie bei allen ächten Volkserhebungen die alte Erfahrung, daß die reine patriotische Begeisterung auch die Lasterhaftesten hinreißt und alle niedern Begierden in ihnen schweigen macht. Die Gräuel und Scheußlichkeiten wurden hier, wie stets bei solchen Gelegenheiten, einzig nur von den stumpfen, jeder Selbstachtung ermangelnden oder Betäubung des eigenen Gewissens suchenden Werkzeugen der frevelhaften Herrschbegier verübt. Schon die an vielen Läden stehende Aufschrift: „Heilig ist das Eigenthum!" hatte sich, so lange das Volk im Besitz der Straßen war, als sehr überflüssig erwiesen; und jene wohlmeinden aber höchst entbehrlichen Eigenthumshüter quartirte ich denn, ihrem Wunsche gemäß, recht weit vom Kampfplatze ein.

Die ganze Lage der Dinge bot, wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, auch dem besten Willen keine Gelegenheit Größeres zu leisten, und so beschränkten sich denn auch meine Bemühungen auf kleine ohnmächtige Versuche, die nur wenig Einfluß auf den Erfolg des Kampfes haben konnten. Ich besuchte die Barrikaden, ermunterte zum Ausharren, ließ durch ein Durchbrechen der Scheidewände zwischen den Häusern Verbindungen herstellen, besetzte außer Acht gelassene Posten, und es würde sich kaum eine Veranlassung finden, meiner eigenen, ganz unbedeutenden Mitwirkung zu gedenken, wenn nicht die lügenhafte Bosheit unserer Gegner sich einer Thatsache bemächtigt hätte, die ihr zur wirksamen Entstellung und Ausbeutung wohl geeignet schien.

Der Zustand unserer Barrikaden, die zwar fest, aber meist niedrig und leicht zu übersteigen waren, ließ mich auf wirksamere Mittel zur Abwehr eines etwaigen Sturmes sinnen, und ich gerieth auf den Einfall, sie mit Pechkränzen zu bestecken, die, im Augenblick der Noth angezündet, wohl geeignet sein mochten, einem weitern Vordringen zu wehren. Von der provisorischen Regierung zu diesem Zweck mit der nöthigen Vollmacht versehen, brachte ich die erforderlichen Stoffe, freilich nur in sehr ungenügender Menge zusammen, und ließ im Hofe des Rathhauses von einigen Bergleuten die Vorbereitungen zur Anfertigung dieses Vertheidigungsmittels treffen. Die Mittheilung jedoch, daß in der Nähe Pulver lag, veranlaßte mich, mit meinen Leuten wieder abzuziehen und in ein gegenüberstehendes Gasthaus zu gehen, wo wir aber erst die Bereitung des Mahles für einige Hundert Streiter abwarten mußten, ehe wir Aussicht hatten, das Pech schmelzen zu können. Wir waren kaum eine Viertelstunde hier, und die Bergleute hatten eben angefangen, einiges Werg zu drehen und zu flechten, als ein Bote der provisorischen Regierung mit dem schriftlichen Befehl erschien, die Anfertigung von Pechkränzen zu unterlassen. Ich entließ demgemäß die Bergleute und übergab das gesammte Material der Wirthin jenes Gasthauses, die es sogleich unter Verschluß nahm und späterhin der Polizeibehörde auslieferte.

Wie ich vernahm, hatten einige angstverwirrte Stadträthe, die massiven steinernen Häuser Dresden's mit hölzernen, strohbedachten Scheunen

verwechselnd, bei dem bloßen Gedanken an das furchtbare Zerstörungswerkzeug „Pechkranz“ ihre Stadt bereits in Flammen gesehen, und die provisorische Regierung ließ sich gern bereit finden, die Sorge der guten Leute durch den Widerruf der Anordnung zu zerstreuen. Indem sie mit solcher Milde selbst die völlig unbegründete Furcht vor einer gar nicht vorhandenen Gefahr noch zu beschwichtigen suchte, lieferte sie freilich zugleich den Beweis ihrer völligen Unebenbürtigkeit jener „königlichen“ Regierung gegenüber, die zur selben Zeit, wie schon erwähnt, die Einäscherung der Stadt durch Bomben bereits anbefohlen hatte, vor welchem Schicksal Dresden nur durch den Widerstand des preußischen Truppencommandanten bewahrt wurde.

Jene, gar nicht über das Stadium der bloßen Vorbereitung gediehenen, im Keime schon erstickten Pechkränze nun waren es, die nicht nur einen der Hauptentscheidungsgründe zu meinem Todesurtheil, sondern auch der Verläumdung eine Unterlage zu den mannigfachsten Erdichtungen liefern mußten*).

Mehrfach hatte ich Gelegenheit zu beobachten, wie leicht doch Frauen sich in die ungewohnteste, schreckenerfüllte Lage finden und ihre volle Geistesgegenwart bewahren, sobald ihnen darin nur Gelegenheit zu einer entsprechenden Thätigkeit wird. In den exponirtesten Häusern, mitten im Gepfeife der Kugeln, unter Kämpfenden, Verwundeten und Sterbenden, wirthschafteten Mädchen und Frauen mit einer so ruhigen Besonnenheit, als wären sie in solchen Scenen aufgewachsen. Besonders erinnerlich ist mir eine nicht mehr junge Dame, die im ersten Stockwerk eines, vom Zwingerwall aus lebhaft mit Kanonen beschossenen Eckhauses, im Verein mit ihren Dienerinnen nicht nur höchst geschäftig Speise und Trank für die zahlreiche Besatzung ihrer Wohnung besorgte, sondern auch, als Tochter oder Wittwe eines spanischen Offiziers, „die schon viel Derartiges erlebt und das Ding versteht“, gleichsam das Commando über die Volksstreiter in ihrem Bereich führte: jetzt zu den Töpfen in die Küche, von da wieder in die Zimmer eilend, die Männer anweisend, wie sie sich zu stellen haben, um mit Sicherheit zielen zu können und doch gegen feindliche Kugeln gedeckt zu sein. Wie ich später vernahm, hat auch sie das tödliche Blei mitten in ihrer eifrigen Thätigkeit erreicht. Nur wenige Schritte von diesem Hause hatte kurz vorher ein ergreifendes Drama seinen Abschluß gefunden. Ein junges Mädchen, deren Bräutigam gleich in den ersten Tagen an ihrer Seite gefallen war, hatte geschworen, seinen Tod zu rächen. In Trauerkleidung, mit aufgelöstem Haare, stand sie frei auf der gefährlichsten Barrikade, mit sicherer Hand ihre Kugeln aussendend, bis sie endlich, tödtlich verwundet, zusammenbrach. Sie war nicht die einzige Heldin jener Tage. Auf dem Commando-Bureau erschienen einmal drei junge Leute in Turnerkleidung und verlangten eingereiht zu werden in die Zahl der Streiter. Auf die von mehreren Anwesenden gethanen Aeußerungen über deren fast zu jugendliches

*) Sogar nach meiner Freilassung noch entblödete sich der officiöse Dresdener Correspondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung nicht, „auf Grund der Gerichtsakten“ zu behaupten, daß mit jenen, unter meiner Leitung angefertigten Pechkränzen „das königl. Schloß habe in Brand gesteckt werden sollen und das alte Opernhaus wirklich in Brand gesteckt worden sei“. Demnach besaßen also diese wunderbaren Pechkränze sogar rückwirkende Kraft, denn sie, die ebenfalls „den Gerichtsakten nach“ am 7. Mai erst hergestellt werden sollten, es aber nie wurden, hatten doch bereits am 4. Mai, als ich noch in Prag war, das alte Opernhaus in Flammen gesetzt! — Selbstverständlich ward jener Gerichtsaktenkundige gezwungen, seine Lüge zu widerrufen.

Alter und namentlich die zarte Gestalt des Einen, erklärte der Aeltere von ihnen, auf seinen ihm zunächst stehenden Kameraden zeigend: „das ist ein Mädchen.“ Ein anderes Mädchen hatte von Beginn des Kampfes an auf der Barrikade gestanden, und kam, kurz nach dem Abzug der Streiter von Dresden, auf das Rathhaus, klagend, daß keine Kugel sie getroffen. Eilig entfernte sie sich mit den Worten: „vielleicht ereilt mich noch eine Kugel; ich folge meinen Kameraden. Lebt wohl!“ Ihr Wunsch ward nicht erfüllt: die Verurtheilung zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe lohnte ihren Versuch, durch einen heiligen Tod ein verfehltes Leben zu sühnen.

Am 7. Mai gegen 11 Uhr Nachts ging die Meldung ein, daß auf einem Dorf in der Nähe des Plauen'schen Grundes ein starker Zuzug eingetroffen sei, der auf sicheren Wegen in die Stadt geführt zu werden begehre. Einer meiner Freunde übernahm diesen Dienst; da er jedoch der Gegend nicht ganz kundig war, ich sie aber auf meinen Spaziergängen öfter durchstreift hatte, so begleitete ich ihn. Es handelte sich nämlich darum, die zwischen der Stadt und jenem Dorfe liegenden sehr stark besetzten Pulvermagazine zu umgehen. Wir begaben uns auf den Weg; allein in der, durch einen starken Regen noch vermehrten Dunkelheit der Nacht verfehlten wir die Richtung, und bei der Ungewißheit über die Aufstellung der militärischen Vorposten war die größte Vorsicht gerathen. Ein Bergmann, der uns begegnete und die Wege zu kennen behauptete, zeigte sich willig uns zu führen. Er, der ganz unverdächtig schien, sollte in einiger Entfernung vorausgehen und durch ein Zeichen vor etwaiger Gefahr warnen. So schritten wir schweigend dahin, als etwa nach einer Viertelstunde der Bergmann sein Liedchen anstimmte und gleich darauf in seiner Richtung ein: „Halt! Wer da?“ erscholl. Wir blieben stehen und warteten, ob unser Führer zurückkommen würde; da dies nicht geschah, hielten wir ihn für gefangen — wie es auch der Fall war — und schlugen eine andere Richtung ein. Diese führte uns der Elbe zu, an deren Ufer wir in einer Dorfschenke noch Licht sahen. Um Aufschluß über unsern Weg zu erlangen, traten wir ein. Nur einige der Hausbewohner waren anwesend, unter ihnen eine hochbejahrte Greisin und ein junger Mann, der, sobald er unsere Absicht erfahren hatte, sich zum Führer erbot. Man stärkte uns liebevoll mit Speise und Trank, und als wir mit einem warmen Händedruck Abschied genommen von den braven Leuten, sprach die alte Sybille die bedeutungsvollen Worte: „Ich leuchte Euch nicht, denn Euer Weg führt in die Nacht.“ Kaum fünf Minuten später, und ihre Weissagung hatte sich erfüllt: die Nacht des Kerkers lag vor mir.

Wir waren in der tiefsten Dunkelheit kaum einige hundert Schritte gegangen, als plötzlich wieder, und zwar diesmal ganz dicht vor uns, ein doppeltes: „Halt! Wer da?“ erscholl, Reiter auf uns heransprengten und ihre Karabiner abfeuerten. Ueberrascht flohen wir, kamen auseinander, und ich war nicht weit noch, als ich in einen Feldgraben fiel. Mich hier für den Augenblick sicher wähnend, wollte ich abwarten bis der Lärm sich beruhigt habe und zugleich überlegen, nach welcher Seite hin ich wohl mich wenden müsse, als die auf das Schießen mit Fackeln herbeigeeilten Soldaten immer näher kamen und mich umringten. Die Reiter hatten mich wahrscheinlich fallen sehen, verwundet geglaubt und die Verfolger dahin gewiesen. Ich gab mich gefangen; mein Freund und der Führer waren entkommen.

Obwohl unbewaffnet, von Keinem erkannt, und somit noch gar nicht einmal als Feind, sondern nur als schlichter Wanderer zu betrachten, wurde ich doch im Beisein der Offiziere und unbehindert durch sie auf dem ganzen Wege nach dem Pulvermagazin von den Einen gedrosselt und in's Gesicht geschlagen, von den Anderen mit zahlreichen Kolbenstößen bedacht. In der Umwallung der Magazine angekommen, stieß man mich zunächst in ein großes Zimmer, wo sich bereits einige fünfzig Gefangene befinden mochten, unter ihnen auch unser Bergmann. Man schien eben Jeden, der zufällig des Weges kam, festzunehmen, vermuthlich in dem Bewußtsein, daß die Sache, der das Militär — im offensten Bruch der dem Reichsverweser feierlich beschwornen Treue — dienen zu müssen wähnte, durch das ganze Land keinen Anhänger, sondern einzig nur die entschiedensten Gegner erwarten durfte. Ueberhaupt geschahen die Verhaftungen so massenweise, daß die Soldaten der größeren Sicherheit wegen oder auch aus Uebermuth die Gefangenen öfter mit den Händen zu beiden Seiten an eine lange Stange banden. „Leipziger Lerchen" pflegten sie solche Transporte zu nennen.

Bei der Ankunft waren mir die Taschen geleert worden — Hut und Brille hatte ich schon früher unter den Fäusten der Soldaten verloren — und in Folge der bei mir gefundenen Papiere wurde ich bald vor den commandirenden Oberst gebracht. Auch hier, wo nur Offiziere gegenwärtig waren, entblödeten sich die Jüngeren nicht in Gegenwart ihres Vorgesetzten das Verhalten der rohen Soldaten nachzuahmen und den Gebundenen zur Zielscheibe ihrer Kraftübungen zu machen, bis endlich der Oberst sie freundlich zur Ruhe vermahnte. Da indessen mein Name hier schon bekannt war, so mochte dies unwürdige Gebahren mehr nur den Zweck haben, die begeisterte Loyalität der Herren Offiziere darzuthun.

Eins der bei mir gefundenen Papiere schien große Unruhe zu erwecken. Ich hatte nämlich unter Anderem auch einmal begonnen, die zu einem Ausfall nöthigen Anordnungen kurz aufzuzeichnen, war jedoch nach wenigen Zeilen unterbrochen worden und hatte das Blatt zu mir gesteckt. Ueber diesen Plan, das Wo und Wann der Ausführung, verlangte der Oberst vollständigen Aufschluß und drohte widrigenfalls mit dem Aeußersten, mußte sich jedoch zuletzt mit dieser Erklärung jener Notiz zufrieden geben. Ich wurde wieder abgeführt, und zwar nach einer kleinen Kammer, die zur Aufbewahrung von Holz und Kohlen diente. Ein junger Lieutenant bewährte zum Schluß noch seine Tapferkeit, indem er meine auf den Rücken gebundenen Hände mit Aufwand aller Kraft so fest schnürte, daß mir die Stricke tief in das Fleisch schnitten und die Adern zum Zerspringen anschwollen. So wurde ich in den finstern Raum gestoßen und eingeschlossen. Gänzlich erschöpft von den Anstrengungen der beiden letzten Tage, versank ich bald in tiefen Schlaf. Früh am Morgen öffnete sich die Thüre, und ich nebst einigen anderen Gefangenen wurde vor das Haus geführt, wo eine Reiterschaar bereit stand, uns weiter zu geleiten. Ein alter Hauptmann erröthete fast vor Schaam, als ich ihm meine dunkel angeschwollenen Hände zeigte; er knüpfte selbst die Stricke auf und befahl, mir die Hände vorn und nicht fester als nöthig zu binden. Auch an die Arme wurden mir Stricke befestigt, deren Enden die beiden Reiter zu meinen Seiten hielten, und nachdem ich noch mit dem Turnerhut eines der zurückgebliebenen Gefangenen versehen worden, zogen wir ab, der Elbe zu.

Die Reiter, welche mich zu führen hatten, schienen lebhafter mit mir zu sympathisiren, als es ihren Vorgesetzten hätte bemerklich werden dürfen. Sie kannten mich, erleichterten mir das schwierige Gehen und zeitweilige Laufen zwischen den Pferden so weit möglich, und flüsterten mir zuweilen ein Wort der Hoffnung auf bessere Zeiten und endlichen Sieg des Rechtes zu. Es war dies meine erste Berührung mit Männern, die im Augenblick der brennenden Entscheidung dennoch keinen Anstand nahmen, ihre Kräfte dem Dienste einer, von ihrem eigenen Gewissen verdammten Sache zu widmen, statt — mit kaum mehr Gefahr, als ihnen so auch drohte — mannhaft für das erkannte Recht einzustehen. Später freilich sollte ich noch oft Gelegenheit finden zu ernsten Betrachtungen über diesen gründlich demoralisirenden Einfluß unseres ganzen jetzigen Staatswesens auf Alle, die irgendwie in Abhängigkeit von ihm gerathen.

Am Strande harrte unser ein von preußischem Militär besetztes Dampfboot, das die Gefangenen aufnahm. Die Empfehlung besonderer Gefährlichkeit, welche mir der Führer unserer Escorte bei der Ablieferung mitgab, reizte einige preußische Unteroffiziere, mir die Pflicht des unbedingten Gehorsams jedes Sachsen gegen *seinen* König in *ihrer* Weise begreiflich zu machen, und mein Bart hatte sich infolge dieser Methode, gute Unterthanen zu ziehen, schon ziemlich gelichtet, als endlich ein Offizier diesem Treiben ein Ende machte. Einer schmerzlichen Klage des Letzteren über die Menge des vergossenen Blutes und den Fall so vieler theueren Freunde, glaubte ich entnehmen zu müssen, daß die preußischen Truppen bereits stark gelitten hatten. Die spätern offiziellen Angaben über den so unbedeutenden Verlust des Militärs an Todten und Verwundeten, waren jedoch mit dieser unwillkürlichen Aeußerung gar nicht in Einklang zu bringen.

Das Schiff zog in einiger Entfernung an meiner Wohnung vorüber, aus deren Fenstern mein armes geängstetes Weib ihm ahnungsvoll nachblickte, während die Kleinen über das Glitzern der mich umringenden Helme jubelten.

Am jenseitigen Ufer wurden wir ausgeschifft und zunächst auf das Neustädter Rathhaus geführt, von wo man mich jedoch ohne Weilen nach dem festen Wachtgebäude am Leipziger Thor brachte. Hier verblieb ich in meinen durchnäßten Kleidern mit noch zwei oder drei Anderen mehrere Tage in einem engen dunkeln Raum. Die quälende Ungewißheit über den Stand der Dinge und die Verzweiflung über meine erzwungene Unthätigkeit ließen mich das augenblickliche Ungemach und die schwere Gefahr meiner Lage vergessen. Nicht wirken, nicht helfen zu können, jetzt, wo es das Höchste galt, war ja bitterer als Alles, was mir drohen konnte.

Das Feuer währte den ganzen Tag und tief in die Nacht hinein ununterbrochen fort; auch wollte mir scheinen, als sei die Artillerie stärker am Kampfe betheiligt. Der Morgen des 9. Mai dagegen brachte eine Bangen erregende Veränderung: die Sonne mußte bereits hoch stehen, und immer noch herrschte eine nur von wenig vereinzelten Schüssen unterbrochene Ruhe, wie sie bisher nur auf kurze Stunden in der Nacht eingetreten war. Was sollte das bedeuten? War die Erhebung schon besiegt? Unmöglich! War ein Waffenstillstand abgeschlossen? Meine fieberhafte Spannung wurde schier unerträglich. Da plötzlich erzitterte das ganze Haus vor den rasch sich folgenden Donnerschlägen des schwersten Geschützes, dann kamen mehrere Pelotonsalven und das zerstreute Büchsenknallen der Volksstreiter — und

wieder tiefe Stille. Die Kanonen schwiegen fortan, nur dann und wann fielen einzelne Flintenschüsse. — Der Kampf war unzweifelhaft zu Ende.

Man weiß bereits, aus welchen Gründen die weitere Vertheidigung Dresden's aufgegeben und die Stadt verlassen wurde. Jene letzten Artilleriesalven sollten eine Barrikade bei dem Postgebäude zusammenschmettern, deren Besatzung keine Kenntniß von dem Abzug der Andern gehabt zu haben scheint und ihren Posten mit der standhaftesten Ausdauer vertheidigte. An keiner anderen Stelle ward von diesem Morgen an mehr gekämpft.

Die Vertheidiger hatten die Stadt freiwillig geräumt, die Truppen sie nicht erstürmt und erobert, sondern waren, als sie dieselbe verlassen fanden, ohne — außer an jenem einen Punkte — auf Widerstand zu stoßen, ruhig einmarschirt. Nur um so unerklärlicher daher müssen die wahrhaft teuflischen Grausamkeiten erscheinen, welche das Militär selbst nachträglich noch an Gefangenen, Verwundeten und gänzlich Unbetheiligten verübte, und zu deren Entschuldigung sich mithin nicht einmal die durch den Kampf bewirkte Aufstachelung aller wilden Leidenschaften anführen läßt.

Wenn überhaupt der Appell an die Kampflust, an den rein physischen Muth — diese niederste Eigenschaft — von großen Gefahren begleitet ist für alles Höhere und Edlere im Menschen, so gilt dies ganz besonders bei dem Soldaten, der, meist ohne Bildung, ohne Verständniß für die Zwecke, denen er dienen muß, als wahrer Soldknecht gar nicht einmal nach ihnen fragen darf, sondern nur maschinenhaft Diejenigen zu bekämpfen und zu tödten hat, die zu bekämpfen und zu tödten ihm befohlen wird. Auf's Erschöpfenste legte im Jahre 1848 ein bis heute noch viel gepriesener Märzminister den ächten Geist unseres ganzen Militärwesens dar, indem er sagte: er hoffe, daß die Soldaten des von ihm geleiteten Staates, wenn das Gesetz (d. h. die Befehle ihrer Vorgesetzten) es erheische, nicht anstehen würden, selbst auch gegen Vater und Mutter das Mordgewehr zu führen!

So ist denn das moderne Soldatenthum die vollständige Entmenschung, und zwar nach der klar bewußten Absicht Derjenigen, die es aufgerichtet, erhalten und benutzen.

Man hat es der Demokratie des Jahres 1848 auch von befreundeter Seite oft zum schweren Vorwurf gemacht, daß sie allzu hart und schonungslos gegen die „verthierten Söldlinge" zu Felde gezogen sei und sich dadurch unkluger Weise das Militär verfeindet habe. Abgesehen davon, daß dieser Vorwurf als ein so allgemeiner durchaus der Berechtigung ermangelt — wie das feste Zusammenstehen von Soldaten und Volk in Würtemberg, Baden, Hessen-Cassel, ja theilweise auch in Sachsen darthat — so bewiesen doch gerade die in Dresden während und nach dem Kampfe verübten Scheußlichkeiten, wie wohlverdient anderseits auch wieder die vielgeschmähte Bezeichnung „Verthierte Söldlinge!" gewesen war.

Betrachten wir zunächst ganz allgemein die Zahlen der Gefallenen auf beiden Seiten. Der Kampf hatte unter ziemlich gleichen Bedingungen stattgefunden: es war ein Häuserkrieg. Der Vorzug der Waffen, namentlich der Artillerie auf Seiten des Militärs, konnte sich nur gegen die Gebäude geltend machen: die schweren Geschütze erschütterten dieselben und machten sie unhaltbar, thaten aber — wie ich mich selbst überzeugt hatte — den Vertheidigern direkt nur wenig oder gar keinen Schaden. Die Verwundungen und Tödtungen während des Kampfes geschahen nur durch Handwaffen, in denen sich beide streitende Parteien ziemlich gleichstanden.

Da nun, wie gesagt, ein Sturm, eine Verfolgung auf der Flucht — die allein im ehrlichen Kampfe eine größere Ungleichheit in den Zahlen der beiderseitig Gefallenen erklären könnte — gar nicht stattgefunden hat, so wäre anzunehmen gewesen, daß die Verluste des Volkes und des Militärs sich so ziemlich die Waage halten mochten.

Dem gegenüber lauten die officiellen Angaben, wie folgt:

Bei den preußischen Truppen:

Todte: 2 Offiziere und 6 Soldaten = 8 Mann.

Verwundete: 36 Soldaten, wovon später noch 1 starb.

Bei den sächsischen Truppen:

Todte: 2 Offiziere und 20 Soldaten = 22 Mann.

Verwundete: 7 Offiziere und 57 Soldaten, wovon später noch 3 starben.

Im Ganzen also:

30 Todte und 95 Verwundete, von welchen letzteren noch 4 ihren Wunden erlegen sind.

Auf Seiten des Volkes (nach dem officiellen Dresdener Journal):

Todte: 197, darunter 7 Frauen.

Verwundete: 115, darunter 4 Frauen, in den Spitälern. Wie viele derselben in Privatwohnungen lagen, war unbekannt.

Der preußische Commandant, Graf v. Waldersee gesteht selbst zu, daß die Soldaten wohl mindestens noch 50 Gemordete, Verwundete und Gefangene in die Elbe geworfen haben mögen, und schätzt demgemäß den Verlust der Volkspartei an Todten auf ungefähr 250.

Allein auch diese Zahl reicht schwerlich aus; denn während des Kampfes schon wurden auf Befehl der provisorischen Regierung zu wiederholten Malen die Gefallenen begraben, und es ist mindestens sehr zweifelhaft, ob diese in jener officiellen Zusammenstellung inbegriffen waren.

Endlich noch muß auch das Mißverhältniß der Todten zu den Verwundeten sehr überraschen. Während das Militär bei 95 Verwundeten nur 30 Todte zählte, sind auf Seiten des Volkes 250 Todte und nur 115 Verwundete angegeben. Ist es nun auch selbstverständlich, daß gar manche verwundete Volksstreiter in Privathäusern heimliche Pflege genossen, so kann die Zahl dieser letzteren doch ganz unmöglich jenes Mißverhältniß ausgleichen, denn es müßten sonst ungefähr 680 Verwundete verborgen geblieben sein, was schon aus dem einen Grunde unmöglich scheint, als die Stadt sofort mit einer sehr starken Einquartierung belegt wurde, und gerade nicht allzu viele Soldaten ein solches Geheimniß, von dem sie doch bald Kunde erhalten mußten, bewahrt haben dürften. Das Höchste was angenommen werden kann, ist, daß die Zahl der Verwundeten jener der Getödteten gleichkam.

Und nun vergleiche man:

Auf Seiten des Militärs: 30 Todte.

Auf Seiten des Volkes: mindestens 250 Todte.

Diese unerhörte Differenz der Opfer bei ganz gleichen Kampfbedingungen findet jedoch ihre volle Erklärung in den ungezählten Mordthaten, welche sich die Soldaten, der Billigung ihrer Vorgesetzten gewiß, überall erlaubten.

Nicht erst nach Beendigung des Kampfes, auch schon während desselben waren die empörendsten Schändlichkeiten vorgekommen. Es ist Thatsache,

daß Männer und Frauen, welche in entlegenen, friedlichen Straßen ruhig ihren Geschäften nachgingen, von müßigen, gelangweilten Soldaten in benachbarten Häusern zur Unterhaltung niedergeschossen wurden. Das Dresdener Journal selbst führte in seiner Todtenliste ein auf diese Weise gemordetes Dienstmädchen auf. Im Hôtel zur Stadt Rom befand sich ein Prinz v. Schwarzburg-Rudolstadt, der wenige Tage vorher einer Augenkrankheit wegen nach Dresden gekommen war. Die in sein Zimmer dringenden sächsischen Soldaten tödteten ihn und seinen Diener. Wenige Schritte weiter, in der Schuhmachergasse, fanden diese Wütheriche in einem Hause 14 Männer, die ihre Gewehre im 4. Stockwerk gelassen hatten und sich wehrlos ergaben. Alle 14 wurden, nachdem sie in jeder Weise mißhandelt worden waren, der Reihe nach aus den Fenstern des 3. Stockes mit solcher Gewalt auf die Straße geschleudert, daß ihre Körper meistentheils gegen das Haus auf der andern Seite der engen Gasse anprallten. In der Frauengasse befand sich ein Lazareth mit vielen Verwundeten; sie wurden sämmtlich ermordet. Nach Beendigung des Kampfes saßen in einem Gasthofe auf der Wilsdruffer Gasse eine größere Anzahl Reisender, die nun jede Gefahr entschwunden glaubten, ruhig an der Frühstückstafel: sie wurden bis auf Wenige von hereinbrechenden Preußen erstochen, erschossen oder mit Kolben todtgeschlagen. Als früh am 9. Mai die zurückgebliebene Besatzung eines Hauses zunächst dem Schlosse erkannte, daß der Kampf zu Ende sei, sie aber nicht mehr entkommen könne, sandte sie einen jungen Mann mit einem weißen Tuch hinunter zu den aus dem Schlosse dringenden Preußen, um ihre Ergebung anzuzeigen. Der Friedensbote wurde sofort an die nahe Barrikade gestellt und erschossen. Die Andern, welche nach ihm aus dem Hause getreten waren, sollten dasselbe Schicksal erleiden, als ein Offizier dazu kam und sie schützte mit den Worten: „Halt! Jetzt nicht mehr! Das hättet Ihr früher thun sollen!"

Graf Waldersee hat selbst, wie schon erwähnt, zugegeben, daß wohl ein halbhundert Menschen in der Elbe ihren Tod gefunden haben mochten. Er selbst auch berichtet, in welch' humoristischer Weise die Soldaten solche Schandthaten ihren Vorgesetzten zu melden pflegten. Sie rapportirten nämlich einfach: „Die uns zum Transport übergebenen Gefangenen sind sämmtlich in den Fluß gesprungen." Damit war die Sache gut. Ueber den Tod meines Freundes, des talentvollen Arztes Dr. Haußner aus Pirna, erzählte mir selbst ein dabei anwesender Unteroffizier Folgendes: Dr. Haußner sollte von einer Anzahl sächsischer Soldaten aus der Neustadt in die Altstadt gebracht werden. Auf der Brücke meinten Einige, warum sie denn dieses Schuftes wegen noch weiter gehen sollten? sie könnten sich seiner ja gleich hier entledigen. Der Gedanke fand Beifall. Zehn, zwölf Arme hoben den sich Sträubenden über das Geländer. Drüben Fuß fassend, klammerte er sich mit seinen gebundenen Händen an das eiserne Gitter. Da hackten Säbel ihm so lange über die Finger und den Kopf, bis er losließ und sich selbst in den Fluß stürzte. Dr. Haußner, ein vortrefflicher Schwimmer, kam bald wieder auf die Oberfläche und schwamm, seiner gebundenen Hände wegen, auf dem Rücken stromabwärts. Das war gegen die Absicht der Mordgesellen, und sie schossen jetzt nach ihm. Er jedoch, die Brücke im Auge, tauchte bei jedem Aufblitzen der Gewehre rasch unter und kam an einer anderen Stelle wieder empor. Da schlich sich einer der Unteroffiziere abseits hinter einen Laternenpfahl, wo der Schwimmende keinen Feind vermuthete,

und sandte ihm von dort beim nächsten Luftschöpfen die tödtliche Kugel zu. Haußner's Leichnam kam weiter unten an's Land.

Dies nur einige wenige Beispiele von den Gräueln, die in Menge geschehen waren und welche die übermäßige Zahl der auf Seiten des Volks Gefallenen leicht erklären.

Graf Waldersee bekennt, daß es die Preußen gewesen, die zuerst ihre sächsischen Kameraden darüber verhöhnten, daß sie sich die Mühe gaben, die Gefangenen in Gewahrsam zu bringen, statt sie kurzweg todtzuschlagen; doch fügt er hinzu, die Schüler hätten bald ihre Lehrmeister übertroffen. Indessen wäre es mehr denn ungerecht, die Soldaten allein für diese Scheußlichkeiten verantwortlich zu machen. Sie würden dieselben nie gewagt haben, wären sie nicht mindestens der Billigung ihrer Offiziere sicher gewesen; und diese ebenfalls hätten sich nicht aktiv oder passiv zu Mitschuldigen gemacht, ohne die Gewißheit, daß es auch höheren Orts noch mit Wohlgefallen bemerkt würde. Und dazu hatten sie auch alle Berechtigung. Schon am 6. Mai war von Seiten des k. Militär-Gouvernements folgende Verordnung ergangen:

„Unter den jetzigen Verhältnissen, wo fremde Truppen in die Stadt eingerückt sind, welche den Befehl haben, Jeden, der mit den Waffen betroffen wird, niederzuschießen, wird es nothwendig, daß sich Niemand bewaffnet sehen lasse."

Auf die Beschwerde des preußischen Commandanten, daß demzufolge die preußischen Truppen in dem gehässigen Lichte einer ganz besonderen Härte erschienen, wurde angeordnet und veröffentlicht, daß alle Truppen, ohne Unterschied, jenen Befehl erhalten sollten. War hiernach schon der Soldat nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, Jeden, der eine Waffe hatte, gleichviel nun, ob er sie gebrauchte oder zum Zeichen seiner Ergebung ablegte, zu tödten, so erhielt die obige Ordre noch eine weitere Erläuterung durch den an die kämpfenden Truppen ausgetheilten kurzen Befehl: „Die Regierung wünscht nicht mit vielen Gefangenen belästigt zu werden" *), was in militärischer Sprache so viel heißt, als: es solle nur ausnahmsweise Quartier gegeben werden. Darnach handelten denn auch die Soldaten, und darauf spielte jener Offizier an, als er sagte: „Jetzt nicht mehr; das hättet ihr früher thun sollen." Manche Offiziere hatten noch so viel Selbstachtung, wenigstens nicht Zeugen solcher Scheußlichkeiten sein zu wollen und hielten sich deshalb so lange fern, bis die „Arbeit" gethan war. Die ganze Schuld lastete dann eben nur auf den rohen Soldaten.

Ueber die Behandlung, welche solchen Gefangenen wurde, deren Leben man schonte, möge noch ein anderer Zeuge sprechen. Hr. O. Auerswald, Student der Theologie, veröffentlichte das Nachstehende mit seinem Namen am 1. August 1849 in den vereinigten Volksblättern zu Leipzig, nachdem einige Wochen vorher ein Kaufmann Isbary aus Leipzig in derselben Zeitschrift seine ganz ähnlichen Erlebnisse erzählt hatte. Die Wahrheit der beiden Schilderungen wurde nicht angegriffen.

---

*) Nur an die Truppen vor der Stadt lautete dieser Befehl weiter dahin, daß demnach die Angehaltenen befragt und untersucht, und wenn sich nichts Verdächtiges ergäbe, freigelassen werden sollten

Hr. Auerswald schreibt:

„Ich befand mich, Dienstag den 8. Mai, als Krankenwärter in der Wohnung eines Arztes auf der großen Frauengasse, zu dem man die an der dortigen Barrikade Verwundeten gebracht hatte. Außer mir war zur Pflege der Verwundeten noch ein Student, so wie ein Leipziger Arzt da, welche sie hatten verbinden helfen. Gegen Mittag drang ein Unteroffizier mit 8—10 Mann Schützen ein, ergriff mich, den Leipziger Arzt und jenen Stundenten, und übergab uns seinen Leuten als Arrestanten. Als wir uns darauf beriefen, wir hätten nur die Verwundeten gepflegt, schrie er: „Was? die Hunde sollen noch gepflegt werden?“ und fuhr darauf gegen den Dresdener Arzt los: „Sie lassen die Kerle binnen einer halben Stunde in's Krankenhaus bringen, sonst werfen wir sie zum Fenster hinaus.“ Dieser stellte ihm vor, daß ihm dies unmöglich sei, da er Niemanden habe, der ihm beim Tragen behülflich sei, doch Jener entgegnete: „daß ist mir ganz egal, wenn sie in einer Stunde nicht fort sind, lasse ich sie zum Fenster hinauswerfen.“ Er ließ nun zwei Mann Wache bei dem Arzt zurück und führte uns drei fort. Später sind diese Wüthriche wirklich zurückgekommen und haben die Verwundeten erschossen! — Wir wurden nun durch verschiedene durchbrochene Häuser und ein, soviel ich erkennen konnte, vollständig ausgeplündertes Gewölbe, in welchem Schützen frühstückten, auf den Neumarkt geführt, wo man uns vor vielen andern Schützen aufstellte, nach Namen und dergleichen fragte, und durchsuchte. Obgleich man weder Waffen noch Munition bei uns fand, versetzte mir doch ein Schütze ohne alle Veranlassung einen Faustschlag in's Gesicht; ich wandte mich daher an den eben hinzukommenden Lieutenant Vollborn mit den Worten: „Herr Lieutenant, ich fordere Sie auf, uns vor Mißhandlungen zu schützen.“ Doch dieser erwiederte barsch: „ich werde Sie schützen, so weit mir's beliebt.“ Darauf ließ er die Compagnie antreten und wir wurden in deren Mitte so aufgestellt, daß meine zwei Mitgefangenen neben einander, und ich einzeln unmittelbar hinter ihnen zu stehen kam. Schon dabei ging es nicht ohne verschiedene Püffe ab. Der Lieutenant sagte uns noch: „ich mache Ihnen bemerklich, daß meine Leute befehligt sind, Sie niederzuschießen, sobald Sie einen Schritt aus dem Gliede treten.“ Nun ging es fort. Nach einigen Schritten kam ein preußischer Soldat zu den Schützen, und rief ihnen zu: „Warum habt Ihr sie denn nicht gleich todtgeschlagen?“ Diese entgegneten: „Ja, das hätten wir thun sollen,“ und schienen nun diesen Fehler durch verschiedene Mißhandlungen an uns wieder gut machen zu wollen, wenigstens erhielt ich von da an von Zeit zu Zeit Faustschläge und Kolbenstöße, wobei man uns zurief: „denkt nicht etwa, daß Ihr so wegkommt, Ihr werdet Alle erschossen.“ „Nein,“ riefen Andere, „für solche Hunde ist eine Kugel zu gut, die müssen wir aufhängen.“ So ging es fort durch die Augustusstraße nach dem Schlosse zu und über die Brücke. Von jetzt an steigerten sich die Mißhandlungen fast mit jedem Schritt. Die gemeinsten Schimpfreden und verschiedene Drohungen, uns auf diese oder jene Art umzubringen, nahmen kein Ende; Faust- und Kolbenstöße kamen immer häufiger, besonders schienen sie es auf mich abgesehen zu haben, weil ich versucht hatte, vom Lieutenant Schutz zu erhalten, oder weil ich als der hinterste am bequemsten zu erreichen war. Vor der Wache am Blockhaus in der Neustadt wurden wir wieder aufgestellt, und Lieutenant Vollborn machte

bei einem Hauptmann Meldung von unserer Arrestation. Dieser fand dieselbe ganz in der Ordnung, und sagte darauf in einem widerlichen Offiziersjargon halb zum Lieutenant, halb zu den Schützen: „Na, Herr Lieutenant, schützen Sie sie vor Mißhandlungen, d. h. lassen Sie sie nicht todtschlagen; hätten Sie sie gleich todtgeschlagen, wie Sie sie arretirten, so hätte ich nichts dagegen, aber nun sie arretirt sind, stehen sie unter dem Schutz des Gesetzes; also lassen Sie sie nicht todtschlagen!“ Mehrere Schützen riefen darauf: „Na, wir nehmen Keine mehr gefangen!“ Daß mir bei dieser Art von Gesetzlichkeit etwas unheimlich zu Muthe wurde, ist gewiß verzeihlich. Wirklich trug diese indirekte Aufforderung zu neuen Mißhandlungen die nöthigen Früchte, als wir kurz darauf weiter transportirt wurden; doch glücklicherweise dauerte diesmal die Qual nicht so lange, denn wir wurden nur bis zum Neustädter Rathhaus gebracht und dort eine Treppe hoch in eine Stube gestoßen, in der etwa sechs andere Gefangene sich befanden. Hier athmete ich wieder auf, denn ich glaubte nun den fürchterlichen Transport überstanden zu haben, aber nach wenigen Minuten wurden wir Drei wieder herausgerissen und von derselben Schützencompagnie bis zur Wache am Leipziger Thor gebracht. Aber diesen Weg zu beschreiben, ist mir kaum möglich; die Wuth der Schützen steigerte sich mit jedem Augenblick, vielleicht weil sie merkten, daß wir bald ihrer Willkür enthoben sein würden, oder infolge jener Ermahnung zur Gesetzlichkeit von Seite des Hauptmanns. „Ihr gottverdammten Studenten! ihr gottverfluchten Hallunken! Ihr Hunde!“ und dergleichen Titel in größter Mannigfaltigkeit wurden uns mit verschiedenen Drohungen fortwährend zugeschrieen, „seht Euch die Welt nur noch einmal an, das ist Euer letzter Gang!“ Ein Anderer sagte von mir: „ich möchte dem Hund gar zu gern das Bajonnet durch den Leib rennen!“ Püffe und Kolbenstöße regnete es auf meinen Rücken, auch in die Kniekehlen; ich mußte alle physische und moralische Kraft zusammennehmen, um nicht erschöpft niederzusinken. Endlich kamen wir vor jener Wache an; wir wurden ein Weilchen aufgestellt und bald darauf, immer noch von denselben Schützen, in derselben eine enge, dunkle Treppe hinaufgeführt. Diese Passage war die schrecklichste. Obgleich ich mich bemühte keinen falschen Schritt zu thun, so stieß man mich doch einigemal so heftig in die Kniee, daß ich einige Stufen fast hinaufflog und an meine Leidensgenossen anstieß; und als wir uns etwa auf der vorletzten Stufe befanden, stieß mich einer der über alles Lob erhabenen Soldaten mit dem Bajonnet in die Seite. Halb vor Schreck, halb mit der dunkeln Absicht, den Lieutenant aufmerksam zu machen, daß die Mißhandlungen den höchsten Grad zu erreichen und selbst den gesetzlichen Boden des Hauptmanns zu verlassen drohten, schrie ich laut auf; der Lieutenant sah mich an, aber auch „soweit beliebte“ es ihm nicht, uns zu schützen. Jetzt wurden die Thüren der ersten Gefangenzelle aufgeschlossen, und jener Student hineingestoßen, darauf ward die zweite geöffnet und gleichsam zum Abschied gab man mir noch einen solchen Stoß, daß ich gegen die Wand taumelte.“

Doch genug und übergenug, um darzuthun, daß der „verthierte Söldling“ damals wenigstens kein Hirngespinnst war, und daß es schwer sein dürfte zu entscheiden, wo, an welcher Rangstufe er seine Grenze fand — werde ich doch bald sogar von einem alten General noch ganz Aehnliches zu berichten haben. = pensionirter General von [illegible]

Nach einigen Tagen wurde ich mit sämmtlichen andern Gefangenen, die sich in den Zellen des Wachthauses befanden, unter Bedeckung einer Compagnie Sachsen zunächst nach dem Neustädter Rathhaus gebracht, und von hier, wo sich unsere Zahl bedeutend vermehrte, über die Brücke nach der Frauenkirche. Auf diesem Transport hatten wir über keine thätlichen Mißhandlungen seitens unserer Escorte zu klagen, doch wehrte sie es auch nicht, daß während unserer Aufstellung vor dem Rathhause ein Mann in bürgerlicher Kleidung sich in den gröbsten Beschimpfungen gegen die Gefangenen erging und sogar die Reihen der Soldaten durchbrach, um Diesen oder Jenen zu schlagen — der einzige Fall dieser Art, der mir zu Ohren gekommen ist. In der Kirche hatten Preußen die Wache. Der erhöhte Chor vor dem Altar bildete die Wachtstube; die Gefangenen mußten sich in die Kirchenstühle setzen und den Sitz neben sich in die Höhe klappen, um von einander getrennt zu sein. Als wir unsere Plätze eingenommen hatten — wir mochten zwischen 3 und 400 sein — rief ein Offizier vom Altar aus: „Die Gefangenen dürfen nicht sprechen und sich nicht umsehen; wer es thut, bekommt den Kolben in's Genick. Bei der geringsten Unordnung wird dreingeschossen."

Man verstand es, uns diesen 24stündigen Aufenthalt in der Kirche zu einer Hölle zu machen, deren Erinnerung wohl bis heute noch in Keinem erblaßt sein dürfte. Zu der körperlichen Pein, in leichter Kleidung und dem kalten Zugwind durch die zerbrochenen Fenster preisgegeben, Tag und Nacht unbeweglich auf dem harten Brett zu sitzen, gesellte sich die noch unbeschreiblich größere all' der Auftritte, deren stummer Zeuge man sein mußte. Die Kirche schien als eine Art Ausstellungslokal zu gelten und wurde den ganzen Tag über von Militär aller Grade besucht, von denen die Bescheidensten nur sich an dem bloßen Anblick der Gefangenen genügen ließen. Namentlich waren es sächsische Soldaten, die sich hier ergingen und ihren noch nicht ganz erschöpften brutalen Uebermuth vollends an den Mann zu bringen suchten. Wehe den Armen, die ihren Platz am Ende einer Bank gefunden hatten! Kein Trupp Besucher durchwanderte die Gänge, ohne nach rechts und links Beschimpfungen und Faustschläge auf's reichlichste auszutheilen.

Wie wenig solche Kundgebungen äußerster Roheit sich lediglich auf die sog. „gemeinen Soldaten" beschränkten, ist bereits durch mehrfache Beispiele dargethan; der nachstehende Vorfall jedoch läßt erkennen, daß ihnen selbst die Sanktion der höchsten militärischen Chargen nicht fehlte. Um jeden Verdacht zu entfernen, als ob vielleicht die Erinnerung mir die Farben allzu sehr nachgedunkelt habe, lasse ich auch hier einen Leidensgenossen, den Kaufmann Isbary aus Leipzig sprechen, dessen Schilderung bereits am 18. Juli 1849 ebenfalls in den „Vereinigten Volksblättern" zu Leipzig erschienen war, ohne daß die Staatsanwaltschaft es gewagt hätte, durch eine gerichtliche Verfolgung die Wahrheit derselben noch amtlich zu erhärten. Ich selbst saß ganz nahe in der zweiten Bank, hörte und sah Alles genau, und kann jedes Wort bestätigen.

„Unter den uns Besuchenden waren auch mehrere Offiziere und verschiedene vornehme Civilisten. Von diesen Letzteren zeichnete sich vorzüglich Einer, der einen kleinen Orden auf der Brust trug, durch die entsetzlichste Gemeinheit aus. Nachdem er sich einen Theil der Gefangenen angesehen, wandte er sich zu den Soldaten und haranguirte dieselben mit einer Be-

redtſamkeit, wie ſie einem Scharfrichtersknechte wohl angeſtanden haben müßte. „Das ſind alſo die Hallunken,“ ſagte er, „von dieſen ganzen Kerls, wie ſie hier ſitzen, iſt nicht ein Einziger unſchuldig. Habt Ihr dieſe Beſtien nicht gleich niedergeſchoſſen, verhungern laſſen u. ſ. w., ſo müßt Ihr's jetzt thun!“ Dabei ſpie er uns, die wir ihm zur Hand ſaßen, den Geifer, in den ſich ſein loyaler Eifer verwandelt hatte, in's Geſicht, und namentlich zwei von uns wurden die Opfer ſeiner viehiſchen Wuth. Der Erſte jener Unglücklichen war ein anſtändig gekleideter Mann, der eine Brille trug. Dieſe ſchlug ihm der Herr mit dem kleinen Orden vom Geſichte weg; was er zu ihm ſagte, konnte ich nicht verſtehen. Der Andere, welcher gleich neben mir ſaß, war ein großer ſtarker Mann mit einem ſtarken Barte, dem Anſcheine nach ein Feuerarbeiter. Dieſen traktirte der Herr mit dem kleinen Orden noch herzhafter, und ich weiß auch von ſeinen Worten zu berichten. „Aber ſo ein Spitzbubengeſicht — den nicht gleich auf der Stelle todtzuſchießen,“ ſchrie er den Bedauernswerthen an, und dabei ſpie er ihm in's Geſicht und hieb ihm mit ſeinem Stock in die Augen, daß ihm das Waſſer herausſprang. Der Name des Herrn mit dem kleinen Orden aber iſt, wie ich ſpäter erfuhr:

der penſionirte General von Berge.“

Ich ſelbſt kann noch hinzufügen, daß dieſer edle General ein runder kleiner Herr mit weißen Haaren war, dem von den ihn begleitenden Offizieren mit großer Achtung und Aufmerkſamkeit begegnet wurde, und der es auch nicht unterließ, ehe er ſeinen Stock in Bewegung ſetzte, ſeinem Führer ſehr artig zu bemerken: „Verzeihen Sie, Herr Kamerad, aber ich kann mich wirklich nicht enthalten!“ worauf dieſer mit einer Verbeugung und ein Handbewegung antwortete, wie um zu ſagen: „Bitte, geniren Sie ſich gar nicht.“ Nicht vergeſſen ſei es jedoch, daß gleich nachdem dieſer ſchmachbedeckte Greis den Schauplatz ſeiner Unthaten verlaſſen hatte, ein junger ſächſiſcher Artillerie-Offizier in ſichtlicher Entrüſtung und mit weithin ſchallender Stimme rief: „der Soldat, der ſich an einem wehrloſen Gefangenen vergreift, verſündigt ſich an der militäriſchen Ehre!“ Ob dieſer Offizier für den Verſuch, Milde und Schonung für die Gefangenen zu erwirken, ſpäter nicht ebenſo in Ungnaden entlaſſen wurde, wie der General-Major und Stadtcommandant von Schulz dafür, daß er den Conflikt friedlich beizulegen und den Kampf zu verhüten geſucht hatte, iſt mir unbekannt. Die Wirkung jener Worte war nicht von ſehr langer Dauer, und namentlich die Nacht brachte wahrhaft grauenvolle Auftritte. Es herrſchte bereits tiefe Ruhe, als plötzlich hinten im Dunkeln eine Stimme ſich erhob und ſprach: „Ich habe jetzt genug, ich gehe nach Hauſe.“ Das unwillkürliche Lächeln über dieſen Einfall eines offenbar Geiſtesſchwachen entſchwand jedoch ſchnell, als ein Trupp unſerer Wächter unter wilden Flüchen mit Kolbenſtößen und Bajonnetſtichen auf den Unglücklichen einſtürmte. Wir hörten die teufliſchen Scherze ſeiner Peiniger, die dumpf ſchallenden Kolbenſchläge, das kreiſchende Hülferufen ihres Opfers, wie es immer ſchwächer und ſchwächer wurde, dann in Aechzen und Röcheln überging und endlich, unter den fortſchallenden Kolbenſtößen gänzlich verſtummte. „Er iſt todt!“ flüſterte es durch die Reihen; von dem Altar aber erſcholl wieder die Stimme des Offiziers: „Bei der geringſten Bewegung in den Bänken wird dreingeſchoſſen!“

Und nach allen diesen Thatsachen schrieb der König von Preußen an den Grafen Waldersee: „Die Berichte über das herrliche Benehmen der Offiziers und Grenadiere entzücken mich und erfüllen meine Augen mit Thränen. Sie commandiren wahrlich ein prächtiges Regiment und ich möchte alle Ihre Leute küssen. O könnt' ich dabei sein! Sagen Sie den Offizieren und Soldaten meinen allerherzlichsten Gruß, und daß der harte Kampf, den sie würdig des Preußen-Namens bestanden, die Wendung des Unglücks von Deutschland in sich faßte!"

Am nächsten Morgen wurden wir abtheilungsweise in den großen Saal des Gewandhauses gebracht, wo Viele von uns mehrere Wochen verleben sollten. In diesem Saal standen eine Reihe einfacher Bänke ohne Lehne, auf denen wir abermals den Tag, ohne zu sprechen oder uns umzusehen, zubringen sollten. Für die Nacht jedoch wurden die Bänke bei Seite geschoben und einige Bund Stroh als Lager für uns auf den Boden gebreitet. Am zweiten Tag ward die sächsische Bewachung durch preußische, vom Regiment Alexander abgelöst, und blieb auch der Ton der Offiziere meist derselbe brutale wie bisher, so bekundeten doch viele Soldaten und Unteroffiziere dieses Regiments, daß in ihnen ein ganz anderer Geist lebte. Oft erwiesen sie uns heimlich kleine Freundlichkeiten, Einkäufe, Botendienste u. s. w., deren Bekanntwerden ihnen strenge Bestrafung zugezogen haben würde. Einmal kamen zwei Unteroffiziere zu mir, dessen Name ihnen bekannt geworden war, und sagten: „Denken Sie nicht zu schlecht von uns; es gibt auch unter uns viele gute Demokraten, und wir würden Sie gleich freilassen; leider aber sind nur die meisten noch gar so dumm, und es läßt sich auch Nichts mit ihnen sprechen, denn sie werden beständig im Rausche gehalten. In sechs bis acht Jahren sind andere Leute unter uns, und dann wird es nicht so ausgehen." Von der Freigebigkeit, mit welcher Bier und Wein an die Soldaten vertheilt wurde, konnten wir uns auch hier noch selbst überzeugen. Das Ende des Saals war durch einen Bretterverschlag zum Wachtlokale umgewandelt, in welchem das Gläserklirren und Jubiliren den ganzen Tag nicht ruhte.

Schon während meines Aufenthaltes in der Kirche war ich einmal zum Verhör geführt worden und hatte dort die Erlaubniß erhalten, meiner Frau Kenntniß von mir zu geben. Ganz unerwartet wurde mir einige Tage später mitgetheilt, daß sie plötzlich abgereist sei. Die Erklärung dieses Schrittes, der, so lange über mein ferneres Schicksal noch gar nichts entschieden war, etwas übereilt erscheinen mochte, wurde mir erst nach meiner Freilassung. Nachdem schon gleich nach Beendigung des Kampfes die genaueste Durchsuchung meiner Wohnung und Wegnahme sämmtlicher Papiere stattgefunden hatte, erschien einige Tage darnach ein Fremder bei meiner Frau, der sich als den Polizei-Aktuar Heink zu erkennen gab und erklärte, ihre Sicherheit erfordere, daß sie Dresden sogleich verlasse. Durch die furchtbaren Ereignisse der letzten Tage und die Ungewißheit über mein Loos bereits auf's höchste angegriffen und inmitten von fünf kleinen Kindern ohne Freund und Rath, wußte sie nicht, ob jene Nachricht mehr als ein Befehl oder als eine wohlwollende Fürsoge zu betrachten sei und ließ die schleunigst angeordneten Vorbereitungen zu ihrer Abreise geschehen. Die angebliche Erbitterung der Dresdener Einwohnerschaft gegen mich, welche sogar meine Familie mit den schwersten Gefahren bedrohen sollte, fand jedoch auf deren ganzem Wege durch Sachsen eine sehr eigenthümliche

Illustration. Auf allen Stationen war die Ankunft meiner Familie signalisirt, und überall eilten die Beamten und Andere herbei, sich in Gefälligkeiten gegen die Mutter und die Kleinen überbietend. In Leipzig wie in Halle ward ihr ein feierlicher Empfang von Seiten der auf dem Bahnhof zu diesem Zweck versammelten Studenten; sie wurde mit ergreifender Anrede begrüßt, während zugleich Frauen und Männer sich herbeidrängten, ihr die allgemeine Theilnahme auszudrücken, sie zu trösten und zu ermuthigen. Man scheute sich trotz des von der Regierung errungenen Sieges doch nirgends, seine Ueberzeugungen und Sympathien offen auszusprechen und zu bethätigen.

Schwer zu schildern wohl dürften die Empfindungen einer Frau und Mutter sein, die nach solchen Schreckenstagen, durch Vorspiegelungen einer ihr und ihren Kindern drohenden höchsten Gefahr zur Flucht bewogen wird, und nun überall, statt des erwarteten Hasses, der innigsten Theilnahme und Verehrung begegnet. Nur weil dieser Fall auf's Neue die allmeine Stimmung Sachsen's deutlich charakterisirt, glaubte ich seiner erwähnen zu müssen. Erst später löste sich das Räthsel dieser eiligen Fortschaffung meiner Familie aus Dresden. Es soll nämlich beabsichtigt gewesen sein, Bakunin und mich auf offenem Markte erschießen zu lassen, und irgend eine menschliche Regung ließ die Entfernung meiner Frau anordnen, um zu verhüten, daß sie nicht etwa durch einen Zufall unmittelbar Zeugin dieser Bluttha werde.

Ich mochte zehn bis zwölf Tage in der kurz geschilderten Weise auf dem Gewandhause zugebracht haben, als ich plötzlich nach dem Justizgebäude versetzt wurde. Eine Bedeckung von acht Mann mit geladenen Gewehren schien dem commandirenden Offizier nicht sicherstellend genug auf dem kurzen Wege, und er befahl, mir auch noch die Hände zu binden. In dem Justizgebäude angelangt, brachte man mich in eine der für Untersuchungsgefangene bestimmten Zellen. Durchdrungen von der heiligen Berechtigung der Volksthat, der ich mich angeschlossen hatte, zweifelte ich nicht an meiner baldigen Freilassung. Erst ganz allmälig faßte ich den Gedanken, daß ich mich in den Händen erbitterter Feinde befand, denen gerade diese Berechtigung nur ein weiteres Motiv zur schonungslosesten Verfolgung sein mußte. Es wurde mir denn auch bald mitgetheilt, daß meine Untersuchung vermuthlich eine sehr langwierige werden dürfte, und ich hatte sonach Muße, meinen neuen Aufenthaltsort zu studiren.

Die Zelle, in der ich mich befand, schien darauf berechnet, den Menschen zu lehren, wie gering seine unabweisbaren Bedürfnisse seien. Vier kahle Wände umschlossen den engen Raum, ein kleines vergittertes Fenster, zum Ueberfluß noch mit einem Bretterkasten versehen, der die Aussicht auf den kleinen Hof absperrte, gewährte zur Noth Luft und Licht, und ein Strohsack, ein Schemel, sowie ein kleines, an die Wand genageltes Brett als Tisch, bildeten die Einrichtung. Zur geistigen Anregung fand ich einige zerrissene Blätter aus den Evangelien und die Tagebücher meiner Vorgänger, mit denen die Wände bis hoch hinauf bedeckt waren.

Die selbstverständige Rechtsannahme, daß der Angeklagte so lange als unschuldig zu betrachten sei, bis er nicht überführt ist, mag überall

sonst gelten, in der Untersuchungshaft gilt sie nicht. Hier wird Jeder als schuldig betrachtet und behandelt, so lange sich das Gegentheil nicht erwiesen und durch seine Freilassung bestätigt hat. Mag dieser letztere Standpunkt nun auch ganz zweckentsprechend sein, soweit es die Fürsorge gegen Entweichung des Gefangenen anlangt, so ist er doch gewiß nur um so rechtswidriger, so bald er auch die Behandlung bestimmen will. Gerade aber hierin wird am schwersten gesündigt. Die Untersuchungshaft wird dem Unglücklichen, der ihr verfällt, zu einem wahren Fegefeuer gemacht; und wenn hierbei allerdings auch keine positive Absichtlichkeit vorauszusetzen ist, so läßt sich doch der Vorwurf höchster Pflichtverkennung und Gleichgültigkeit auf Seiten der vorstehenden Behörden nicht wohl abweisen. Ich glaube dies ganz allgemein aussprechen zu dürfen; denn ist auch die vielgerühmte Humanität der sächsischen Verwaltung, wie sich zur Genüge ergeben wird, nichts weiter als eine jener Fabeln, mit denen jede deutsche Regierung ihr Volk in den Glauben zu wiegen sucht, es sei trotz aller Beschwerdegründe doch immer noch weit besser daran als seine Nachbarn rechts und links, so ist doch kaum anzunehmen, daß diese Dinge in Sachsen nicht ganz ebenso gut bestellt gewesen seien als im übrigen Deutschland — denn gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen — schlimmer als in Sachsen konnten sie aber auch nirgendwo bestellt sein. Man vergegenwärtige sich nur die Existenz eines Menschen in dem geschilderten Raum, ohne Beschäftigung, ohne Ansprache, ohne Kunde von der Welt, die ertödtendste Einsamkeit nur unterbrochen von den seltenen Verhören; man denke sich diese Lage auf Monate und Jahre hinaus, und zwar in steter Ungewißheit verlängert, man denke sich einen Menschen hinein, dessen Familie mittlerweile dem Elende verfallen, gänzlich zu Grunde gehen muß — und es dürfte schwer sein, eine grausamere Qual zu ersinnen, als diese oft mit gränzenloser Leichtfertigkeit angeordnete und fortgesetzte Untersuchungshaft. Ganz gleichgültig ist es, ob sich der so Gemarterte nachträglich als schuldig oder unschuldig herausstellt: das Verdammliche einer solchen Mißhandlung wird hierdurch weder gemildert, noch kann es erhöht werden.

Lebhaft erinnere ich mich, in welchen Grimm gegen unsere ganzen staatlichen Zustände mich so viele dieser Inschriften meiner Zelle versetzten. Der verschwiegenen Mauer war oft das geheimste Innere anvertraut, und nur selten verrieth sich hier eine ganz zwecklose Verstellung; aber auch die letztere konnte unter diesen Verhältnissen nur ein Versuch der Selbsttäuschung sein, und zeugte daher immer noch von einer tiefen Achtung vor dem Rechte, von einer nur zeitweilig verdunkelten Erkenntniß der Pflicht. Ein wunderbares Gemisch von Seelenstimmung boten diese Wände dar. Neben so manchen cynischen Frivolitäten, neben den demüthigsten Schuldbekenntnissen — welche der trockne, herzlose Untersuchungsrichter vielleicht nie zu entlocken verstanden hatte — sprachen sie auch in erschütterndster Weise von der mißkannten Unschuld, die unter den fortgesetzten Qualen an Gott und den Menschen verzweifeln lernt und schließlich durch einen Fluch der Raserei sich selbst mit der ganzen Welt der Vernichtung weiht. Besonders gegenwärtig sind mir noch die Aufzeichnungen eines Menschen, der eines Uhrendiebstahls verdächtig, zwei Jahre in dieser Untersuchungshaft verbrachte, und zuletzt als schuldlos entlassen wurde. Wochen und Monate waren zwischen den einzelnen Verhören dahingegangen, Monate

und Jahre dauerte die Ungewißheit seines Schicksals; wiederholt hatte ihn der Wahnsinn ergriffen: er wurde mißhandelt, gepeitscht, angeschlossen; dann folgte wieder eine Periode ruhiger Ergebung, stumpfen Hinbrütens, aus dem er abermals in tobende Verzweiflung gerieth. Und dies Alles stand hier treu verzeichnet, seinen Nachfolgern im Leiden gewidmet.

Die große Zahl der Gefangenen nöthigte, jeden vorhandenen Raum zu ihrer Unterbringnng zu benutzen, zugleich aber auch, sie nach den Bedürfnissen der Untersuchung zu gruppiren. Zu diesem Zweck wurden denn nach etwa acht bis zehn Tagen die angeblich am schwersten Gravirten: Heubner, Heinze, Bakunin, Martin, ich u. A. m. aus den verschiedenen Gefängnissen, in denen sie sich bisher befanden, zusammen nach der Reiterkaserne in der Neustadt gebracht. Innerhalb des großen Raumes, den die Kasernenbauten umgaben, standen zwei Häuser, deren Zwischenraum, durch verbindende Mauern geschlossen, einen kleinen Hof bildete. Das vordere Gebäude enthielt ein Wachtlokal und die Restauration für die Offiziere, das Hintere war das Arresthaus. Die Zellen dieses Militärgefängnisses waren so klein, daß sie keine Bewegung gestatteten, und zugleich mit Ungeziefer jeder Art so angefüllt, daß der Aufenthalt in ihnen doppelt zur Qual wurde. Obwohl die Fenster dieser Zellen nur auf den kleinen Hof gingen, den kein fremder Fuß betrat, so hielt man es doch für rathsam, uns Luft und Licht durch Bretterkasten abzusperren, die den düstern Räumen auch am hellsten Sommertag nur ein Halbdunkel, verbunden mit einer drückenden Schwüle, vergönnten. Indessen erleichterte man uns doch nach andern Seiten hin unsere Lage einigermaßen. Wir erhielten die Erlaubniß, bis 9 Uhr Abends Licht zu brennen, uns aus der Offiziersrestauration zu beköstigen und eigenes Bettwerk kommen zu lassen. Kleine Geschenke, wie Blumen, Wein u. s. w. wurden zugelassen; auch durften wir lesen, doch waren uns Zeitungen, sowie Schreibmaterial auf's strengste versagt. Täglich gingen wir, Einer nach dem Andern, eine Stunde auf dem Hofe spazieren.

Trotz aller Bemühungen, uns gänzlich von der Außenwelt abzuschließen, waren wir doch fortwährend ziemlich genau über alle Vorgänge berichtet, und zwar hauptsächlich durch die uns bewachenden Soldaten selbst. Die Stimmung des Militärs gegen uns hatte allmälig eine bedeutende Umwandlung erlitten — wenn überhaupt das scheußliche Gebahren desselben während des Kampfes als ein Ausfluß seiner Gesinnung gelten konnte. Abgesehen von der Wirkung, welche die bittern Vorwürfe von Verwandten und Freunden üben mochten — war doch das Militär in manchen Theilen des Landes so verpehmt, daß kein Mädchen mit einem Soldaten tanzte — so hatte doch wohl die unvermeidliche Ernüchterung, das eigene Besinnen den größten Theil daran, unterstützt noch durch den baldigen Umschlag in dem Benehmen der Offiziere gegen die Mannschaft. Jene vertrauliche Kameradschaft, welche in der letzten Zeit vor dem Kampf und während desselben wohl manche junge Einfalt verblendete, wich jetzt, nachdem die Gefahr vorüber war und man der willigen Hingebung der Soldaten nicht mehr bedurfte, dem alten tyrannischen Uebermuth; Denjenigen aber, die nicht so rasch begreifen wollten, wie die Zeiten sich wieder geändert hatten,

wußte man das Verständniß dafür durch doppelt strenge Strafen beizubringen. So wurden z. B. in Chemnitz mehrere preußische Landwehrmänner, die sich dienstwidrig gegen einen ihrer Offiziere betragen hatten, zu **30 Jahr** Festungsstrafe verurtheilt, und gegen die sächsischen Soldaten verfuhr man kaum milder. Zu allem Diesem kam noch die unmittelbare Einwirkung der nach dem Kampfe einberufenen Kriegsreservisten, die sämmtlich, wie loyale Blätter klagten, von dem schlechtesten Geiste beseelt waren und offen erklärten, sie seien gute Republikaner und würden sich darnach zu benehmen wissen. Sie trugen die Gesinnung des Volkes in die Armee — leider zu spät.

Die Einrichtung unseres Gefängnisses brachte es mit sich, daß wir ungestört in nähere Berührung mit den Soldaten kommen konnten. Auf dem Gang hinter unsern Zellen in beiden Stockwerken stand eine Wache, ebenso im Hofe vor unsern Fenstern. Sobald kein Vorgesetzter in unserer Nähe war, konnten diese unbesorgt mit uns sprechen, und auch Andere, die nicht gerade auf Posten standen, benutzten die Gelegenheit, um einige Worte mit uns zu wechseln, Nachrichten zu bringen, oder Aufträge zu übernehmen. Mehr denn Einmal geschah es, daß so ein armer Junge vor meiner Thüre sich bitter anklagte, nicht den Muth gehabt zu haben, zum Volke überzutreten, und weinend schwur, er wollte gern statt unser die schwerste Strafe erdulden, um seinen Fehler zu sühnen. Fast Alle entschuldigten sich damit, daß sie vom ersten Tage an beständig im Rausch erhalten worden waren und gar nicht wußten, was sie thaten: „der Wein floß nur so.“ Es hatte keine Schwierigkeit für mich, durch die auf dem Hofe stehende Wache Zeitungen und Briefe, Schreibmaterial und was ich sonst etwa noch wünschen mochte, zu erhalten; denn meine Zelle lag Parterre, und auf ein gegebenes Zeichen schob der dienstwillige Feind das Bestellte unter dem Fensterkasten herein. Auch die Sendungen von Zelle zu Zelle im Parterre vermittelte die Hofwache in dieser Weise, während von unten nach oben ein anderer Botendienst sich organisirte. Gerade über mir befand sich nämlich das Arrestlokal für Soldaten, in dem kleinere Disciplinarstrafen verbüßt wurden. Die Insassen dieser Stube hatten überhaupt mehr Freiheit der Bewegung und wechselten auch öfters, waren aber auch stets eifrig bemüht, uns irgend welche Dienste zu erweisen. Ja es geschah wiederholt, daß ich von da oben mittelst einer Schnur — welche nach eingetretener Dunkelheit die Post versah — Zusendungen durch Soldaten erhielt, die sich absichtlich irgend eines kleinen Dienstvergehens schuldig gemacht hatten, um hier eingesperrt zu werden und so mir das Betreffende zustellen zu können. Neuigkeiten, die der Eine oder der Andere von uns erfahren hatte, wurden meist bei Gelegenheit der Spaziergänge den durch ein Zeichen an das Fenster gerufenen Freunden direkt mitgetheilt — die Wachen stellten sich in der Regel taub. Der Unterhaltung mit den nächsten Nachbarn zur Rechten und Linken bei geöffneten Fenstern stand nicht oft etwas entgegen; doch schlich sich einmal ein besonders eifriger Wachtmeister in den Hof und belauschte ein Gespräch zwischen mir und Bakunin, wovon er um so mehr glaubte Anzeige machen zu müssen, als er es nicht verstanden hatte — wir sprachen französisch. Die Folge war, daß wir weiter von einander entfernt wurden.

Ueberhaupt galt Bakunin für weitaus den Gefährlichsten von Allen, ja man schien ihm fast übermenschliche Kräfte zuzutrauen. Den Spazier-

gang auf dem kleinen, von den beiden Häusern und zwei hohen Mauern umschlossenen Hof gestattete man ihm erst später auf Anforderung des Arztes, und auch da nicht anders, als mit Ketten belastet — was bei keinem Andern stattfand. Ob ihm die Ketten in seiner Zelle abgenommen wurden ist mir nicht mehr erinnerlich.

Es mochte Mitte August sein, als auf dem äußern Hof der Kaserne ein ungewohntes reges Leben sich kundgab. Truppen marschirten auf, Commando's erschollen, und nach einer Pause ließ sich ein vereinzeltes Hoch! aus etwa ein Dutzend Kehlen vernehmen. Ich befand mich gerade auf dem Hofe und befrug die freundlich gesinnte Wache nach der Bedeutung dieses Auftritts. Ich hörte, daß ein früher in Dresden gestandenes und jetzt aus Schleswig-Holstein zurückgekehrtes Regiment, Prinz Max, wenn ich nicht irre, vor dem Könige oder dem Prinzen Johann die Revue passiren sollte. Die Offiziere allein begrüßten den Fürsten mit einem Hoch, die Soldaten sprachen vernehmlich durch ihr düsteres Schweigen. Das Regiment wurde denn auch sofort als verdächtig in die Provinz verwiesen.

Wenige Tage später erschütterte uns die Nachricht von Adolf Trütschler's Tod. Hätten die, welche ihn verurtheilten, nur wenigstens gewußt, was sie in ihm tödteten, ihre That wäre doch wenigstens erklärlich gewesen, denn er war eine der edelsten Naturen, deren sich das deutsche Volk je rühmte, und — gegen alles Erhabene ging ja doch nur ihr Kampf. So aber sollte er nur fallen, weil Friedrich Wilhelm IV. geschworen hatte, Keinem der Reichstagsabgeordneten, die nach der Sprengung des Parlamentes in Frankfurt nach Stuttgart gegangen waren und in seine Hände fielen, das Leben zu lassen, und diesen Eid wenigstens gewissenhaft hielt. Die Verurtheilung und Hinrichtung Trütschler's gegen alles Recht und Gesetz, war einer der frevelhaftesten Morde jener Zeit. Solchen Königsthaten gegenüber freilich dürfen jene von berauschten Soldaten in Dresden verübten Gräuel ein mildes Urtheil beanspruchen.

Mittlerweile ging die Untersuchung ihren schleppenden Gang weiter. Zahllose Male wurde ich verhört, ohne bis zu Ende begriffen zu haben, weshalb. Ueber meine Betheiligung an den Mai-Ereignissen hatte ich gleich im ersten Verhör Alles zu Protokoll gegeben, wie denn gewiß Keiner unter uns war, der seine Ueberzeugung verläugnet hätte. Eine Untersuchung in Betreff der Einzelheiten ermangelte aber jedes Zweckes. Jene Erhebung war eine allgemeine Volksthat, den großen Naturereignissen vergleichbar. Wollte man sie verurtheilen, so entschied in Betreff des Einzelnen lediglich, ob er dafür oder dagegen gewesen: Alle, die ihr zugestimmt, waren gleichmäßig strafbar. Was Dieser und Jener dabei gethan, war Sache des reinen Zufalls, der ihn gerade hierhin und dorthin gestellt hatte. Wir hegten sämmtlich den brünstigten Willen, das Recht zur Geltung zu bringen; so weit hierin Schuld oder Verdienst lag, hatte Jeder gleichmäßig Theil daran. Indessen, die Lüge sollte bis zum letzten Augenblick walten: man zerlegte die große Gesammtthat, durch deren bloße Anerkennung schon alles Weitere unmöglich geworden wäre, in so viel tausend Einzelthaten. Hätte man doch sonst dem ganzen Volke den Prozeß machen müssen, was mindestens auf gerichtlichem Wege nicht ausführbar war, wenn man es auch verstand, das ganze Land zu einem großen Zuchthaus zu machen, wie eine mir späterhin gewordene und oft wiederholte Tröstung lautete.

Es war in der That kläglich, mit den Untersuchungsrichtern zu verkehren, und nicht Wenige von ihnen mochten während der Verhöre lebhaft gewünscht haben, ihre Stelle mit der unsern vertauschen zu können. O diese bejammernswerthe Unfreiheit des deutschen Beamtenthums! Diese gründlich demoralisirende Abhängigkeit von „Amt und Brod!" Wie sie vorschriftsmäßig uns Fallen legten, uns zu umgarnen suchten, und wie sie, der Verstellung noch ungewohnt, dabei errötheten und sich verriethen! Das innigste Mitleid erfaßte mich oft in den Verhören für den Armen, der mir da fragend gegenüber saß; und übermannte mich zuweilen auch der Zorn über all' diese Erbärmlichkeit, so flehte doch wieder ein Etwas in meiner Brust um Schonung für seine Schwäche. Es waren bittere Stunden, welche diese Männer mit uns verlebten. Im Innersten Eins mit uns — denn die gleiche Bildung hatte auch sie zur gleichen Einsicht erhoben — stellte nur das „Amt" sie uns feindlich gegenüber, konnte aber doch ihr Gewissen nicht übertäuben, wenn es ihm auch Schweigen gebot; und so war ihr Kampf der schwerste — freilich zugleich der wenigst beneidenswerthe.

Was die gegen mich geführte Untersuchung besonders in die Länge zog, war — obschon auch die der andern Führer nicht früher beendet wurde — meine Reise nach Prag. Ich hatte in der Aufregung es versäumt, die zwei von Bakunin mir mitgegebenen Briefe — welche ich in Prag nur vorzeigte, nicht aber ablieferte — sowie die von Richard Wagner und Anderen erhaltenen Schreiben über den Ausbruch der Unruhen in Dresden, zu vernichten. Sie waren gleich bei meiner Verhaftung gefunden worden und gaben Anlaß zu vielen Weitläufigkeiten. Bakunin's Zeilen enthielten zwar keine Namen, da sie ganz allgemein an seine Freunde in Prag gerichtet waren, dagegen aber fand man Adressen mehrerer dortigen bekannten Persönlichkeiten in meinem Taschenbuche verzeichnet, und dieselben waren denn auch gleich zu Verhör gezogen und theilweise verhaftet worden. Der mit dieser Untersuchung vetraute höhere Justizbeamte, von Hock, wenn ich nicht irre, kam nun mit seinen gesammten Protokollen auch nach Dresden, um durch Bakunin und mich volles Licht über die bereits geschilderte „große böhmische Verschwörung" zu erlangen. Die Verhöre dieses Herrn setzten meine Geduld oft auf eine gar schwere Probe, in der sie nicht immer bestand. Ein Dr. B. in Prag, an den ich auch gewiesen worden war und mit dem ich wiederholt gesprochen, hatte sich schon damals ziemlich lau gezeigt und es bei seiner Vernehmung für gerathen erachtet, die umfassendsten Geständnisse über jedes zwischen uns gewechselte Wort abzulegen. Dadurch erschienen denn auch mehrere Andere auf's schwerste compromittirt in den Augen einer Regierung, die hergebrachter Weise schon den bloßen Gedanken zur That und zum Verbrechen stempelt. Um zur Bestätigung des von Dr. B. Ausgesagten zu gelangen, bediente sich Hr. v. Hock einer Methode, ähnlich jener von Bansen geschilderten. Er las mir nämlich stets nur ganz bruchstücksweise eine oder zwei Zeilen aus seinem Protokolle vor, und verlangte nun zu wissen, ob ich oder Jener wirklich Das gesagt habe, oder nicht. So wurde jede Frage zu einer Falle, denn da ich fast nie den weiteren Sinn und die Tragweite des Vorgehaltenen zu errathen vermochte, so war ich in steter Verlegenheit über die Antwort, weil ja schon der nächste Satz die Bedeutung des Zugestandenen oder in Abrede Gestellten völlig umwandeln konnte. Mein wiederholtes Verlangen, mir die Aussagen des Dr. B. wie der Andern im Ganzen vorzulegen und meine Erklärungen

darüber mündlich oder schriftlich entgegenzunehmen, wurde beständig abgewiesen. Die Aufgabe schien minder zu sein, die Wahrheit zu ergründen, als nur mir Zugeständnisse zu entlocken, die zur Verurtheilung der Andern benutzt werden konnten. Es handelte sich bei dieser ganzen Untersuchung für mich, auf dessen eigenes Schicksal sie ohne Einfluß bleiben mußte, lediglich nur darum, das Loos Derjenigen, die der Zufall in Prag mit mir zusammengebracht hatte, möglichst zu erleichtern. In dieser Absicht hatte ich mich überhaupt auf diese Vernehmungen eingelassen, lernte aber freilich mit der Zeit erkennen, daß ich in ihrem Interesse besser gethan hätte, gleich von vorne herein jede Antwort zu verweigern. Ein volles Jahr währte dieses Heraus- und Hineinverhören — Hr. v. Hock sah mittlerweile seine Verdienste um die jahrelangen Leiden so Vieler, durch die Beförderung zum Präsidenten belohnt — und der Zorn über sein ganzes Verfahren, über dies spinnenartige Umgarnen und Fallenstellen riß mich zuweilen zu solchen Ausbrüchen gegen das ganze System, welches sich solcher Mittel und in solcher Absicht bedient, hin, daß auch der glatte, feine Herr Präsident seine kalte Ruhe verlor und den Schutz des ihn begleitenden und das Protokoll führenden sächsischen Beamten anrief.

Kaum zu minderen Differenzen gab das Protokoll selbst, welches stets am Schlusse der Sitzung verlesen und beiderseitig unterschrieben wurde, Anlaß. Eben dies Protokoll, nach welchem das alte Inquisitionsverfahren seine Urtheile fällt, bildet den schwersten Grund zu seiner eigenen Verurtheilung. Auch ohne jede böswillige Absicht wird das Protokoll stets nur ein ganz verzerrtes Bild der Untersuchung geben. Ganz unwillkürlich hebt der Protokollführer das Eine hervor und läßt das Andere fallen, wodurch das Ganze in völlig anderem Lichte erscheint. Das Protokoll ist eine Erzählung aus zweitem Munde, es gibt nicht das wirklich Vorgefallene, sondern nur die Auffassung eines Dritten wieder; Frage und Antwort stehen da, nicht wie sie wirklich lauteten, sondern nach dem Eindruck gefärbt, den sie ihm machten, und die Folge ist, daß eigentlich schon der Protokollführer das Urtheil fällt. Dennoch aber ist es außerordentlich schwer, das Protokoll anzufechten, wie sehr es auch von der Wirklichkeit abweichen möge. Es gibt sogar die identischen Worte wieder, nur in einer etwas anderen Gruppirung — und der Sinn ist gänzlich umgewandelt. Kein Mensch, der ein Gespräch von Bedeutung mit anhört, kann dabei völlig unparteiisch bleiben: er wird, vielleicht wiederholt wechselnd, sich dieser oder jener Seite zuneigen, und darnach gestaltet sich unvermeidlich seine Niederschrift. Der Gefangene ist unter solchen Umständen stets im Nachtheil. Er protestirt gegen den Sinn des Protokolls, es werden ihm die Worte vorgehalten, die er wirklich gebraucht; Richter und Beisitzer wollen fort, man kann das Verhör doch nicht von vorn anfangen; zur Beruhigung wird schließlich versichert, daß ja auf diese einzelnen Auslassungen gar nichts ankomme — und der Gefangene unterschreibt, um nur dem Streit ein Ende zu machen. Jene Armen nun vollends, die, eingeschüchtert und der Sprache nicht mächtig, keinen Widerspruch zu erheben wagen, sie sind gänzlich dem Belieben des Untersuchungsrichters und Protokollführers preisgegeben. Sie hören dieselben Worte, die sie gesprochen, dennoch aber ist der Sinn des Ganzen ein durchaus anderer — wie sollen sie sich aus diesem verschlungenen Netz herauswinden? Dieses Protokoll bildet dann die einzige Unterlage der Ver-

theidigung wie des Urtheils, und der Spruch wird nach dem vielleicht gänzlich verzerrten Bilde gefällt, welches dasselbe von der Sache entwirft.

Es war in der Nacht eines der letzten Tage des Monats August, als ich plötzlich geweckt wurde; am Fuße meines Bettes stand der Actuar, der meine Untersuchung führte, und zeigte mir an, daß ich sogleich fortgebracht werden solle. Auf meine Frage: Wohin? erfolgte eine ausweichende Antwort. Auch in anderen Zellen entstand Bewegung: die Maßregel galt also wahrscheinlich Mehreren. Nach einigen Minuten kam der Actuar in Begleitung eines Gerichtsdieners zurück, der mir Ketten anlegte. Wir gingen. Auf dem Hofe standen Soldaten mit Fackeln, und vor dem Hause drei Wagen, umgeben von Fußvolk und Reiterei. Sie waren für Heubner, Bakunin und mich bestimmt. In dem Wagen, den ich besteigen sollte, saßen auf dem Vordersitz bereits zwei Unteroffiziere mit Pistolen in der Hand, der Actuar folgte mir. So ging es fort durch die, unter den Fittigen des Belagerungszustandes sanft ruhende Stadt und hinaus in's Freie, nach Süden zu. Der Morgen brach an, und wir fuhren noch immer weiter, die Reiter zu beiden Seiten, während die Infanterie auf großen Wagen den Zug eröffnete und schloß. Nach der Richtung, die wir eingeschlagen, schien es kaum zweifelhaft, daß der Königstein unser Ziel sei. So war es auch. Am Fuße der Festung stiegen wir aus, und jetzt erst konnten wir übersehen, welch erstaunlicher Kriegsapparat in Bewegung gesetzt worden war, um uns drei Männer etwa vier Meilen weit zu escortiren. Wie ich später erfuhr, hatte man uns bei der, trotz Belagerungszustand und preußischer Garnison, sehr aufgeregten Stimmung des Volkes wie des sächsischen Militärs — mehrere Abtheilungen des Letzteren wurden zur Strafe selbst in Belagerungszustand gesetzt — in Dresden nicht mehr für sicher genug erachtet und deshalb nach der unzugänglichen Bergfeste gebracht. Unsere starke Bedeckung war angeordnet worden, weil man trotz des tiefen Geheimnisses, welches den Plan bis zum letzten Augenblick umgab, dennoch die Möglichkeit eines Befreiungsversuches auf dem Wege befürchtete.

Wir hatten einige hundert Schritte zu gehen, ehe wir den Eingang erreichten, und ich mußte lächeln über die bombastischen Vorsichtsmaßregeln, die man auch jetzt noch gegen ein schlechthin undenkbares Entweichen der Gefesselten traf. Ich hatte zu beiden Seiten meine Unteroffiziere aus dem Wagen, mit ihren Pistolen in der Hand. Zwei Offiziere, ebenfalls mit Pistolen versehen, gingen vor und hinter mir, und eine dichte Wolke von Infanterie umgab mich. Ganz ebenso Heubner und Bakunin. Die Reiterei war unten geblieben und versperrte die Straße gegen einen etwaigen, noch unter den Kanonen der Festung befürchteten Angriff. Auch ein Umsehen unsererseits schien für sehr gefahrbringend zu gelten: es ward uns streng untersagt, und entstand jedesmal ein gewaltiger Lärm, wenn wir es dennoch thaten. Am äußern Thor wurden uns auch noch die Augen verbunden und je zwei Soldaten führten uns den steilen Pfad hinauf. Auf dem Plateau vor dem alten Gebäude, welches zu unserer Aufnahme bestimmt war, angelangt, nahm man uns die Binde ab, und in unseren Zimmern auch die Fesseln. Das Erste, was mir in der sonst ganz wohnlichen Stube auffiel, war, daß man das vergitterte Fenster noch mit einem ganz neuen, hohen

Bretterkasten versehen hatte, der auch, wenn man das Auge bis an das Gitter brachte, nur einen schmalen Streifen des Himmels zu sehen gestattete. Hier, im zweiten Stockwerke, innerhalb der uneinnehmbaren Festung, am Rande eines 1100 Fuß hohen Felsens, hier jedenfalls konnte diese Vorkehrung, welche uns nur der freien, schönen Aussicht berauben sollte, nicht wohl für eine gebotene Vorsichtsmaßregel ausgegeben werden. Der wiederholten und zuweilen ziemlich scharf gefaßten Anträge unserer Vertheidiger ungeachtet, wurden jedoch diese neidischen Verschläge bis zu Ende nicht entfernt. Das Ministerium erwiderte auf alle Vorstellungen, daß der Festungsgouverneur für unsere Sicherheit verantwortlich sei und daher in den für nöthig befundenen Anordnungen nicht beschränkt werden dürfe, während der Gouverneur der Festung, General von Birnbaum, mir gleich Anfangs selbst erklärte, daß er diese Kasten für sehr zwecklos halte, sie auch gar nicht angeordnet habe und mit Vergnügen entfernen lassen werde, sobald er Erlaubniß dazu bekomme. Ich tröstete mich mit den Gefangenen des Spielbergs, kann jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Kaiser Franz die Verantwortung für die von ihm selbst ersonnene und angeordnete Malice doch wenigstens nicht Anderen zugeschoben hatte.

Sobald ich in meinem Zimmer war, trat der Festungs-Adjudant mit dem Wachtmeister ein und visitirte mich genau. Ich war, aus einem andern Gefängniß kommend, auf diese Maßregel nicht gefaßt und hatte gerade vorsichtshalber noch einige Zeitungen und Flugblätter, die mir zugekommen waren, eingesteckt, damit sie nicht in der von mir verlassenen Zelle gefunden würden. Jetzt wurden sie doch entdeckt und gaben zu vielen Untersuchungen in der Reiterkaserne Anlaß. Noch am selben Vormittag besuchte mich der Gouverneur, ein wohlwollender alter Herr von artigem Wesen, der seine Pflicht mit thunlicher Schonung gegen uns zu verbinden wußte und mir manche Freundlichkeit erwies. Nicht minder gern erinnere ich mich des Festungscommandanten, eines alten Oberst, der zeitweilig kam, theils um zu inspiziren, theils um nach unseren Wünschen zu fragen, und gern ein Viertelstündchen ganz gemüthlich verplauderte. Einen nicht gerade angenehmen Gegensatz zu diesen beiden grauköpfigen Stabsoffizieren bildeten ihre jungen Adjutanten, die sich ihren Ton gegen uns aus Dresden geholt zu haben schienen und deren Uebergriffe mich wiederholt nöthigten, Beschwerde bei dem Gouverneur zu führen, wo ich denn auch jedesmal volle Genugthuung erhielt. Namentlich der eine dieser Herren gefiel sich in kleinlichen Bekundungen und Erweiterungen seiner Machtvollkommenheit, die unsere monotone Existenz doch mit einigem Humor schmückten. Da man hier oben jedes Mittel der Communication unter uns selbst oder nach Außen abgeschlossen wähnte, hatte man uns endlich Schreibmaterial gestattet. Es ist mir unbekannt, ob die seltsame Anordnung, daß jeder uns ausgehändigte Bogen Papier numerirt und mit dem Festungsstempel versehen werden mußte, dem Hirn des Herrn Adjutanten selbst entsprungen war: er hielt jedoch mit anerkennenswerther Pedanterie auf ihre strenge Einhaltung und befahl noch des Weiteren, daß mir nicht mehr als vier Bogen auf einmal verabfolgt werden dürften. Von Zeit zu Zeit kam er und prüfte, ob Stempel und Nummer in Ordnung seien und mit dem vom Wachtmeister geführten Buch übereinstimmten. Ich suchte ihm vergebens die Zwecklosigkeit dieser ganzen Bemühung begreiflich zu machen, die ja nimmer das Eine, was man stets befürchtete — die Möglichkeit einer Correspondenz nach Außen —

verhüten konnte, da derselbe Weg, auf dem ich meine etwaigen Schreiben hinaus bringen mochte, mir auch Gelegenheit bieten würde, das nöthige Papier herein zu bekommen. Ich sprach da aus eigenster Erfahrung: denn was ich dem wachsamen Herrn Adjutanten vorstellte, fand zur selben Zeit thatsächlich statt. Ich schrieb und erhielt Briefe, gerade wie in der Reiterkaserne, und habe noch jetzt zwei Landkarten vor mir liegen, die mir vermittelst derselben Gelegenheit zugekommen waren. Zum Schreiben genügt es jedoch nicht am Papier, es gehört noch ein Zweites dazu, und dieses Zweite machte dem Adjutanten viel Kopfzerbrechens. Er berieth sich mit mir darüber. „Es sind wohl Stahlfedern hier? — meinte ich — nöthigenfalls kann ich mir auch welche von Dresden kommen lassen.“ „„Stahlfedern? wo denken Sie hin! das wird nimmer gestattet!““ „Kiele dürften aber noch weniger rathsam erscheinen, denn dazu bedarf es eines Federmessers.“ „„Messer, Gabel, Scheere, Alles was sticht oder schneidet, ist strengstens verboten. Wie wäre es aber mit einem Bleistift?““ „Dasselbe Bedenken, Herr Adjutant, er muß gespitzt werden.“ „„Hm, hm, hm; recht fatal. Da werden wir denn doch zu den Stahlfedern greifen müssen.““ Um indessen jeder, mir stets räthselhaft gebliebenen Gefahr vorzubeugen, verfügte der Adjutant, daß ich nie mehr als vier Stahlfedern zugleich erhalten solle und jedesmal die abgenutzten gegen die neuen abliefern müsse. Dieser junge Offizier schien überhaupt eine gewisse Voreingenommenheit für die Zahl Vier zu haben. Es war mir gestattet zu rauchen; da befiel den Herrn Adjutanten plötzlich eine gewisse Besorgniß für meine Kasse oder Gesundheit, und er wollte mir fortan auch nur vier Cigarren des Tages gestatten. Auf meine Vorstellung an den Gouverneur, daß ich solchen Glauben an die Vorzüglichkeit der Vier in allen Dingen nicht theile, hob dieser die eigenmächtige Beschränkung wieder auf. Auch dem Luxus ward ein hartnäckiger Krieg erklärt. Zum Weihnachtsfeste hatten mir einige Freunde ein kleines Erinnerungszeichen gewidmet, das fürwahr gänzlich unverfänglich erscheinen durfte: ein Schreibzeug von Porcellan. Es wurde zurückgewiesen, „weil den Gefangenen keine Luxusartikel gestattet werden können.“ Die Freunde schickten das Schreibzeug meiner Frau zur Aufbewahrung für bessere Tage, und es ist dasselbe, welches mir jetzt bei Niederschrift dieser Erinnerungen dient.

Ganz andern Schlages jedoch waren die Unterbeamten, mit denen ich hier wie späterhin zu verkehren hatte. Die alte Erfahrung, daß gerade der Schließer am herzlichsten mit den Gefangenen, namentlich den politischen, sympathisirt, habe auch ich durchweg bestätigt gefunden; leider nur warnt die Besorgniß, manchen dieser Leute vielleicht dadurch zu schaden, mich des Näheren hierüber auszulassen. Das menschlich warme Begegnen vieler dieser Männer hat mir, wie gewiß nicht wenigen meiner Schicksalsgenossen, die Gefangenschaft wesentlich erleichtert. Die scheinbar widerspruchsvolle Thatsache, daß gerade die höheren, gebildeteren Beamten sich härter und schonungsloser gegen uns zeigten, als die Schließer und Aufseher, erklärt sich dennoch leicht. Ganz abgesehen von dem gemeinen Servilismus, der sich durch möglichste Strenge und Rücksichtslosigkeit gegen uns nach oben hin zu empfehlen suchte, ergibt sich jener Unterschied gerade aus dem feiner entwickelten Rechtssinne der Oberbeamten. Der Gebildete fühlt und weiß, daß ihn die angebliche Pflicht eines unbedingten Gehorsams nie der eigenen Verantwortlichkeit für Das, was er auf Grund desselben thut, ent-

binden kann. Dem Vorwande: „ich muß, denn es ist mir befohlen", entgegnet das aufgeklärtere Gewissen: du darfst nicht müssen gegen das erkannte Recht. Diesen Conflikt zwischen Dienstpflicht und Rechtspflicht lösen nun sittlich schwache Charaktere dahin, daß sie im gegebenen Falle jene mahnende Stimme durch ein Verläugnen ihrer Ueberzeugung vor sich selbst zu beschwichtigen suchen, indem sie sich einreden oder wenigstens äußerlich den Anschein geben, zu glauben, ihre Rechtsansicht falle ganz mit Dem, was das Amt ihnen auferlegt, zusammen. Die Lüge dieser versuchten Selbsttäuschung führt nun zu steten Uebertreibungen in der angenommenen Rolle und zum sorgfältigen Vermeiden alles Dessen, was den Widerspruch zwischen ihrem innersten Bewußtsein und ihrem Thun ihnen selbst vor die Augen rücken könnte. Sie fürchten sich vor ihrem eigenen Gewissen und suchen es abzutödten durch vorsätzliches Zuwiderhandeln. Anders jene minder gebildeten Unterbeamten. Meist altgediente Soldaten, ist ihnen der blinde Gehorsam zu einer feststehenden, aber doch nur ganz äußerlichen Gewohnheit geworden; ihr Inneres blieb unberührt davon, denn das Bewußtsein der Selbstverantwortlichkeit unter allen Umständen ist noch nicht geweckt in ihnen. So können sie aufrichtig mit dem Opfer fühlen, bei dessen Peinigung sie selbst mitwirken, und die letztere als einen schweren Frevel anerkennen, ohne doch in Zwiespalt mit sich selbst zu gerathen; denn es ist ihr, von keinem Zweifel noch getrübter fester Glaube, daß sie im Dienste bloße Maschinen zu sein haben, denen Nichts von dem, was sie auf Befehl thun, zugerechnet werden kann. Jene Andern hegen diesen Glauben längst nicht mehr, heucheln ihn aber trotzdem aus selbstischen Motiven, und stehen daher an moralischer Lauterkeit eben so tief unter diesen, als sie dieselben an bloßer Erkenntniß der Pflicht überragen.

Diese sittliche Schwäche der Einen und geistige Unmündigkeit der Andern, sind die einzigen Stützen der Reaktion, und darum sucht sie dieselben aufrecht zu halten in jeder Weise. Moralische Kraft oder materielle Unabhängigkeit in den höheren Schichten, und aufgeklärtes Rechtsbewußtsein in den unteren, — und jedes despotische, reaktionäre Gelüste muß verzweifeln.

Die Existenz auf dem Königstein war im Ganzen eine so erträgliche, wie sie bei einsamer Haft und gänzlicher Abgeschlossenheit von der Welt nun einmal sein konnte. Diese Letztere mußte uns, die wir im öffentlichen Leben standen, freilich schwerer fallen als Anderen, deren Dasein in engerem Kreise sich abschloß. Indessen milderte auch hier die Sympathie der Soldaten das Drückende der Lage. Auf unserem Gang stand Tag und Nacht eine Wache, und es währte nicht lange, so war ein ziemlich regelmäßiger Depeschendienst organisirt, begünstigt durch das Alter der Thüre, zwischen der und der Mauer sich Papiere leicht durchschieben ließen. Für ernstere geistige Beschäftigung, soweit die Ungewißheit des bevorstehenden Looses Ruhe dazu ließ, war durch einen reichlichen Vorrath von Büchern, den meine Freunde mir geschickt, sowie durch die königliche Bibliothek in Dresden gesorgt, deren Vorstand sie mir in würdiger Unabhängigkeit offen zur Verfügung gestellt hatte. Die leibliche Verpflegung gab zu keiner Beschwerde Anlaß, und die Weise des halbstündigen Spazieren-Marschirens täglich, wobei der Gefangene zwischen zwei Soldaten mit geladenen Ge-

wehren, gefolgt von einem Wachtmeister oder Unteroffizier, gehen mußte, war an sich zu komisch, um sehr drückend empfunden zu werden. Bei Bakunin wurde auch hier oben noch die Vorsicht gebraucht, daß er nicht anders als geschlossen ausgeführt werden durfte.

Der größeren Sicherheit wegen waren wir auf den Königstein gebracht worden. Die Gefahren und Schwierigkeiten der Aufgabe hielten jedoch eine bedeutende Zahl Soldaten der Garnison nicht ab, unsere Befreiung zu beschließen. Heubner lehnte ab, Bakunin und ich erklärten uns bereit. Alles war vorbereitet, als am letzten Tage noch ein Zufall die Ausführung des Planes vereitelte und zugleich dem Festungscommando so weit Verdachtsgründe lieferte, daß gleich in derselben Nacht eine Visitation unserer Zimmer vorgenommen wurde. Ich harrte, völlig angekleidet, der Befreier, als statt des verabredeten leisen Zeichens laute Tritte auf dem Vorsaal sich vernehmen ließen. Es blieb mir kaum Zeit, mich in das Bett zu hüllen, als die Thür aufgeschlossen wurde und der Adjutant mit Begleitung hereintrat. Er leuchtete mir in's Gesicht und beugte sich über mich, ließ sich jedoch durch meine Ruhe täuschen und entfernte sich, nachdem er noch die Gitter und Fenster untersucht hatte. Ein etwas schärferer Blick seinerseits, und das Ganze wäre verrathen gewesen. Bei Gelegenheit des Spaziermarsches am nächsten Morgen theilten mir die Soldaten, zwischen denen ich ging, in rührender Weise durch lautes Seufzen mit, daß die Sache mißlungen sei. Die Garnison wurde gewechselt; vermuthlich traf man auch schärfere Vorsichtsmaßregeln: der Versuch wurde, hier wenigstens, nicht wiederholt. Die in die Oeffentlichkeit gedrungenen Gerüchte über den, wegen der Betheiligung des Militärs und des Rufes der Festung ihr doppelt unangenehmen Vorfall, ließ die Regierung dementiren.

Wie sehr die menschlichen Charaktere von einander abweichen, beweist am besten ihr Empfinden und Verhalten unter ganz gleichen Verhältnissen. Ich hatte oft gelesen von der fieberhaften, fast zur Unerträglichkeit gesteigerten Spannung von Gefangenen, die in ähnlicher Lage ihrer Befreiung harrten, und von der tiefen Verzweiflung, die sich ihrer bemächtigte, als die Hoffnung vereitelt war. Von diesen wechselnden Empfindungen habe ich nichts zu berichten. In diesem, wie in einem späteren Falle, schlug mein Herz nur in dem Augenblick etwas rascher, wo ich Alles verloren und mich in der Gefahr sah, dem Verdachte unwillkürlich neue Anhaltepunkte zu liefern.

Unterdessen ging die Untersuchung, die sich bei mir längst schon nur noch um die Prager Angelegenheit drehte, ihren schleppenden Gang weiter. Ein bis zweimal die Woche suchte Hr. Präsident v. Hock den bittern Kampf zwischen uns auf, der wenigstens von seiner Seite stets mit gemessener Artigkeit, von der meinen freilich zuweilen mit weniger Rücksichtsnahme geführt wurde. Der Gedanke an den Zweck dieser weitläufigen und — nebenbei gesagt — bei den zerrütteten Finanzen Oesterreich's so verschwenderischen Untersuchung, brachte mich jedesmal, wenn er sich meinem Geiste vorführte, in die leidenschaftlichste Entrüstung. Galt es doch nicht, sich vor einer möglichen Gefahr zu schützen — das einzige Motiv, welches politische Verfolgungen entschuldigen kann und daher selbst das Schreckensregiment der Jakobiner in Paris hoch erhebt Dem gegenüber, was die deutsche

Reaktion jener Jahre der Verachtung aller Zeiten darbot —, sondern nur, Rache zu nehmen für die überstandene Angst. Doch stets wiederholt sich dasselbe: die Vertreter des Fortschrittes haben vom Augenblick des errungenen Sieges an, ja, leider zu oft nur, auch während des Entscheidungskampfes schon bereits Alles vergessen, was an ihnen und ihrer Sache gefrevelt worden; die Vertreter des Rückschrittes dagegen, sie verfolgen auch nachträglich noch selbst bis auf den Gedanken, der sich gegen sie aufzulehnen wagte. Versöhnung ist der Wahlspruch dort, auf dieser Seite nur Rache.

Bis zu welchen Mitteln dies niedere Gelüste herabsinken konnte, möge auch ein Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung darthun. Wie bereits erwähnt, hatte ich, um behufs meiner Kammerwahl rasch noch die Staatsangehörigkeit zu erwerben, ein kleines Häuschen angekauft. Nach meiner Gefangennehmung wollte ich dasselbe veräußern, erhielt aber den Bescheid, es sei für die Kosten der Bekämpfung unseres Aufstandes mit Beschlag belegt. Eines Tages nun brachte der Aktuar nach dem Verhör ein Papier hervor und sagte: „Hier ist auch der Verkaufscontrakt Ihres Grundstücks, Sie brauchen nur zu unterschreiben." Auf meine Entgegnung, daß es ja mit Beschlag belegt worden, erklärte er, derselbe sei aufgehoben und ich möge, wie gesagt, nur unterschreiben. Ich that es, und gedachte nicht weiter der Sache. Mehrere Monate später, als Bakunin bereits in Prag und ich in Waldheim war, wurde ich abermals über diese leidige Prager Angelegenheit ausgeforscht. Wir geriethen etwas hart aneinander, und der Aktuar rief in der Hitze: „Danken Sie Gott, daß sie nicht an Oesterreich ausgeliefert wurden!" Auf meine Entgegnung, daß man mich, der ich Sachse sei, gar nicht an eine fremde Regierung ausliefern könne, sagte er: „Sie sind kein Sachse mehr, Sie haben ja Ihr Häuschen verkauft." Rasch bemerkend, was er da verrathen hatte, setzte er verlegen hinzu, daß ich ruhig sein könne, es werde nicht geschehen. — Also, um eine, dazu noch allen Gesetzen Hohn sprechende Beschönigung meiner beabsichtigten Auslieferung zu gewinnen, hatte man plötzlich die Beschlagnahme meines kleinen Besitzthumes aufgehoben und mir noch in perfidester Weise den Verkauf desselben entlockt, der mich in die Hände der zärtlichen österreichischen Willkür liefern sollte!

Schon seit längerer Zeit waren Gerüchte zu mir gedrungen, nach welchen die Maigefangenen nicht vor das gesetzlich allein zuständige Schwurgericht gestellt, sondern von den alten abhängigen Beamten-Gerichten abgeurtheilt, oder richtiger, verurtheilt werden sollten. Auf meine dahin gerichteten Fragen ertheilte mir der Aktuar stets nur ausweichende Antworten, bemerkend, daß die laufende Voruntersuchung ja doch in jedem Falle stattfinden müssen u. s. w. Indessen hatte das Justizministerium — was ich damals nicht erfuhr — bereits am 19. Mai 1849 eine Verordnung erlassen, nach welcher es nicht beabsichtige, das Verfahren der Schwurgerichte auf die Mai-Ereignisse in Anwendung bringen zu lassen und es daher keiner hierauf bezüglichen Anfragen seitens der Gerichtsbehörden weiter bedürfe. Nachdem bereits durch das Gesetz vom 18. November 1848 die Schwurgerichte in Sachsen eingeführt waren und die am 2. März 1849 publicirten Grundrechte des deutschen Volkes verfügt hatten, daß in schweren Straffachen und bei **allen politischen Vergehen Schwurgerichte urtheilen sollten,** war jene Verordnung eine völlig gesetzwidrige, der kein

Gericht irgend welche Beachtung schenken durfte, zumal §. 42 der Grundrechte noch ausdrücklich bestimmte: „Die richterliche Gewalt wird selbständig von den Gerichten geübt. Cabinets- und Ministerial-Justiz ist unstatthaft," und somit über das anzuwendende Verfahren lediglich die Gerichte selbst nach dem obigen §. 46 der Grundrechte zu bestimmen hatten. Wenn nun aber trotzdem kein sächsisches Gericht meines Wissens den Muth gehabt, dieser ministeriellen Willkür gegenüber seine Unabhängigkeit zu wahren, ja, das Ober-Appellationsgericht, dem klaren Gesetz entgegen, sogar zu behaupten gewagt hatte, es bestehe kein rechtlicher Zwang zur Anwendung der Schwurgerichte, so erklärt sich das wohl hinreichend aus der seit Langem geübten, systematisch betriebenen Herabwürdigung sämmtlicher Behörden zu bloßen Vollstreckern des königlichen Willens, wie dies ganz offen durch die Verordnung des Staatsdienergesetzes vom 7. März 1835 bezweckt ist, welche besagt: „Die dem Staatsdiener obliegende Beobachtung der Staatsverfassung berechtigt keinen Diener, die Anordnung seines Vorgesetzten, deren Uebereinstimmung mit der Verfassung ihm zweifelhaft dünkt, bei Seite zu setzen; vielmehr hat er derselben ohne Verzug nachzugehen, und es bleibt ihm unbenommen, sein desfallsiges Bedenken der vorgesetzten Behörde anzuzeigen. Er kann daher solchenfalls wegen Befolgung der Anordnung nicht zur Verantwortung gezogen werden, vielmehr trifft die Verantwortlichkeit Denjenigen, der die Anordnung ertheilt hat." Dieser klaren Verfügung nach lief also das sächsische Verfassungsleben einfach auf den reinsten Absolutismus hinaus: die Beamten, bis hinauf zu den obersten, hatten, ohne sich an etwaige entgegenstehende Verfassungsbestimmungen zu kehren, einzig nur die Befehle ihrer Vorgesetzten auszuführen — gerade wie bei dem Militär — und so war schließlich die ganze Verfassung lediglich in die Hand des verfassungsmäßig unverantwortlichen Königs gegeben, der allein die Verantwortlichkeit für Alles tragen sollte, was nach seinem unbedingt zu vollstreckenden Willen geschah! — Daher denn auch die Fügsamkeit der sächsischen Gerichte, deren keins dem verfassungswidrigen Verlangen des Ministeriums zu widerstreben wagte, denn auch für sie galten ja Recht und Gesetz nur so weit, als die Regierung sie gelten zu lassen beliebte.

Indessen, wenn überhaupt die zwingende Consequenz einer ersten That je ein Unrecht entschuldigen kann, so muß man gestehen, daß die Regierung diesmal nicht wohl anders handeln konnte. Nach Dem, was geschehen war, durfte sie nicht den Wahrspruch der Geschwornen herausfordern, denn die einstimmige Verdammung von Seiten Aller war ihr gewiß. Ganz offen wurde es denn auch ausgesprochen, daß die bekannte „demokratische Gesinnung" der Geschwornen die Anwendung der öffentlichen Schwurgerichte in diesem Falle unzulässig mache. Man mußte sich um jeden Preis unserer Verurtheilung versichern, und das war nur möglich durch die Berufung von Richtern, die im direkten Solde der Regierung standen und, nach jener Verordnung über das Staatsdienergesetz, auch dann noch „den Befehlen ihrer Vorgesetzten ohne Verzug nachzugehen" hatten, wenn dieselben auch im schreiendsten Widerspruch mit Recht und Gesetz standen; von Richtern, die, jeder Unabhängigkeit beraubt, lediglich die Verkünder der ihnen aufgetragenen Urtheile waren.

Das Jahr neigte sich seinem Ende zu, als die Untersuchung endlich geschlossen ward, und ich erfuhr jetzt erst mit Bestimmtheit, daß die seitherigen Inquisitions-Gerichte mit dem Urtheilsspruch betraut seien. Aufgefordert, einen Vertheidiger zu bestimmen, lehnte ich dies ab, zugleich gegen das angeordnete gesetzwidrige Verfahren Protest einlegend. Es wurde mir hierauf bedeutet, daß dieser Protest ohne jede Wirkung sei und bei fortgesetzter Weigerung meine Vertheidigung von Amtswegen einem Advokaten übertragen werden würde. Da nun bei dem geheimen Verfahren der Vertheidiger das einzige Mittelglied zwischen dem Angeklagten und der Oeffentlichkeit ist und dessen Einverständniß mit der richterlichen Behörde den Letzteren auch noch jedes Schutzes gegen absichtlich ausgestreute Verläumdungen beraubt — die gegen uns am wenigsten gespart wurden, wie bereits ein Beispiel zeigte — so entschloß ich mich endlich, durch die Berufung des Herrn Dr. Leupold in Dresden zu meinem Anwalt, mir wenigstens einen Zeugen der Wahrheit zu sichern.

Die Appellationen meines Vertheidigers gegen das Inquisitionsverfahren blieben selbstverständlich ohne Erfolg, und er mußte sich zu einer schriftlichen Entkräftigung der von der Anklage gegen mich erhobenen Beschuldigungen herbeilassen. War nun diese Aufgabe auch nach der einen Seite hin eine sehr interessante, indem sie Gelegenheit bot die ganze Kette von Unwürdigkeiten und Rechtsverletzungen, deren die Regierung und ihre Werkzeuge sich schuldig gemacht, schonungslos aufzudecken, so mußte doch der Gedanke der Vergeblichkeit auch des unanfechtbarsten Rechtsnachweises um so mehr Ueberdruß an der ganzen Arbeit erwecken, als diese nicht einmal dazu dienen konnte, wenigstens das öffentliche Rechtsbewußtsein zu kräftigen, sondern nur bestimmt war, gleich all' den hundert anderen beredten Vertheidigungen, in den Archiven der Gerichtshöfe begraben zu werden.

Daß unser Urtheil vom ersten Tage an gesprochen war, konnte wohl Niemand bezweifeln, und jene Verordnung vom 19. Mai 1849, durch welche die Regierung sich nur der willfährigen Verkünder und Beschöniger desselben versichern wollte, hatte es längst bestätigt. Ich persönlich durfte noch besonders des härtesten Looses gewiß sein. Die Erbitterung des Hofes, zumeist wegen meiner früheren Stellung zu demselben, sowie der Grimm der reaktionären Kreise über meine publicistische Thätigkeit, hatten sich oft genug kundgegeben, um errathen zu lassen, was meiner harre. „Wehe Ihnen," hatte mir einst ein Appellationsgerichtsrath zugerufen, „wenn Sie in unsere Hände fallen!" Der Haß und die Furcht saßen, von schützenden Bajonnetten umstarrt, zu Gericht, und da dieser eherne Wall zum Ueberfluß auch noch jedes unwillkürliche Schamerröthen verschleierte, so konnte ihr Spruch nicht zweifelhaft sein. Unterdessen diente ein kleines nebenherlaufendes Zwischenspiel dazu, die schon mehrfach beregte kleinliche Malice eben der Leute in's hellste Licht zu setzen, die doch zugleich so heldenhaft das Lebensglück von Tausenden, wie das Recht eines ganzen Volkes mit Füßen traten. Man hatte uns vom ersten Tage unserer Verhaftung an jede Kunde der Außenwelt — abgesehen von Familiennachrichten — eifersüchtig abgeschnitten, selbst der Vertheidiger durfte nur in Gegenwart des Adjutanten mit mir sprechen, und wurde unterbrochen, sobald er irgendwie von dem Gegenstand unserer Besprechung abging oder die Tagesereignisse berührte. Blieb es mir

auch stets ein Räthsel, welche Nachtheile eine ehrliche Untersuchung aus unserer Kenntniß der äußeren Vorgänge befürchten konnte, so fiel doch jetzt, nach dem Schluß der Untersuchung und bis zur Fällung des Urtheils jeder weitere Vorwand dafür hinweg. Demgemäß wurde denn auch in allen gerichtlichen Untersuchungsgefängnissen von diesem Zeitpunkte an die Zulassung wenigstens der officiellen Blätter gestattet; in Bezug auf uns Andere dagegen, die wir auf der Festung unmittelbar in die Gewalt des Kriegsministeriums gegeben waren, berieth der volle Ministerrath über diese hochwichtige Staatsangelegenheit und schämte sich nicht, uns diese kleine Erquickung zu versagen, abermals den guten, harmlosen Festungsgouverneur zum Deckmantel nehmend, der angeblich die „Leipziger Zeitung" unserer Sicherheit gefährlich erachtete! Doch, um der Wahrheit ihr Recht zu geben: als der Untersuchungsrichter erklärt hatte, daß von seiner Seite nunmehr der Zulassung von politischen Zeitungen nichts weiter im Wege stehe, theilte ich dies dem Festungsgouverneur mit und bezeichnete sogleich die Blätter, welche ich zu lesen wünschte. Jeder eigenen Entschließung beraubt, weigerte er sich, ohne Autorisation seitens des Kriegsministeriums darauf einzugehen, berichtete aber sogleich an das Letztere. Dieses entschied nun dahin, daß es unbedenklich falle, das Gesuch zu bewilligen, mit der Einschränkung jedoch, daß den Gefangenen nur die bis zum 3. Mai 1849, also vor unserer Gefangennehmung erschienenen politischen Zeitungen zugestellt werden dürften; und auf die wiederholten Eingaben meines Vertheidigers bestätigte das Gesammtministerium noch diese, von einem knabenhaften Hohn schwer zu unterscheidende Verfügung. Glücklicherweise gab es Soldaten, die sich nicht so gehorsam an die Befehle des Kriegsministers hielten.

Eine weitere Eingabe meines Vertheidigers beantragte die Entfernung der Holzblenden vor den Fenstern, die zu unserer Sicherheit schlechterdings gar nichts beitragen konnten. Auch für diese Veranstaltung hatte der Gouverneur bisher den Vorwand liefern müssen. Nachdem er mir jedoch versprochen, daß er selbst ihre Entfernung beantragen wolle, konnte man seinen Namen wenigstens nicht länger mißbrauchen und entschied dahin, daß die Blenden entfernt werden mögen, wenn der Festungsgouverneur kein Bedenken dagegen trage. Doch wußte man es so einzurichten, daß mir dieser Bescheid erst am Tage vor meiner Abführung von der Festung zukam.

Am 19. Januar 1850 wurde mir das Urtheil des Appellationsgerichts als erster Instanz eröffnet. Die Anklage war auf Hochverrath gerichtet gewesen, und das Urtheil lautete auf Tod.

Die Entscheidungsgründe des Appellationsgerichtes — in denen, beiläufig bemerkt, ganze Seiten buchstäblich aus der Schrift des Grafen v. Waldersee über den Maikampf abgeschrieben waren — stützten das gegen mich gefällte Urtheil auf folgende Behauptungen und Thatsachen:

Das Verbrechen des Hochverraths im Allgemeinen habe darin bestanden, daß der König durch den Aufstand zur Anerkennung der Reichsverfassung gezwungen werden sollte, als welche doch in seinem freien Belieben stand; und ferner, daß diese Reichsverfassung ihn wesentlicher Hoheitsrechte beraubt haben würde.

Die speciellen Anklagepunkte gegen mich lauteten in Kürze:

1) Ich habe mich gleich nach meiner Ankunft der provisorischen Regierung zur Verfügung gestellt.

2) Den mir gewordenen Auftrag, die Barrikaden mittelst eines Durchbrechens der Häuser mit einander zu verbinden, habe ich an mehreren Stellen ausgeführt.

Bei Einbruch der Nacht brachte ich mehrere Zuzügler unter, begleitete auch später den Oberstlieutenant Heinze, als dieser die Parole austheilte, an die Barrikaden.

4) Den Befehl, Pechkränze anfertigen zu lassen, habe ich (bis zur Beschaffung des Materials) ausgeführt, worauf infolge eines Gegenbefehls die Anfertigung unterblieb.

5) Ich habe einen von Zittau eingetroffenen Zuzug auf das Rathhaus, sowie

6) Gefangene*) aus dem Polizeihause, wo sie detenirt worden, vor die provisorische Regierung geführt (behufs ihrer Freigebung).

7) Ich habe einer militärischen Berathung über einen beabsichtigten Ausfall beigewohnt.

8) Am Abend des 7. Mai sei ich mit dem Communalgardenoffizier v. Zychlinsky ausgegangen, um einen angemeldeten Zuzug Werdauer in die Stadt zu geleiten, auf welchem Wege ich in Gefangenschaft gerieth.

Ueber meine Besprechungen in Prag hatte man hinwegzugehen gehabt, und that es um so leichter, als schon das Obige mich zum gleichen Theilnehmer an dem Verbrechen des Hochverraths machte und mein Todesurtheil ausreichend begründete.

Nachdem die Gerichte einmal den ersten Schritt gethan und in Widerspruch mit den deutschen Grundrechten der Urtheilsfällung in dieser Anklage sich unterzogen hatten, war es nur consequent, daß sie auch den zweiten Schritt thaten und die, durch die Grundrechte abgeschaffte Todesstrafe gegen uns verhängten. War ihre Ausrede hierbei, daß in dem Strafgesetzbuch noch keine Veränderungen getroffen sei, so krönte der Justizminister Zschinsky das ganze Verfahren noch durch die in offener Kammer aufgestellte Behauptung, daß es der Regierung trotz der Grundrechte zustehe, die gefällte Todesstrafe auch vollstrecken zu lassen.

Indessen, die Bedeutung dieses ganzen Urtheils hat das Appellationsgericht selbst mit wenigen Worten auf's Treffendste charakterisirt. Es sagte zum Schlusse seiner allgemeinen Entscheidungsgründe:

„Ein Recht zur Revolution kann — mindestens vom **juristischen** Standpunkte aus, auf den lediglich man sich hier zu stellen hat — nicht anerkannt werden."

Somit gestand also das Appellationsgericht selbst dies Recht vom sittlichen Standpunkte aus zu — und das durfte uns genügen.

Die Eröffnung dieses Urtheils umgab man in sofern mit einiger Feierlichkeit, als man uns, Heubner, Bakunin und mich, die der gleiche Spruch traf, zusammenberief und uns das Urtheil gemeinschaftlich verlas. So reichten wir uns denn zum ersten Male seit jenen Tagen des Kampfes wieder die Hand. Bakunin und ich, mit dem Gerichtsverfahren nicht vertraut, wollten uns um so mehr bei diesem ersten Spruche beruhigen, als

*) Gerade der Umstand, daß dies politische, vom Volke selbst eingebrachte Gefangene waren, erschwerte nach den Entscheidungsgründen meine Schuld.

ja doch das Ganze nur eine leere Form, eine Bemäntelung der längst feststehenden Absicht der Regierung war. Das Gesetz jedoch bedingte auch die zweite Instanz und die Gewissenhaftigkeit in der strengen Beobachtung der Gesetze, welche das ganze Verhalten der Regierung bis daher charakterisirte, hätte nicht gestattet, uns irgend eines „Rechtsschutzes" zu berauben; die Sache ging daher ihren vorschriftsmäßigen Gang weiter.

Die Entscheidungsgründe des Appellationsgerichtes hatten indessen meine Laune gereizt und es gewährte mir einige Unterhaltung, in einer eigenen Vertheidigungsschrift die Logik derselben zu zergliedern.

Daß das Ober-Appellationsgericht den Spruch der ersten Instanz einfach bestätigen werde, erlitt keinen Zweifel; stand doch als Präsident an dessen Spitze derselbe Herr von Langenn, der wenige Monate später als Schiedsrichter in der fingirten Streitfrage zwischen dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und der Ritterschaft, dem Ersteren den Eidbruch, die gewaltsame Aufhebung der beschwornen Verfassung zur Pflicht machen sollte. Derselbe soll auch, wie allgemein behauptet wurde, die Appellationsgerichte zu einer Conferenz versammelt haben, um sich mit ihnen über die terroristischen Principien zu verständigen, nach welchen erkannt wurde.

Am 2. Mai wurde uns das, unsern Erwartungen entsprechende Urtheil des Ober-Appellationsgerichtes als endgültiges eröffnet. Daß von einer Vollziehung des Todesurtheils keine Rede sei, dafür bürgte der, trotz aller Verirrungen doch zu ehrenhafte Charakter des Königs. Nur durch schwere Kämpfe mit seiner nächsten Umgebung jedoch mochte es ihm möglich geworden sein, wenigstens in dieser Frage seinen Eid aufrecht zu erhalten. Die reaktionäre Presse lechzte nach Blut und schrie ohne Unterlaß: „Noch immer ist kein Haupt gefallen zur Sühne für die beleidigte Majestät!"

Der König hatte zu Anfang des vorigen Jahres, wenn auch nach langem Sträuben, die deutschen Grundrechte unterzeichnet, und gewiß, keine Bestimmung derselben war seinem Herzen so zusagend gewesen, als die Aufhebung der Todesstrafe, die er während meines sechsjährigen Aufenthaltes in Dresden überhaupt nur Ein Mal hatte vollstrecken lassen, was ihm schwer genug gefallen war. Es liegt bei den anerzogenen Anschauungen unserer Fürsten durchaus kein Widerspruch darin, daß ein menschlich-weiches und rechtsliebendes Gemüth, wie es König Friedrich in vollem Maße besaß, dennoch seine Zustimmung einem Verfahren leihen konnte, wie es das des geheimen Kabinets von Anbeginn der Bewegung an gewesen war und dann mit Herrn von Beust offen an das Tageslicht zu treten wagte. Ohne jede denkbare Bemäntelung und Selbsttäuschung aber sein klares Wort zu brechen, und zwar einzig nur, um aus Rachbegier zu morden, dazu vermochten auch die bisher mächtigsten Einwirkungen den König nicht zu bewegen; und dieser Glaube stand auch, trotz alles Vorgefallenen, fest in mir, der ich ihm oft genug in's Auge geschaut und ihn lieben gelernt hatte, wie entschlossen ich auch die von ihm gutgeheißene Politik bekämpfen mußte.

Blieb nun die Vollziehung des wider uns gefällten Todesurtheils außer Rede, so war doch eben dadurch unser Loos nur ein desto unberechenbareres: was wollte man mit uns beginnen? Gerade der Umstand, daß die Regierung, um sich überhaupt eine Verurtheilung zu sichern, die

weitere Rechtsverläugnung nicht gescheut und mit Umgehung der Schwurgerichte den Spruch durch ihre besoldeten Diener hatte fällen lassen, berechtigte zu der Annahme, daß man sich mit diesem ohnehin wenig beneidenswerthen Triumph zufrieden geben und schließlich vielleicht durch eine Verbannung nach Amerika oder Aehnliches, sowohl dem verhöhnten Rechte eine Sühne bieten, als auch sich selbst noch mit dem Preis der Milde schmücken werde. Ich bekenne, diese Erwartung ebenfalls getheilt zu haben; die ganze Niedrigkeit der sächsischen, ja der deutschen Reaktion jener Tage war mir selbst damals noch nicht aufgegangen. In der eben erwähnten Voraussetzung gab ich denn auch nach längerem Widerstreben im letzten Augenblicke noch meine Einwilligung dazu, daß mein Vertheidiger in Gemeinschaft mit den beiden andern, Heubner's und Bakunin's, ein Gnadengesuch an den König einreiche, welches jedoch lediglich dahin gerichtet sein sollte, mir die Auswanderung nach Amerika zu gestatten.

Wie unwürdig auch oft die früheren Ausschreitungen des Absolutismus in Deutschland gewesen waren, sie hatten uns doch nicht auf Das vorbereiten können, was jetzt dies wieder aufathmende Gottesgnadenthum über sich zu gewinnen vermochte. Auch einem Metternich und einem Kaiser Franz war es nie in den Sinn gekommen, sich selbst so tief zu erniedrigen, daß sie ihre politischen Gegner den Zuchthäusern überliefert hätten; der logischen Fortentwickelung, d. i. der größeren Feigheit und dem klaren Schuldbewußtsein der Reaktion des Jahres 1850 war dies vorbehalten geblieben.

Ich läugne daher auch nicht das Erstaunen, welches mich befiel, als mir Anfangs Juni eröffnet wurde, daß der König „im Wege der Gnade“ das nicht vollziehbare Todesurtheil in lebenslängliche Zuchthausstrafe „gemildert“ habe. Bei meiner aufrichtigen Liebe für König Friedrich ganz persönlich, überkam mich ein inniges Bedauern um ihn, zugleich aber auch eine unbegränzte Verachtung für diese gottesgnädliche Flunkerei, die einen schön angelegten Charackter bis zu solcher Verläugnung alles Edleren in ihm gebracht hatte. Die allgemeine Entrüstung über diesen königlichen „Gnadenspruch“ äußerte sich sogar in unserer unmittelbaren Umgebung ganz offen. Eine Menge Soldaten der Besatzung, denen nicht durch den Wachtdienst bei uns Gelegenheit dazu ward, suchten in das Haus und an unsere Thüren zu gelangen, um uns ihre Mitleidenschaft auszusprechen, und das Bewußtsein durfte uns erheben, daß wir für Viele, ja für das ganze sächsische Volk leiden sollten.

Ich harrte meiner Abführung nach Waldheim, die noch nicht bestimmt war, als eines Abends gegen Mitte Juni der Adjutant hereintrat und vor der bestimmten Zeit gebot, das Licht auszulöschen. Ich that es. Eine halbe Stunde später kam er noch einmal und bestand darauf, daß ich mich sogleich zu Bette begeben solle. Er konnte mir nicht deutlicher mittheilen, daß etwas bevorstehe, was man mir geheim halten wollte, und gegen zehn Uhr etwa hörte ich denn auch Bakunin, mit Ketten belastet, in zahlreicher Begleitung an meiner Thür vorübergehen. Schon am nächsten Morgen erfuhr ich von einem auf Wache stehenden Soldaten, daß Bakunin unter starker Bedeckung nach Böhmen gebracht und an Oesterreich ausgeliefert worden sei. Obwohl ich den Königstein erst acht Tage später verließ, scheute sich eine loyale Feder doch nicht, das Märchen in die Welt zu schicken,

ich habe im Zuchthause zu Waldheim mir dadurch Befreiung von der lästigen Arbeit des Wollekrämpelns erkauft, daß ich mich erbot, Enthüllungen über Bakunin zu machen, und durch den Verrath des Ortes, wo ein mit sehr wichtigen Papieren gefüllter Koffer meines Freundes vergraben sei, mir denn auch wirklich jene Erleichterung erworben und ihm die Auslieferung an Oesterreich zugezogen habe. Es war nun allerdings so viel an der Sache wahr, daß ein Bakunin gehöriger Koffer von dem Wirthe, bei dem er zuletzt gewohnt, ausgeliefert worden war, doch hatte derselbe nichts enthalten als Wäsche und sonstige unverfängliche Gegenstände.

Etwa eine Woche später wurde auch ich abgeführt. Der gute Festungsgouverneur, begleitet von dem Commandanten, machte mir einen ceremoniösen Abschiedsbesuch. Nach ihm trat der Gerichtsbote ein, der mit meinem Transport betraut war, legte mir eine zierliche Vorrichtung an, durch welche die eine Hand an den Leib geschlossen wurde; und so verließ ich, ebenfalls ziemlich spät Abends, die Festung, an deren Fuß ein Wagen unser harrte. Wie bei meiner Hinschaffung, setzten sich auch jetzt zwei Unteroffiziere mit Pistolen mir gegenüber und der Gerichtsdiener zur Seite; nur fehlte diesmal die übrige Bedeckung. Meine Begleiter waren sehr artig und sprachen sich ganz offen über die Zustände des Landes aus, bei welcher Gelegenheit namentlich die Unteroffiziere ihren tiefen Unmuth über die gänzlich umgewandelten Verhältnisse bei dem Militär nicht zu verhehlen suchten. Von ihnen erhielt ich zuerst die später oft wiederholte Tröstung: „Sie brauchen nicht zu klagen, denn das ganze Land ist ein großes Zuchthaus geworden.“ Wir fuhren die ganze Nacht hindurch, Dresden auf Außenwegen umgehend. Bei anbrechendem Tage fesselte mich der seit einem Jahre mir fremde freie Blick in die schöne Natur. Wir hatten endlich einen Hügel erstiegen, vor dem sich ein wunderbar schönes Flußthal ausbreitete, in dessen Mitte, von Höhen umschlossen, ein Städtchen lag. Einige größere Gebäulichkeiten vor demselben, von mehreren Thürmen überragt, fielen mir auf und ich frug, wie der Ort heiße. „Das ist Waldheim“, ward mir zur Antwort. Fünf Minuten später hielt der Wagen vor dem Thor des Zuchthauses. Der Gerichtsbote schellte; das Thor wurde geöffnet, und schloß sich wieder hinter mir — auf mehr denn eilf Jahre.

II.

Im Zuchthause.

Schloß Waldheim — das ist noch heute sein officieller Titel — hat der Wandlungen gar manche durchgemacht. Im sechszehnten Jahrhundert als Jagdschloß der Churfürsten von Meißen erbaut, erlitt es die Schicksale so vieler Fürstensitze: es stand eine Zeit lang verlassen, wurde dann zu einer Versorgungsanstalt für Kranke und Arme verwendet, denen man später auch Landstreicher zugesellte, bis es sich endlich in die schwerste Strafanstalt Sachsens verwandelte. Die Erben der Fürsten waren Verbrecher — so vollendete sich der Kreislauf. Wiederholt durch neue Bauten erweitert, bildet das Ganze jetzt einen ziemlich umfangreichen, aber planlosen Häusercomplex, der mehrere Höfe umschließt und an den noch innerhalb der Ringmauer zwei Gärten stoßen. Den schönsten Schmuck des „Schlosses" bildet eine prächtige alte Linde auf dem ersten Hof, vor der freundlichen Kirche. Das Städtchen Waldheim, an der Zschopau liegend, zählt gegen 2000 Einwohner.

Bei unserem Eintritt füllte sich die, auch nach dem Hofe zu durch ein Gitter abgeschlossene Thorhalle rasch mit Soldaten aus dem anstoßenden Wachtlokale, die sich den „Zuwachs" besehen wollten. Nach einigem Harren kam ein Aufseher, ließ das innere Gitterthor öffnen und herrschte mich an: „Hut ab! Dorthin gehst Du, marsch!" Der Züchtling durfte, so lange er noch in bürgerlicher Kleidung war, auch im Freien nicht sein Haupt bedecken. Ebenso auch bei seiner Entlassung, bis er das Thor hinter sich hatte. Ich ging in der angewiesenen Richtung voraus über den Hof in ein Seitengebäude, wo mich der Gerichtsbote einem Oberaufseher überlieferte. Dieser nahm die Papiere in Empfang, trug meinen Namen rc. ein, ließ mich visitiren und ein Verzeichniß meiner Effekten aufsetzen. Der Züchtling durfte Nichts von Werth bei sich behalten, und selbst mein Trauring sollte mir abgenommen werden. Ich bat jedoch den freundlichen Gerichtsboten, ihn meiner Frau zu senden; mit einem warmen Händedruck versprach er mir es, und hat sein Wort gehalten. Nachdem ich hier alles irgend Entbehrlichen entledigt worden, hieß es wieder: „Marsch!" und in derselben Ordnung, nur ohne den zurückbleibenden Gerichtsboten, ging es weiter über den Hof, einem sehr langen, zweistöckigen Gebäude zu, welches die Isolirzellen enthielt. Der Aufseher öffnete eine der Parterrezellen, hieß mich eintreten und schloß die Thür hinter mir. Es war ein düsterer, enger Raum, mit einem kleinen, stark vergitterten Fenster hoch oben, und einer wo möglich noch sparsameren Einrichtung, als die Untersuchungszelle im Justizamte zu Dresden geboten hatte. Nach einiger Zeit ging die Thüre

wieder auf und man reichte mir einen Napf, mit einem dünnen, braunen Mehlbrei gefüllt: es war die Morgensuppe. Zugleich erhielt ich als Tagesration ein oder anderthalb Pfund schwarzes Brod, das zwar seinem Namen vollständig entsprach, zu jener Zeit aber doch kräftig und nicht unschmackhaft war. Bald darauf erschien mit dem Aufseher der Chirurg, vor dem ich mich, behufs genauer Untersuchung, entkleiden mußte. Im Laufe des Vormittags kam noch der Barbier und nahm mir den Bart ab; ihm folgte der Aufseher mit einem Gefangenen, der mir die Haare stutzte, womit meine Toilette für diesen Tag beendet war. Meine Zelle würde nur zwei Mal noch geöffnet, um die Mittagssuppe, aus Erbsen bestehend, und die Abendsuppe, welche eine Wiederholung der Morgensuppe war, herein zu geben. War ich nun auch meinen Gedanken überlassen, so blieb ich doch nicht ungestört. Auf etwa Manneshöhe befand sich in der Thür eine Oeffnung von der Größe einer Karte, durch welche die ganze Zelle zu übersehen war, und fast den ganzen Tag über blitzten mich von dort aus neugierige Augen an.

Niemand erwartet, daß ihm ein Zuchthaus einen angenehmen Eindruck mache, zumal, wenn er es selbst bewohnen soll. Nichtsdestoweniger war mir gleich am ersten Tage so Manches aufgefallen, was nicht unter die Unvermeidlichkeiten eines solchen Ortes gerechnet werden und nur der Absicht entsprungen sein konnte, den Aufenthalt dort so peinigend als möglich zu machen. Sicher ist es keine Nothwendigkeit, den Sträflingen gleich vom ersten Augenblicke an mit verletzender Grobheit zu begegnen, wie dies mir — und zwar in weit milderem Grade als vielen anderen Schicksalsgenossen — widerfuhr. Daß dies weit mehr dem eingeführten Ton, als den einzelnen Persönlichkeiten zugeschrieben werden mußte, zeigte sich bald, denn dieselben Unterbeamten, welche mir in so roher Weise begegnet waren, lernte ich schon nach kurzer Zeit als brave und gefällige Menschen kennen, die sich gern bedeuten und zurechtweisen ließen, wenn auch ohne dauernden Erfolg im Ganzen, denn die Gewohnheit war mächtiger, als die Einsicht.

Am nächsten Morgen wurde ich abgeholt und über den Hof in ein anderes Gebäude gebracht, um eingekleidet zu werden. Die Ceremonie ging in der Badestube, einem gewölbten Raum des alten Hauptgebäudes, in dem sich einige Wannen befanden, vor sich. Ich ebenfalls mußte ein Bad nehmen und dann die bereit liegenden Kleider anziehen. Dieselben bestanden aus einem groben Hemd, ebensolchen Socken, Hose, Weste, Jacke und Käppchen, die letzten vier Stücke aus demselben, horizontal blau und schwarz gestreiften Tuch. Da sämmtliche Stücke nur nach annähernder Berechnung meiner Größe aus der Vorrathskammer entnommen waren, so paßten sie, wie es eben gehen wollte, doch erhielt ich wenigstens neue Kleidungsstücke und wurde damit verschont, die noch halbweg brauchbaren irgend eines Entlassenen tragen zu müssen, was vielen Anderen geschah. Als mir der alte Badewärter, ebenfalls ein Sträfling, die Jacke reichte, seufzte er beim Anblick der zwei rothen horizontalen Streifen auf dem linken Aermel — das Zeichen der lebenslänglichen Verurtheilung. Ich staunte, denn Nichts war mir überraschender, als daß Jemand an die Durchführung des gegen uns gefällten Spruches glauben konnte. In sonderbarstem Widerspruch mit der ganzen Behandlung der Sträflinge stand es, daß mir, als ich angekleidet war, ein großer Mantel mit Kapuze übergehängt wurde, um den aus dem Bade Kommenden vor Erkältung zu

schützen. Diese zarte Sorgfalt — welche jedoch nach einiger Zeit wieder in Wegfall kam — rührte von einem Regierungscommissar her, der im vorigen Jahr die Anstalt inspicirt hatte und gern irgend eine Verbesserung als Andenken seines Besuches hinterlassen wollte. Bademäntel waren das Einzige, was ihm noch zu fehlen schien. So suchte das Gewissen selbst der Wohlmeinendsten unter den leitenden hohen Staatsbeamten sich mit unwesentlichen Nebendingen zu beschäftigen, um das Auge den furchtbaren Mißständen des Ganzen verschließen zu können, die umzugestalten ihnen der Muth fehlte.

Alles was ich mitgebracht, wurde nebst dem Verzeichniß in einen Sack gethan, der dieselbe Nummer trug, die sich auf jedem meiner neuen Kleidungsstücke befand, und zur Aufbewahrung in die Garderobe kam. Ein zweiter ebenfalls nummerirter Sack, bildete meinen Koffer oder Schrank, in ihn hatte ich die weiteren mir übergebenen Effekten zu packen: eine Sommerhose von grobem blau gestreiften Zwillich — dessen in Menge eingewebte Restchen von Hanfstengel mich jedoch bei dem ersten Versuch, dies Kleidungsstück zu tragen, blutig rissen und fernerhin davon abstehen ließen — ein anderes Paar Socken, ein zweites, etwa einen Quadratfuß großes Taschentuch von der Festigkeit eines Brettes, sowie Bürste, Kamm und Seife, womit allen Bedürfnissen vorgesehen war.

Bis zu dieser Umwandlung meines Aeußeren war ich „Zuwachs" gewesen, von jetzt an hieß ich „91". Mit meinem Sack in der Hand, und den Bademantel um mich geschlagen, wurde ich wieder in die Expedition, die ich gleich nach meinem Eintritt kennen gelernt, gebracht, wo der Oberaufseher meinen Anzug musterte, mir statt der zu engen Halsbinde eine etwas weitere gab und ein Paar passende Schuhe aussuchen ließ, wogegen die Pantoffeln, welche ich in der Badestube erhalten hatte, als zu meiner Ausrüstung gehörig, in den Sack kamen. Nunmehr vollkommen in den vorschriftsmäßigen „Züchtling" umgewandelt, sollte ich dem Direktor vorgestellt werden.

„Hauptmann" Christ, wie er sich mit Vorliebe nennen ließ, bekleidete die Stelle des Direktors dieser Anstalt schon längere Jahre, und war mir bereits früher als Wütherich der schlimmsten Art geschildert worden. Es überraschte mich daher nicht wenig, daß er mich in beinahe väterlicher Weise empfing, zumal gerade ich von Seiten eines alten rohen Offiziers am wenigsten Milde glaubte erwarten zu dürfen. Er hielt mir eine kurze, freundliche Anrede und theilte mir mit, daß ich sowohl zur Vorsicht, als auch aus Schonung, nicht in eine der großen Werkstätten gebracht, sondern isolirt werden solle. Hierauf ließ er mir von dem Oberaufseher die „Hausgesetze" vorlesen. Die Einleitung derselben belehrte den Gefangenen, daß er, in diese Anstalt getreten, seine bürgerliche Stellung verloren und keinen eignen Willen mehr habe. Das besonders stark hervorgehobene Gebot der Schweigsamkeit wurde mir später einmal sogar dahin erläutert, daß der Gefangene auch einen Aufseher oder sonstigen Beamten nicht anreden dürfe, sondern die Erlaubniß zum Sprechen erst durch Zeichen zu erwirken habe. Lachen, worunter auch Lächeln verstanden wurde —, sich umsehen in den Speise- und Arbeitssälen oder auf dem Hofe, zog Strafe nach sich. Streng verboten ferner war die Kaupelei, womit der in Gefängnissen sehr stark betriebene Tauschhandel mit kleinen Gegenständen bezeichnet wurde. Seltsam war es, daß Stehlen, sowohl

nach den Hausgesetzen, wie in der Praxis, eine weit mildere Beurtheilung fand, als Schenken, welches Letztere stets einer harten Strafe gewärtig sein durfte. Fluchtversuche waren mit 90 Stockhieben bedroht. Nachdem ich so weit eingeweiht war in die Bedingungen meiner neuen Lebenslage, entließ mich Hauptmann Christ mit einer wohlwollenden Ermahnung, mich in das Unabwendbare zu fügen und mir keine Unannehmlichkeiten zuzuziehen. Ich mußte den Herrn Direktor in ganz besonders glücklicher Laune getroffen haben, denn viele meiner Schicksalsgenossen empfing er mit den brutalsten Beschimpfungen, die sich in einzelnen Fällen sogar zu Thätlichkeiten steigerten.

Der Aufseher führte mich nun wieder in das lange Gebäude zurück, in dessen zweitem Stockwerk der Direktor mir eine der geräumigsten und freundlichsten Zellen bestimmt hatte. Ehe mich der Aufseher verließ, unterrichtete er mich noch über die Hausordnung. Um dreiviertel fünf Uhr gab eine große Glocke das Zeichen zum Aufstehen. Um fünf Uhr wurde „ausgespeist", d. h. die Morgensuppe verabreicht; zu ihrem Empfang hatte man den Schemel mit der Schüssel darauf an der Thüre bereit zu halten. Der Aufseher schloß die Zellen der Reihe nach auf, ihm folgte ein Gefangenwärter mit dem goßen Blechgefäß, aus dem er mittelst eines blechernen Maßlöffels die Suppe schöpfte, und ein zweiter Wärter, beide selbst Züchtlinge, füllte aus einer Holzkanne den ebenfalls bereitstehenden Krug mit Wasser. Nachdem er gefrühstückt, hatte der Gefangene seine Zelle zu reinigen und sich an die Arbeit zu begeben. Um eilf Uhr wurde in gleicher Weise das von einem Pfund Brod begleitete Mittagsessen ausgegeben. Im Laufe des Nachmittags ging der Aufseher mit einem Wärter, der Salz und Wasser trug, den Gang entlang, und wer dies oder jenes bedurfte und den Ruf: „Wasser!" vernommen hatte, klopfte an seine Thür. Um acht Uhr schloß die Abendsuppe den Tag und um neun Uhr hatten wir uns zu Bett zu legen. Täglich, wenn es das Wetter erlaubte, gingen die Isolirten eine halbe bis drei viertel Stunde auf dem Hofe spazieren, und zwar in größeren Zwischenräumen Einer hinter dem Anderen, während zugleich in einiger Entfernung von einander Militärwachen ausgestellt waren. Schon die nächsten Tage brachten hierin eine Veränderung, indem den Zellengefangenen die Vergünstigung wurde, im Garten die freie Luft zu genießen, während später Hauptmann von Bünau es einführte, daß auch die Anderen auf den Höfen sich ergehen konnten.

So weit belehrt, ward ich wieder meinen Gedanken überlassen. Ich besichtigte zunächst meine Wohnung. Das alte Gebäude, ursprünglich zu ganz anderen Zwecken bestimmt, hatte erst vor nicht langer Zeit seine jetzige Einrichtung erhalten. Im ersten und zweiten Stockwerk lagen, sämmtlich nach dem Hofe zu, die Wohnzellen, ebener Erde befanden sich die gewölbten Strafzellen, gemeiniglich die Katakomben genannt. Nichts klang mir Anfangs befremdlicher, als daß man, bereits im Gefängniß, und zwar als Isolirter, noch in „Arrest" kommen könne. Die oberen Zellen, seither wenig benutzt, schienen für die erwarteten Maigefangenen neu hergerichtet worden zu sein, denn die frische Oelfarbe des Holzes war kaum trocken. Das Fenster, früher von gewöhnlicher Größe, jetzt aber bis zur Hälfte zugemauert, bestand aus einem einzigen, zum Herunterschlagen eingerichteten Flügel mit neun kleinen Scheiben. Als ich es, der Hitze und des Geruchs der Oelfarbe wegen öffnen wollte, fand ich es verschlossen, und nur die

oberste mittlere Scheibe ließ sich, besonders eingerahmt, so weit nach Außen öffnen, daß etwa ein fingerbreiter Spalt der Luft Einlaß gewährte. Die gegenüberstehende Thür hatte, wie in der untern Zelle, in Mannshöhe ein Spähloch, das von Außen mit einer Klappe verdeckt war, außerdem aber noch ganz unten eine Oeffnung von der Größe dieses Blattes, mit einem Schieber versehen, der vermuthlich in Verbindung mit der kleinen beweglichen Scheibe zur Ventilation dienen sollte. An der einen Seite des neu geweißten Zimmerchens stand der niedere, grün angestrichene Bettkasten, einen festgestopften Strohsack, ein eben solches Kopfkissen, beides weiß überzogen, und eine auf der untern Seite ebenfalls mit einem Leintuch versehene wollene Decke enthaltend. Der Bettkasten wurde des Tages über, sowohl um Raum zu gewinnen, als auch um den Gefangenen zu verhindern, sich außer der Zeit niederzulegen, gegen die Wand in die Höhe gestellt. Ein kleiner Tisch, auf dem sich Schüssel und Krug befanden, sowie ein Schemel ohne Lehne, und ein Kleiderrechen vervollständigten die Einrichtung, zu der nebst dem Ofen noch eine andere Vorkehrung gerechnet werden mochte, die hier jedoch in etwas erträglicherer Form sich darstellte, als in den meisten anderen Gefängnissen, welche ich seit einem Jahre durchwandert hatte.

Auch den bescheidensten Ansprüchen blieb hier doch noch manches zu wünschen, vor allen Dingen frische Luft; und ich ging eben mit mir zu Rathe, ob ich nicht Gebrauch machen sollte von dem Glockenzug — dessen Benutzung, wie der Aufseher mich verwarnt hatte, jedoch nur in dringenden Fällen gestattet sei, sonst aber streng bestraft werde —, als er selbst zurückkehrte, gefolgt von dem Wärter, der ein Spinnrad trug und vor mich hinstellte. Bisher hatte ich diesen großmütterlichen Hausrath nur auf dem Theater zu Gesicht bekommen und ich frug erstaunt, was mir das solle? „Das schickt Dir der Herr Direktor, damit Du eine Beschäftigung hast," lautete die Antwort des Aufsehers. Ich glaubte, mir eine zusagendere selbst machen zu können, und bat um Feder und Papier, da ich dem Herrn Direktor schreiben wolle. Der Aufseher starrte mich an, als ob er an meinem gesunden Verstand irre geworden, allein gerade das Unerhörte meiner Forderung schien ihn gewissermaßen zu interessiren, und er frug ganz erstaunt: „Ja, was willst du denn dem Herrn Direktor schreiben?" Ich wies auf das verschlossene Fenster. „Das wird alle Tage eine halbe Stunde lang geöffnet, und das Luftloch in der Thür ist auch noch da, damit es durchziehen kann; da hast Du doch Luft genug." Ich versicherte, daß meine Lungen sehr viel Luft verzehrten und überdem noch eine große Vorliebe für reine Luft hätten. „Na, da mußt Du Dich bei dem Herrn Doktor melden, vielleicht, daß der etwas thut," erwiderte der Aufseher, über solche hier ganz ungewohnte Bedürfnisse den Kopf schüttelnd. Den Doktor wolle er benachrichtigen, was aber das Schreiben an den Direktor anlange, so müsse er doch bei diesem erst selbst anfragen. Nach einigen Stunden brachte er mir Schreibmaterial, vor sich hinbrummend: „das ist noch nicht dagewesen!" Ich bat den Direktor zunächst, mir statt des Spinnens, wenn dies nicht etwa von Seiten der Regierung angeordnet sei, die jedenfalls lohnendere literarische Arbeit zu gestatten, ferner zu erlauben, daß ich mir selbst einen größeren Tisch und einen Stuhl mit Lehne anschaffen dürfe. Hauptmann Christ kam selbst, um mit mir darüber zu sprechen. Die Arbeit bestimme Jedem nur er, und wenn ich durch die

Feder etwas zu verdienen wisse, sei er gern bereit, mich so beschäftigen zu lassen; nur müsse entweder Vorausbezahlung oder die sichere Bestellung eines Buchhändlers beigebracht werden. Die Gewährung der anderen Wünsche müsse von dem Resultat meiner nach jener Seite hin vorzunehmenden Schritte abhängig bleiben. An dem ersten Arzt, Dr. N., lernte ich einen recht freundlichen, wohlwollenden Mann kennen, wie sich denn meist in solchen Anstalten die Aerzte vor allen andern Beamten durch Humanität und Vorurtheilslosigkeit auszeichnen. Meine Beschwerde wegen des verschlossenen Fensters zu heben, stand nicht in seiner Macht, doch erwirkte er von dem Direktor zunächst, daß es wenigstens zwei Stunden hindurch geöffnet blieb, die sich mit der Zeit über den ganzen Tag ausdehnten, bis man endlich auf erneutes Andringen meinerseits einsah, daß auch während der Nacht das Geschlossenhalten des auf den Hof gehenden, mit starken Eisengittern versehenen Fensters keinen vernünftigen Zweck habe. Jede solche Verbesserung kam denn auch gleich allen Mitgefangenen zu Gute, da keine Ausnahmen gemacht wurden. Wir sprachen noch Einiges über die Kost und die ganze Lebensweise in der Anstalt, bei welcher Gelegenheit er mit befremdender Offenheit bemerkte, daß „natürlich“ der Unterleib unabwendbar leiden müsse und nach einigen Jahren auch die beste Verdauung vollständig zu Grunde gerichtet sei. Ich staunte damals noch, wie ein menschenfreundlicher Arzt dies wissen könne, ohne Himmel und Erde aufzubieten gegen ein derartiges langsames Hinmorden, lernte aber mit der Zeit den entmuthigenden, einschläfernden Einfluß kennen, den solche feststehenden Verhältnisse auch auf die vom besten Willen beseelten, neu eintretenden Beamten ausüben. Empört über Das, was sich ihren Augen darbietet, suchen die lebhafteren Temperamente sofort unmittelbar bei dem Direktor selbst eine Aenderung zu erwirken und wenden sich, hier abgewiesen, an das Ministerium mit Vorstellungen, deren einziger und günstigster Erfolg eine Zurechtweisung dahin ist, sich nur um i h r e Aufgabe zu kümmern, während in ernsteren Fällen rasch eine ungnädige Entfernung erfolgt, die aber doch wenigstens sie selbst davor bewahrt zu Mitschuldigen Dessen zu werden, was hier an Gott und der Menschheit gefrevelt wird. Diesem letzteren Loose verfallen beinahe ohne Ausnahme Diejenigen, die, von gleich guten Absichten erfüllt, vermeinen, durch ein überlegteres Vorgehen allmälig den nöthigen Einfluß zu gewinnen, um die gewünschten Verbesserungen durchsetzen zu können. Mit jedem Tage lernen sie mehr die Schwierigkeiten erkennen, die sich jeder gründlichen Reform entgegenstemmen; sie sehen bald ein, daß die Schuld weit weniger an einzelnen Persönlichkeiten, als an der ganzen Organisation, ja an der allgemeinen Auffassung des Verhältnisses zwischen dem Verbrecher und der Gesellschaft liegt. Die Aufgabe erweitert sich ins Riesige, und immer noch die Gelegenheit abwartend, ihren aufgeklärteren Ansichten Eingang zu verschaffen, sind sie mit der Zeit selbst der Macht der Gewohnheit so unbemerkt erlegen, daß sie eines schönen Tages sich ihre Schwäche eingestehen und mit einer Art von Erleichterung den früher beabsichtigten Kampf aufgeben. Von dieser Stunde an hat das „System“ gerade an ihnen die eifrigsten Verfechter, denn jeder Sieg, den ein Anderer über dasselbe erränge, wäre ein Vorwurf gegen ihren eigenen Mangel an Entschlossenheit und Ausdauer. Was i h n e n mißlang, d a r f keinem Anderen gelingen — wie sollten sie im Gegenfall sich selbst noch achten können? Ohne sich dessen klar bewußt zu sein, vermehren sie daher

selbst die Schwierigkeiten und werden so die Stützen eben jener Abscheulichkeiten, die sie Anfangs so tief empört hatten und deren Abstellung ihr eigenes aufrichtiges Bestreben gewesen war. — Solche Umwandlungen zu beobachten ward mir gar manche Gelegenheit, und sie haben mich stets mit tiefster Trauer, aber auch mit der Ueberzeugung erfüllt, daß von Seiten der Leiter und Beamten unserer Strafanstalten nie eine, der fortgeschrittenen Bildung und Humanität entsprechende Reform derselben ausgehen wird. In diese Finsterniß muß das Licht von Außen hineingetragen werden.

Es währte mehrere Tage, ehe ich von meinen Freunden in Dresden, an die ich wegen literarischer Beschäftigung geschrieben hatte, Antwort erhielt, und da unterdessen das Spinnrad ruhen durfte, hatte ich Muße, von meinem Fenster aus Beobachtungen anzustellen, was jedoch große Vorsicht erheischte, denn es war den Gefangenen streng untersagt, sich am Fenster erblicken zu lassen.

Zu jener Zeit befanden sich in der Strafanstalt zu Waldheim neben den männlichen und weiblichen Züchtlingen auch die Correktionäre beiderlei Geschlechts, sowie die „Selectaner", eine Anzahl junger Knaben und Mädchen, die sich irgend eines Vergehens oder Verbrechens schuldig gemacht hatten, ihrer Jugend wegen aber nicht der ganzen Strenge des Gesetzes nach bestraft werden konnten. Die Tracht der Letzteren war blau, die der Correctionäre braun. In der Lebensweise und Behandlung dieser verschiedenen Gefangenen fand keinerlei Unterschied statt, doch blieben sie einigermaßen gesondert von einander. Die männlichen Correctionäre mit den männlichen Selectanern bewohnten ein eigenes Haus, nur die wenigen Isolirten dieser Art wurden in dem Zellengebäude untergebracht. Die Abtheilung für weibliche Gefangene war durch eine Mauer abgetrennt.

Man hatte seit Längerem die Leitung dieser, wie auch der anderen sächsischen Strafanstalten nur Offizieren übertragen; die Unterbeamten, namentlich die Aufseher, waren mit wenigen Ausnahmen ebenfalls aus dem Militär entnommen, und so trug denn das Ganze einen streng militärischen Zuschnitt, der sich auch in allen Bezeichnungen aussprach. Die verschiedenen Abtheilungen der Anstalt hießen „Visitationen"; der Direktor empfing „Rapport" und hielt „Paraden" ab; man ging nicht, sondern man „rückte" aus und ein; man „faßte" das Brod, die Wäsche ꝛc., und man „marschirte" in die Kirche. Derselbe Ton hatte sich auch in der weiblichen Abtheilung eingebürgert, und zwar um so leichter, als mehrere der Aufseherinnen Frauen von Aufsehern und demnach schon von früher an das militärische Wesen gewöhnt waren.

In den verschiedenen Visitationen wurden mannigfache Arbeiten betrieben, doch herrschte in dieser Beziehung noch sehr viel Unverstand. Die Einführung der Arbeit in den Strafanstalten sollte ursprünglich nur die Gefangenen beschäftigen, zugleich aber auch ihnen zur Verschärfung der Strafe dienen. Man hatte daher absichtlich blos die niedrigsten, schwersten Arbeiten ausgewählt, als Spinnen, Wolleschlagen und Krämpeln u. dgl. m., und es galt geradezu für zweckwidrig und verwerflich, den Sträflingen zu gestatten, daß sie in einer ihren Fähigkeiten angemessenen Weise sich beschäftigten. Es sollte Strafarbeit sein, und durfte eben deshalb ihnen selbst keine Befriedigung gewähren. Ihren klassischen Ausdruck fand diese Auffassung in der, bis zur Stunde noch von sonst sehr verständigen und wohlmeinenden Männern gepriesenen englischen Tretmühle, welche den Bestraften auch

noch durch das Bewußtsein der gänzlichen Fruchtlosigkeit seiner Anstrengung peinigen soll. Nicht gereiftere Einsicht, sondern lediglich ökonomische Rücksicht hatten in Waldheim dies „System“ bereits einigermaßen erschüttert. Die meisten der dort betriebenen Arbeiten waren durch die Fortschritte der Technik bereits so unproduktiv gemacht, daß selbst die äußerste Härte dem Sträfling kaum so viel abzuringen vermochte, daß nur etwa die Hälfte seiner kümmerlichen Nahrung dadurch gedeckt worden wäre. Der Ausfall in den Erträgnissen bewog endlich dazu, hie und da Ausnahmen von dem Prinzip zu machen und lohnendere Arbeiten zuzulassen. Gegen diese Versuche hatte sich aber sogleich weithin eine sehr geräuschvolle Opposition erhoben. Die Handwerker klagten über die Concurrenz, welche ihnen durch die Züchtlinge drohe, und die in volkswirthschaftlichen Fragen sehr unbewanderten Behörden ließen sich einschüchtern. Die alten Militärs an der Spitze der Strafanstalt waren aus anderen Gründen gegen die Einführung besserer Arbeiten. In erster Linie wollten sie überhaupt keine Neuerungen, welche die hergebrachte Routine mehr oder weniger bedrohen mußten. Dann fürchteten sie für ihre Autorität, wenn der Sträfling Fähigkeiten und Kenntnisse bethätigen durfte, die ihnen selbst mangelten, wenn er Arbeiten verfertigte, die sie nicht verstanden, nicht beurtheilen konnten. Er stieg dadurch nicht nur in seiner eigenen Selbstschätzung, sondern ganz unwillkürlich auch in ihrer Achtung, und das alte gewohnte Verhältniß des absoluten Gebieters gegenüber dem rechtlosen Knecht, war zerstört. An die Gefangenen selbst, an ihr Interesse, dachte bei dem ganzen Streite Niemand. Daß es vor Allem Pflicht sei, sie nicht auch noch jener Fertigkeiten zu berauben, oder ihnen deren beizubringen, durch welche sie nach ihrer Entlassung ihr Fortkommen finden konnten, blieb gänzlich unbeachtet, wie denn sie überhaupt nie in Rechnung kamen und stets nur das gleichgültige Material bildeten, mit dem man beliebig experimentirte.

In Waldheim erfreuten sich bis zu meinem Eintritt Spinnrad, Wollekrämpeln und Handweberei noch des eifrigsten Cultus; daneben wurde für die Anstalt geschustert, geschneidert, getischlert, gemauert und was eben sonst noch vorkam. Unter den späteren Directionen griff nach dieser Seite hin allmälig eine Umwandlung Platz, die jene unfruchtbaren Beschäftigungen ziemlich vollständig beseitigte und die individuelle Fähigkeit mehr zur Geltung kommen ließ.

Die Forschungen und Experimente der Amerikaner und Engländer über das Gefängnißwesen waren bis dahin an Waldheim ziemlich spurlos vorübergegangen. Es huldigte keinem der viel gepriesenen wie getadelten neueren Systeme, und zwar nicht wegen ihrer Mängel, sondern ganz einfach nur aus Unwissenheit und Gleichgültigkeit. Man trieb es eben heute wie gestern und dachte, es werde auch morgen noch so gehen. Nichtsdestoweniger aber hatten auch hier Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit schon seit Langem zu manchen der später in ein System gebrachten Aushülfsmittel gegriffen, um sich die Aufgabe zu erleichtern. Das Schweigen vor Allem galt als der feste Grundpfeiler, auf dem die ganze Ordnung und Sicherheit der Anstalt beruhe. Die Lächerlichkeit dieses Gebotes unter den obwaltenden Verhältnissen — der Barbarei desselben gar nicht zu gedenken — konnte schwer übertroffen werden. In jedem der großen Arbeitssäle befanden sich durchschnittlich sechszig bis achtzig Gefangene unter Obhut von zwei Aufsehern, deren Einer überdies sehr oft anderwärts zu thun

hatte. An eine scharfe Aufsicht war daher nicht zu denken; die Mittheilungen konnten bei nur einiger Vorsicht den ganzen Saal ungehindert durchlaufen, und wenn der Aufseher zufällig Einen auf der That ertappte, so wurde dieser zwar barbarisch bestraft, ohne daß jedoch die Uebrigen sich dadurch abschrecken ließen, denn der Trieb der Geselligkeit war stärker als die Furcht. Des Nachts aber fiel auch die Nothwendigkeit der Vorsicht noch hinweg, denn mehrere Hunderte von Gefangenen waren da ohne jede Aufsicht in den Schlafsälen bei einander und mochten sprechen, was sie wollten, wenn sie nur nicht so laut wurden, daß die Schildwache auf dem Gang vor der Thüre es hören mußte. Wie man namentlich diesem letzteren Umstande gegenüber jenes Gebot noch beibehalten konnte, wäre völlig unbegreiflich gewesen, wenn es nicht die Empfehlung eines sehr wirksamen Peinigungsmittels für sich gehabt hätte.

Aber auch die verhältnißmäßig geringe Zahl der Isolirten fand trotz der Absperrung noch Gelegenheit zum Verkehr unter sich und sogar nach auswärts. Zur Unterhaltung mit Nachbarn rechts und links diente das bekannte Klopfen an der Wand, dessen einfachste und zeitraubende Methode — nach welcher 1 Schlag = a, 2 = b, 3 = c u. s. f. bedeutete — unter Vertrauteren schnell vervollkommnet ward. Auf diesem Wege durchliefen wichtige Nachrichten oder Aufträge die ganze Zellenreihe, sofern nicht ein Aengstlicher oder Verdächtiger die Kette unterbrach. Bei dem jedesmaligen Aus- und Einrücken, sei es zum Spazierengehen oder Kirchenbesuch, sowie in der Kirche selbst und in den ersten Jahren auf dem Spaziergang im Garten, wo nicht so streng auf das Einhalten größerer Zwischenräume gesehen wurde, konnte man leicht ein paar Worte wechseln und einander etwas zustecken. Oft auch fanden sich Gefangenwärter und Andere bereit, Aufträge dieser Art zu übernehmen, und wie oft ich auch von solchen Dienstanerbietungen Gebrauch gemacht, so hatte ich doch nie mein Vertrauen zu bereuen.

Die eigene Erfahrung von der gänzlichen Vergeblichkeit dieses Schweiggebotes und zugleich von seiner verderblichen Wirkung, bewog mich zu wiederholten Malen, bei den verschiedenen Direktoren schriftlich wie mündlich Vorstellungen dagegen zu machen. Ich erbot mich, zum Beweis der Erfolglosigkeit all' der vielen und schweren Strafen, die zur Erzwingung einer gänzlichen Selbstisolirung verhängt wurden, von meiner Zelle aus binnen wenig Tagen jede beliebige Mittheilung oder ein Zettelchen irgend einem, nur mit einer Nummer mir bezeichneten Gefangenen, in gleichviel welcher Abtheilung, zukommen zu lassen, und hatte auch bis zur letzten Stunde meines Dortseins volle Gelegenheit dazu. Es war jedoch schlechthin unmöglich, die träge Gewohnheit zu überwinden. So wurde denn fort und fort Schweigen geboten, dennoch gesprochen, und unablässig geprügelt.

Ein erschöpfendes Bild der Behandlung zu liefern, welche den Insassen dieser Anstalt widerfuhr, ist wohl Niemand im Stande, da kein Einzelner, ob Beamter oder Gefangener, je Kenntniß von allen Vorgängen erlangen konnte. Das herrschende Prinzip war die Willkühr, und zwar ganz absichtlich, in der festen Ueberzeugung ihrer unbedingten Nothwendigkeit. Der Sträfling durfte nie, unter keiner Bedingung, gegen einen Beamten Recht behalten. Das gestand man denn auch ganz offen zu und entschuldigte es damit, daß andernfalls die Aufrechthaltung der Disciplin schlechterdings unmöglich sei. Leider mußte man bei unbefangener Beurtheilung sowohl

der sächsischen Criminaljustiz, wie der ganzen Einrichtung dieser Strafanstalt zugestehen, daß jenes Vorgeben wirklich nicht ganz ohne Grund sei.

Mag immerhin die Rechtspflege auch in anderen Theilen unseres Gesammtvaterlandes auf keiner höheren Stufe gestanden haben, als in Sachsen, dem Mittelpunkt der deutschen Intelligenz, so konnten doch die Unbegreiflichkeiten, welche die dortigen Gerichte zu Tage förderten, unmöglich irgendwo übertroffen werden. Welcher schlichte Menschenverstand wird je Urtheile begreifen können, wie folgende, die ich einer von mir selbst aus den Acten gezogenen Blumenlese entnehme:

Wegen Diebstahl:

2 Jahre, 5 Monate, **29** Tage;

2 Jahre weniger 3 Wochen und **6** Tage;

1 Jahr und **1** Tag;

6 Jahre, 1 Monat weniger 171 Tage;

3 Jahre, 1 Monat und **1** Tag.

Wegen Brandstiftung:

20 Jahre und **2** Tage;

15 Jahre und **2** Tage;

19 Jahre, 14 Tage weniger 3 Monate.

Zwei Schuhmachermeister wurden wegen Diebstahl, Parthiererei und Widersetzung verurtheilt, der eine zu 3 Jahre und **12** Tage, der andere zu 3 Jahre und **15** Tage. — Ein Tagelöhner verbüßte verschiedene Kartoffel- und Strohdiebstähle mit 21 Jahre und 6 Monate Zuchthausstrafe. — Einst wurden vom Kreisamte zu Meißen drei Männer wegen Jagdexceß und gefährlicher Diebstähle in das Zuchthaus eingeliefert. Ihr Urtheil hatte gelautet: „Bis zur Unschuldsausführung." In zweiter Instanz jedoch war dies Urtheil dahin gemildert worden, daß, im Falle sie ihre Unschuld nicht auszuführen vermögen, der eine nicht über 24 Jahre und 4 Monate, der zweite nicht über 20 Jahre und der dritte nicht über 15 Jahre detinirt werden sollten.

Diese Verurtheilungen „bis zum Nachweis der Unschuld" hatten überhaupt über viele Verlegenheiten der Gerichte hinweghelfen müssen, und ich habe mehrere Gefangene kennen gelernt, die infolge eines solchen Urtheils bereits 20 und 30 Jahre im Zuchthause verbracht hatten, wo selbstverständlich auch dem Reinsten, sofern ihm nicht thätige Freunde zur Seite standen, jede Möglichkeit entzogen war, seine Unschuld nachzuweisen: denn Alles stand gegen ihn, sämmtliche Behörden hatten das gleiche Interesse, einen solchen Beweis, der sie selbst blosstellen mußte, zu verhindern.

Nicht selten war es auch, daß die verschiedenen Gerichte des Landes in ein und demselben Falle ganz abweichend erkannt hatten. So kam es vor, daß Leute, die dasselbe Verbrechen zu verschiedenen Malen begangen hatten, in dem einen Kreis etwa mit 4 Jahre, in dem andern mit 12 Jahre Zuchthaus bedacht wurden, je nachdem dieses Appellationsgericht darin nur ein fortgesetztes Verbrechen, jenes eine Reihe stets erneuter Verbrechen erblickt hatte.

Ja es kam vor, daß Leute, die nach einem älteren Gesetze wegen irgend eines Vergehens zu langwieriger Kerkerhaft verurtheilt waren, auch dann noch jene Strafe verbüßen mußten, nachdem das Gesetz bereits längst einem weit milderen Platz gemacht hatte. So kannte ich z. B. einen Mann, der, vor acht oder zehn Jahren wegen eines Drohbriefes zu 12 Jahre

Zuchthaus verurtheilt, immer noch da war, obwohl bereits seit einigen Jahren, infolge einer Abänderung des Gesetzes, jenes Vergehen mit höchstens einem Jahr einfachen Gefängnisses bestraft wurde.

Dies nur einige wenige Beispiele Dessen, was man in Sachsen „Gerechtigkeitspflege" nannte. Es wird denselben zu entnehmen sein, welches Maß von innerer Empörung in jener Strafanstalt durch Gewalt niederzuhalten und wie consequent nur die Aufstellung des Grundsatzes war, daß der Sträfling unter keinen Umständen Recht behalten dürfe.

Begreiflicher Weise war mit diesem Prinzip der Gefangene ganz der Willkühr eines jeden Beamten nicht nur, sondern auch eines jeden Soldaten, der zufällig in seiner Nähe auf Posten stand oder auch die Aufsicht führte, schutzlos preisgegeben. Die bloße Anzeige irgend einer Uebertretung genügte, um sofort eine verhältnißmäßige Strafe zu erwirken; die kurze Untersuchung, d. h. die Befragung des Sträflings und seiner etwaigen Zeugen ward nur der Form wegen angestellt, denn wie in den Südstaaten Nordamerika's die Sklaven nicht gegen die Weißen zeugen konnten, so galt auch hier das Wort des Gefangenen nichts gegen das des Beamten oder Soldaten, und mochten ihrer auch noch so Viele seiner Behauptung ihren Eid entgegenzustellen bereit sein. „Dem Sträfling darf nie geglaubt werden," galt als oberste Regel, und in ihr wie in der steten, wohlbegründeten Sorge, daß die sämmtlichen Insassen dieser Anstalt in einer geheimen Verschwörung gegen ihre Peiniger verbunden seien, sprach sich ganz unwillkürlich das Bewußtsein des fortgesetzten Frevels aus, der hier unter dem Namen der Gerechtigkeit an der Menschheit begangen wurde.

Welche Zustände unter solchen Verhältnissen in der Zucht- und Strafanstalt zu Waldheim geherrscht haben mögen, wird sich Jeder selbst ausmalen können, der einige Kenntniß des menschlichen Wesens besitzt und in sich selbst fühlt, bis wohin es auszuarten fähig ist, wenn es, ungehemmt durch Bildung oder Furcht, seinen Launen und Leidenschaften frei den Zügel schießen lassen kann. Statt vieler andern Beispiele möge das folgende genügen. Ein Weber aus der Lausitz, Wende von Geburt, der mich seiner Intellienz und Charakterstärke, sowie seines, trotz aller Verschlagenheit, doch weichen Herzens wegen interessirte, hatte eines Tages mit einem anderen Gefangenen unter Aufsicht eines Soldaten im Garten eine Arbeit zu verrichten. Der Soldat zeigte Beide an, sich heimlich etwas zugeflüstert zu haben; sie läugneten; allein obschon kein Zeuge für die Behauptung des Soldaten zugegen war, wurden sie dennoch Jeder zu vierzig Stockhieben verurtheilt. Aehnliches ereignete sich zahllose Male, und man kann sich vorstellen, welchen Gebrauch die jungen, übermüthigen Soldaten von ihrer absoluten Gewalt über die Gefangenen machten. Ja die Soldaten, oft die rohesten, dummsten Bauerjungen, hatten sogar in gewisser Art den Vorrang über die Aufseher, trotzdem diese sämmtlich Unteroffiziere gewesen waren. Der Grund hierfür lag in dem allgemeinen Mißtrauen der Verwaltung, das sich keineswegs blos auf die Gefangenen beschränkte, sondern Alle verfolgte, welche mit ihnen in nähere Berührung kamen; ein Mißtrauen, welches sich mit dem Eintritt der politischen Gefangenen noch wesentlich verschärfte. Die Soldaten standen den Sträflingen ferner, und schienen deshalb zuverlässiger. Auch war es Politik, zwischen den verschiedenen Klassen von Wächtern eine Spaltung aufrecht zu erhalten; wie denn überhaupt beinahe sämmtliche Beamte in offener oder stiller Fehde mit einander lebten. Von

der Stellung der Aufseher gegenüber den Soldaten möge folgendes Beispiel eine Vorstellung geben. Ein Gefangener der ersten Klasse, der sich nie einen Verweis zugezogen, sollte irgend etwas im Garten arbeiten, und sein Aufseher führte ihn dahin. Indem der Letztere das Pförtchen schloß, welches vom Hofe in den Garten führt, bemerkte er zu dem Gefangenen: „Da sieh mal, wie die Wachen die Thüre beschmiert haben," worauf dieser meinte: „Nu, sie haben ja sonst nichts zu thun." Diese Aeußerung hörte ein von ihnen unbemerkt gebliebener Soldat, und brachte sie zur Anzeige. Der Aufseher erhielt einen derben Verweis, der Gefangene bekam 20 Tage hartes Lager — ohne Bett auf den bloßen Dielen —, Kostentziehung, Lohnverminderung, und wurde in die zweite Klasse versetzt, die ihn nach seiner Freilassung der *polizeilichen Aufsicht* unterwarf und sein weiteres Fortkommen unendlich erschweren, wenn nicht ganz und gar vereiteln mochte, wie dies in hundert und tausend Fällen geschah.

Wenn das Vorstehende schon einige Einblicke in die Behandlung der Gefangenen zu Waldheim gewährte, so gehört es doch hierher, die Anstalt etwas näher zu charakterisiren, in welcher die Verbrecher des Culturstaates Sachsen auf den Weg des Rechtes zurückgeführt werden sollten und die Vertheidiger der Reichsverfassung für ihren Frevel büßen mußten.

Im Eingang des Isolirgebäudes, dessen untere Zellen zur Verbüßung der Disciplinarstrafen dienten, hing längere Zeit eine große Tafel, auf welcher sämmtliche Strafen verzeichnet waren. Man hatte deren nicht weniger als *dreizehn* erfunden und in stetem Gebrauch. Die Liste begann mit der „Kostentziehung", und lautete dann weiter: einfacher Arrest, enger Arrest, Dunkel-Arrest, hartes Lager, Krankenkost dritter Klasse, Springer, Krummschließen, Klotztragen, Latten-Arrest, Ruthenstreiche, Stockhiebe, Kantschuhiebe. Dies Verzeichniß bedarf einer Erläuterung. Die Kostentziehung bestand einfach darin, daß der Bestrafte statt der warmen Speisen täglich ein Pfund Brod mit Wasser erhielt; diese leichteste Strafe war zugleich die stete Begleiterin aller anderen, mit Ausnahme nur der „Krankenkost dritter Klasse", unter welcher harmlosen Bezeichnung sechs Loth Semmel täglich in warmem Wasser, auf dem einige Fettaugen schwammen, verstanden wurden. Diese sechs Loth Semmel bekam der Bestrafte in drei Abtheilungen, Morgens, Mittags und Abends, jedesmal zwei Loth. Die Wirkung einer vierwöchentlichen Kur dieser Art war im günstigsten Falle ein jahrelang währender Heißhunger, Vielen jedoch ward sie zur Todesstrafe. *Einfacher* Arrest — sehr selten — bestand nur in Isolirung nebst Kostentziehung. Bei dem *engen* Arrest wurde der Bestrafte außerdem noch in einen schmalen Käfig gesteckt, der ihm nur zu stehen erlaubte; und der Dunkel-Arrest fügte, wie sein Name schon besagt, zu dem engen Arrest auch noch die gänzliche Verfinsterung der Zelle. Zur Verbüßung des Latten-Arrestes hat man eigene Zellen sehr kunstvoll hergerichtet. Sowohl der Boden, als die Wände derselben waren mit so ∧∧∧ geformten Latten aus hartem Holze bedeckt. Der zu dieser Strafe Verurtheilte mußte auch noch ein eigenes dünnes Gewand ohne Ledersohlen anziehen, damit, wo er immer stehen oder sich anlehnen mochte, die scharfen Kanten leichter einschneiden konnten. Ich persönlich habe diese Strafe nicht kennen gelernt; ein junger, vom besten Willen beseelter Geistlicher jedoch hatte gleich nach seinem Amtsantritt in seiner gewöhnlichen Kleidung einen kurzen Versuch gemacht, und versicherte mich dann, daß er es nicht eine Viertelstunde ausgehalten haben würde. Es sind

mir zehntägige Verurtheilungen zu dieser Strafe bekannt, die übrigens auch gegen weibliche Gefangene verhängt wurde. Noch erinnere ich mich lebhaft, wie eine solcher Art Bestrafte wieder in die Frauenabtheilung zurückgebracht wurde. Sie vermochte kaum zu gehen und der furchtbare Schmerz machte sie auf dem ganzen Weg über den Hof laut weinen. Zum Krummschließen diente, im Gegensatz zum engen Arrest, ein niederer Käfig. Der Mann wurde erst derart gefesselt, daß seine rechte Hand an seinem linken Fuße lag, und dann, um jede Bewegung zu verhindern, in den niedern Käfig gesperrt. Mehrere dieser Strafen, wie enger Arrest, Dunkel-Arrest, Latten-Arrest und Krummschließen, wurden jedoch nur zwölf Stunden des Tages fortgeführt und nach jedesmal zwei Tagen auf vierundzwanzig Stunden unterbrochen. Das „Klotztragen" bestand darin, daß der Bestrafte mittelst einer längeren Kette einen Holzklotz von verschiedener Schwere an den Fuß befestigt erhielt, den er, sobald er gehen wollte, im Arme tragen mußte. Diese Strafe ward, namentlich unter dem späteren Director Heink, sehr häufig über die weiblichen Gefangenen verhängt. Der „Springer" endlich war eine Kette, die beide Füße verband und Dem, der sie tragen mußte, nur kurze Schritte oder Sprünge zu machen erlaubte. Einer meiner Freunde sollte die nähere Bekanntschaft dieses „Springers" in einer Weise machen, daß er noch heute die Spuren davon trägt. Ruthen-, Stock- und Kantschuhiebe erklären sich von selbst. Die ersteren wurden namentlich häufig den Frauen zugesprochen; da jedoch stets ein Aufseher die Exekution vollstreckte, so war verordnet, daß die zu Bestrafende stets leichte Beinkleider dabei tragen solle, was jedoch, wie mir ein solcher Aufseher selbst sagte, keineswegs oft beachtet wurde, denn „was sollen Ruthenhiebe durch eine Hose ausrichten?" Welchen maßlosen Gebrauch man von den körperlichen Züchtigungen machte, möge daraus entnommen werden, daß — während z. B. im Jahre 1857 in sämmtlichen englischen Strafanstalten bei einem Bestand von 19,100 Gefangenen nur 237 Männer mit Hieben bestraft wurden, es aber seit Menschengedenken Niemand beigekommen war, ein Weib schlagen zu lassen — in dieser einen Strafanstalt Sachsen's, bei einem durchschnittlichen Bestand von 800 bis 1000 Gefangenen, die Zahl der jährlich ausgetheilten Ruthen- und Stockhiebe zwischen 20,000 und 25,000 zu betragen pflegte, und von 100 bis 150 Frauen in der Regel 60 bis 70 diese Strafart theilten. Es gab Zeiten während meines Dortseins, wo der sog. Schimmel, auf dem die zu Hieben Verurtheilten geschnallt wurden, den ganzen Tag über nicht leer stand und die mit den Exekutionen beauftragten Aufseher, wozu man stets die kräftigsten nahm, des Abends klagten, daß sie sich wie gerädert fühlten.

Ein guter Theil dieser Brutalität kam indessen auf Rechnung des, unter König Johann noch verschärften Strafgesetzes, nach welchem jeder Rückfällige bei seiner Einlieferung zum „Willkomm" 60 Stock- oder, — wenn es ein Weib war — Ruthenhiebe erhielt. Ja es kam vor, daß ein Mann, der bereits nach seiner Ankunft mit diesen 60 Hieben bewillkommnet worden war, einige Zeit später, als eine weitere über ihn noch schwebende Untersuchung entschieden wurde, auch für diese zweite Verurtheilung weitere 60 Hiebe zu erdulden hatte.

Zu so schweren Exekutionen wurden in der Regel drei der stärksten Aufseher beordert, und so erschöpften denn der Reihe nach jedesmal drei Männer ihre Kraft in der Peinigung eines Einzelnen. Auf die Schwere

der Hiebe hatte sehr oft die persönliche Ansicht der betreffenden Aufseher über die Schuld des Bestraften wesentlichen Einfluß. So erinnere ich mich des Falles eines ausgezeichneten Kalligraphen, der nach Verbüßung seiner ersten Zuchthausstrafe wegen Banknotenfälschung, eine recht gute Stelle erhalten, in dieser aber verschiedene Betrügereien verübt hatte, die ihn zum zweiten Mal in diese Anstalt brachten. Als Rückfälligen erwarteten ihn 60 Stockhiebe, welchen jedoch die Empörung der Aufseher über seinen grenzenlosen Leichtsinn das Gewicht von mehreren Hunderten zu geben verstand. Sie zerschlugen ihn mit solcher Wuth, daß er mit völlig schwarz unterlaufenem Körper lange Zeit hindurch in der Krankenstube liegen mußte.

Der Direktor war alleiniger Richter, und völlig unbeschränkt in der Strafzumessung. Er konnte auf die unbedeutendste Beschuldigung hin beliebig die schwerste Strafe verhängen. Eine Berufung gab es nicht. Erst später, als Direktor Heink diese Befugniß gar zu sehr mißbrauchte, soll bestimmt worden sein, daß er, ohne weiter anzufragen, sechzig Stockhiebe auf Einmal nicht übersteigen dürfe. Eine solche Bestimmung wurde jedoch leicht illusorisch gemacht dadurch, daß man denselben Mann desto öfter prügeln ließ, wie denn auch eines Tages ein Züchtling, der in einem Zwischenraum von einer Woche bereits zweimal sechzig Stockhiebe erduldet hatte, zum Empfang der dritten Sechzig, die ihm von Heinke diktirt worden waren, von einem Wärter in die Strafkammer g e t r a g e n werden mußte, da er nach den erlittenen Martern gänzlich unfähig war zu gehen. Das früher den Aufsehern zugestandene Recht, nach eigenem Ermessen drei Hiebe auszutheilen, war ihnen von 1848 an eine zeitlang entzogen worden; später jedoch erschien der Kantschu wieder und ich selbst hörte manchmal seine dumpfen, schweren Schläge in Nachbarzellen erschallen. In den letzten Jahren meines Aufenthaltes dort ruhte er jedoch, ob infolge eines Befehls, oder der höheren Bildung und Humanität unseres Visitationsaufsehers, ist mir unbekannt.

Auf die allgemeine Behandlung der Gefangenen noch des Weiteren einzugehen, dürfte nach dem Gesagten wohl überflüssig erscheinen: sie mußte der völligen Rechtlosigkeit, mit welcher diese Menschen der Willkühr preisgegeben waren, entsprechen, ja sollte ihnen diese Rechtlosigkeit stets noch recht lebendig vor Augen halten. Da nun die gewöhnlichen Züchtlinge selbst mit wenigen Ausnahmen den untersten Volksschichten angehörten und auch die Aufseher sich in der Regel keiner besonderen Bildung rühmen konnten, so herrschte in dieser Anstalt ein Ton, von dem man sich ohne persönliche Erfahrung wohl nicht leicht eine Vorstellung machen kann. Die überhaupt fast unlösbare Schwierigkeit des Verhältnisses zwischen Bestraften und Unbestraften, welche Letztere die Ersteren — meist um Nichts Schlechteren — beaufsichtigen und auf den Weg Rechtens zurückführen sollten, löste man einfach dadurch, daß man den „Verbrechern" die bodenlose Kluft zwischen ihnen und den „Unbescholtenen" durch eine möglichst rohe und verachtungsvolle Begegnung fühlbar zu machen suchte. Alle Anordnungen zielten dahin, und die barbarische Härte der oft mit empörender Leichtfertigkeit verhängten Strafen konnte ebenfalls nur dazu dienen, in den wenig erleuchteten Köpfen der Unterbeamten die Ueberzeugung noch mehr zu befestigen, daß der Sträf-

ling seines ganzen Menschenthums verlustig sei, in Wahrheit noch unter dem, wenigstens durch Polizeigesetze noch in Etwas geschützten Thiere stehe, und somit zum Spielball jeder Laune dienen mußte. Daß bei solcher Begünstigung aller Bosheit und Grausamkeit der Beamten nicht ungleich mehr Abscheulichkeiten noch vorkamen, als wirklich der Fall war, dient zum leuchtenden Zeugniß für den unvertilgbar guten Kern in des Menschen Brust, dessen vollständigere Unterdrückung gerade den höher gebildeten Beamten, aus dem bereits angegebenen Grunde noch am leichtesten gelang. Die Aufseher waren meist roh und hart, noch mehr durch die schwere Verantwortlichkeit, die auf ihnen lastete, und die oftmaligen Reizungen, denen sie von Seiten böswilliger Gefangener ausgesetzt waren; dennoch verläugneten sie die Menschlichkeit nie in dem Grade und mit so empörender Kälte, wie manche ihrer Vorgesetzten, während bei ihnen noch am meisten Theilnahme, Schonung und natürliches Rechtsgefühl zu finden war. Wenn bei alledem sie durch ihre steten Anzeigen von wirklichen oder vermutheten Uebertretungen doch immer die eigentlichen Gelegenheitsmacher der meisten Scheußlichkeiten waren, die vorkamen, so ist dies — abgesehen von der wirklichen Rohheit und Verbitterung sehr Vieler von ihnen — doch zumeist den Gefahren und Schwierigkeiten ihrer Lage zuzuschreiben. In ihrer Hand lag die ganze Sicherheit der Anstalt; die Nachsicht, welche sie dem Einen angedeihen ließen, mochte der Zweite schon als ein Recht beanspruchen, während die Unterlassung einer Anzeige, wenn dieselbe dann von anderer Seite geschah, sie eines Einverständnisses mit den Gefangenen verdächtig machte und empfindlicher Strafe, vielleicht der Dienstentlassung aussetzte. Zu alledem gesellte sich noch das stete Mißtrauen, welches sämmtliche Beamte gegen die Gefangenen ohne Unterschied erfüllte. Nie konnten sie des Gefühles sich entledigen, daß sie von lauter Feinden umringt seien, die aus jeder Schwäche den möglichsten Gewinn zu ziehen suchten. Und gerade in dieser nie ruhenden Sorge offenbarte sich ihr tief innerstes Bewußtsein von der Verwerflichkeit der ganzen Institution, welcher sie dienten. Wenn auch unverstanden, mahnte doch ihr Gewissen, daß sie sündigten, indem sie ihre Kräfte der Menschenpeinigung liehen, und vergebens suchten sie diese Stimme durch den Vorhalt der „Dienstpflicht" und verdoppelten Eifer in Erfüllung derselben zu betäuben: frühzeitig aufreibende Angst und Sorge, steter Mißmuth und wachsender Ueberdruß an ihrem Amte, in Wahrheit aber Unzufriedenheit mit sich selbst, daß sie sich dazu hergaben, verbitterten als Strafe ihre Tage. Gewiß: kein Gefangener ersehnte brünstiger die Stunde seiner Erlösung, als der Aufseher selbst, der mit dazu beitrug, Jenem diesen Aufenthalt zur Hölle zu machen.

Unvergleichlich schwerer als auf den armen Aufsehern, lastete jedoch die moralische Verantwortlichkeit für das Ganze auf den höheren Beamten, zumal auf dem obersten Leiter, und es wäre geradezu unbegreiflich, wie heutzutage noch Menschen, die auf Bildung Anspruch machen, sich der Aufrechthaltung ebenso brutaler als frevelhafter Verhältnisse widmen können, wenn nicht jeder Tag neue Beispiele dafür lieferte, mit welchem Erfolg unser heutiges Staatswesen auf die sittliche Entmannung hinwirkt. Nicht Einmal, wohl Hundertmal und öfter entrang ich verschiedenen Oberbeamten, ja dem Direktor Heink selbst, das Bekenntniß der unbedingten Verwerflichkeit und Zweckwidrigkeit der ganzen Zustände dieser Anstalt. Wenn jene Männer nun aber trotzdem nur ein bedauerndes Achselzucken dafür hatten,

nicht aber die Kraft in sich fanden hinzutreten und mit der öffentlichen Bloßlegung all' der Scheußlichkeiten, deren Zeugen und Vollbringer sie sein mußten, zugleich ihr Amt niederzulegen, so möge doch Keiner deshalb zu streng über sie denken. Unsere socialen und politischen Verhältnisse haben den Deutschen so sehr der freien Selbstbestimmung und, namentlich den Beamten, alles Vertrauens in die eigene Kraft beraubt, daß die ungeheuere Mehrzahl der Letzteren nichts Verzweifelteres zu denken vermag, als die Vorstellung, außerhalb der Staatsversorgung und nur auf sich selbst beschränkt, den Kampf um die Existenz zu bestehen. Das „Amt und Brod" zähmt auch gar stolze Geister, und wie Viele spannt nicht schon ein Bändchen oder ein Kreuzlein in's Joch! Nicht jene Persönlichkeiten sollen diese Blätter an den Pranger stellen — sie waren wohl ebenso gut als irgend Andere, und wenn nicht, so lohnte es schwerlich der Mühe, sie an's Licht zu ziehen — nein: die schwere Schuld des Staates und seiner Lenker, die Schuld der ganzen Gesellschaft, die solches in ihrem Namen geschehen läßt, soll diese Schilderung darlegen. Wir Alle tragen die Verantwortung für die Frevel, welche in unseren Staatsgefängnissen wider die Menschheit verübt werden; wir Alle sind Mitschuldige durch unsere stumpfe Gleichgültigkeit gegen Das, was neben uns und von uns unterstützt vorgeht, und wir Alle büßen dafür durch die allgemeine Unsicherheit, wie durch die enormen materiellen Opfer, welche wir noch der Forterhaltung solcher Abscheulichkeiten bringen müssen.

Aus sich selbst werden diese Anstalten sich nie reformiren, ebenso wenig von Oben herab zum Besseren geführt werden, so lange unsere staatlichen Zustände dieselben bleiben; nur der Aufschrei und die nachhaltige Forderung der öffentlichen Stimme kann eine durchgreifende Umgestaltung derselben erzwingen. Die öffentliche Stimme aber, das ist die Stimme eines Jeden, unser Aller, und Alle wie Jeder haben wir die Pflicht, sie zu erheben.

Die Wirkung der in Kürze geschilderten Zustände auf die Sträflinge war eine ihrem Werthe durchaus entsprechende. Von seltenem Glück konnte Der sagen, der nicht weit schlechter die Anstalt verließ, als er sie betreten hatte. Durch sie gebessert, wurde sicher Keiner. „Das ist auch gar nicht die Absicht", versicherte mich eines Tages Direktor Heink: „die Besserung ist Aufgabe der Correctionsanstalt; das Zuchthaus bezweckt nur die Zucht". Was er hierbei gedacht haben mag, blieb mir ein Räthsel; immerhin aber hatte ich wenigstens die Beruhigung, daß man sich nicht mit eiteln Erwartungen trug. Ganz abgesehen von dem Widersinn unseres Strafgesetzes, welches dem Menschen 10, 20, ja 30 Jahre der Gesellschaft vollständig entzieht, dennoch aber von ihm verlangt, daß er sich nach seiner Rückkehr in dieselbe ihr als ein nützliches Glied einfüge, schien die Strafanstalt Waldheim, wie so viele andere eigens darauf angelegt, aus Menschen Teufel oder Blödsinnige zu machen. Alle bösen Leidenschaften wurden nach Möglichkeit aufgestachelt, keine gute konnte sich entfalten und kräftigen. Das Herz, der Charakter bedarf ebenso der Uebung, wie der Kopf oder die Hand; in Ermangelung derselben schwindet die Kraft und Fähigkeit, dort wie hier. In unsern Strafanstalten ist nun aber das

ganze Gemüthsleben völlig brach gelegt und die Existenz noch am erträglichsten, wenn es gelingt, gar Nichts mehr zu fühlen — bleibt man in solchen Fällen doch wenigstens verschont von der Qual einer ohnmächtigen Empörung über die Vorgänge rings umher! Auf diese totale Abstumpfung zielte denn auch die ganze Behandlung der Gefangenen in Waldheim ab. So bemerkte mir einst ein Mitgefangener, der in einem der großen Arbeitssäle lebte: „Sie sollten nur einige Tage in so einer Faktur zubringen, denn ohne es selbst gesehen zu haben, hält man es für unmöglich, daß es so weit mit dem Menschen kommen könne.“ Ich meinte, die beständige Peinigung und Härte möge wohl viel Grimm und Rachsucht erzeugt haben, doch er entgegnete: „O nein, dergleichen kommt nur ausnahmsweise vor und überrascht dann sogar, weil es so selten ist. Im Allgemeinen sind sie zu gar nichts mehr fähig, weder zur Bosheit noch zum Zorne, weder zum Haß noch zur Freundschaft. Sie sind völlig kindisch, an Leib und Seele zu nichte gemacht.“ Wie kann es auch anders sein, wenn dem Menschen durch Jahre hindurch das Wollen schlechthin verwehrt, geradezu unmöglich gemacht ist; wenn er steter Zeuge oder selbst das Opfer der empörendsten Grausamkeit und Ungerechtigkeit sein muß, ohne auch nur eine Miene verziehen zu dürfen; wenn er ganz und gar zu einem Mechanismus ohne eigene Triebkraft und Selbstbestimmung gemacht wird; wenn Geist und Herz gleichmäßig ohne Anregung bleiben, völlig zu Tode gehungert werden? Der höchste Grad dieser systematischen Entmenschung ist denn auch mit einem dem Zuchthause ausschließlich angehörigen Kunstausdruck beehrt, und „niedergeführt“ heißt Derjenige, in dem sich endlich nichts Menschliches mehr regt, der nur noch ein, dem unmittelbaren Anstoß gehorchendes Gliederwerk von Knochen und Muskeln ist — der höchste Triumph der „Zucht“ des Direktor Heink. So traf ich z. B. einen jungen Soldaten in Waldheim, der während der Maitage auf die Seite des Volkes übergetreten war. Heiter, gutmüthig und unbedacht, von wenig Geisteskraft noch Bildung, doch ohne eine Spur von Falsch, mochte er oftmals wohl Gelegenheit zu Anzeigen wegen kleiner Uebertretungen gegeben haben, und wurde durch fortgesetzte barbarische Mißhandlungen beinahe völlig stumpfsinnig gemacht. „Ich kann's gar nicht mehr glauben,“ klagte er eines Tages in seiner Verzweiflung dem katholischen Geistlichen, „daß ein Gott lebt, daß ich ein Mensch und das Kind von einem Vater und einer Mutter bin!“ Acht Jahre hatten den blühenden Zwanziger zum Greis umgewandelt. Eines Tages, beim Spazierengehen auf dem Hofe, wankte ein aus den unteren Zellen kommender junger Mensch vor mir her. Halb einem Irren, halb einem Trunkenen gleich, blickte er ängstlich um sich, zitternd bald nach rechts, bald nach links zurückschreckend, zuweilen auch, wenn ein lautes Wort erscholl, mit einem halb unterdrückten Schrei einige Schritte fliehend. Erstaunt und empört über diesen Anblick, frug ich den Aufseher, was dieser Geisteskranke hier solle? „O der ist nicht verrückt“, lautete die Antwort, „er ist nur niedergeführt durch die vielen Prügel, denn er kann das Mausen nicht lassen.“ Der Unglückliche litt an der „Kleptomanie“, wie man in England die gar nicht so seltene Leidenschaft des Stehlens um des bloßen Stehlens willen nennt, — vielleicht die unüberwindlichste aller angeborenen Abirrungen, ein partieller Wahnsinn. Und durch Hiebe und sonstige Martern sollte der Arme von seiner Krankheit geheilt werden! Ist es schon traurig genug, daß unsere Gerichte zwischen dem wirklichen, bewußten und absichtlichen Diebstahl

aus freiem Entschluß, und dieser Manie, deren willenloser Knecht der Mensch ist, nicht zu unterscheiden wissen, so bietet sich doch in der Strafanstalt selbst die beste Gelegenheit, über einen solchen Fall schnell in's Klare zu kommen, — denn der Dieb aus Leidenschaft stiehlt meist Alles und Jedes, ohne Hinblick auf einen daraus zu ziehenden Nutzen — und nur die sträflichste Gleichgültigkeit oder eben so streng zu beurtheilende Unwissenheit, kann eine solche Erscheinung mit gewöhnlicher Dieberei verwechseln. Schon die Erfolglosigkeit der Strafen in einer solchen Anstalt, wo doch wahrlich die Versuchung so schwach, als die Gelegenheit selten ist, müßte jeden nur halbweg Denkenden zu der Einsicht führen, daß er sich hier einem Ausnahmsfall gegenüber befindet, der anders beurtheilt sein will. Allein Wem käme es wohl bei, sich wegen eines Züchtlings der Mühe des Denkens zu unterziehen? Weit kürzer ja, man diktirt ihm für jede Uebertretung so und so viel Hiebe — geht er drauf, was liegt daran? Das war der gang und gäbe Grundsatz, allerdings wohl geeignet, das Verfahren sehr zu vereinfachen.

Dieses „Niederführen" war die eine und allgemeinere Wirkung der im Zuchthause zu Waldheim befolgten Methode, die andere, seltenere war: eine gränzenlose Verbitterung, ein Haß gegen die Gesellschaft, gegen die Menschheit, dem nur, gleich Nero, die Macht fehlte, um das ganze Geschlecht auszurotten. Zwei Formen nahm diese Richtung an: bei den kräftigeren und edleren Charakteren den keckſten Trotz, bei den feigeren und boshafteren, die Heuchelei. Zur letzteren griffen durchweg die professionellen Spitzbuben. Diese waren überhaupt die musterhaftesten Züchtlinge und wurden stets mit den besten Zeugnissen entlassen, um binnen nicht langer Frist wiederzukehren und sich abermals ein Vertrauenszeugniß zu erwirken, welches ihnen draußen freie Bewegung sicherte. So sagte mir einst ein alter Aufseher, auf eine ausgeprägte Schelmenphysiognomie zeigend: „Ich weiß, daß der Kerl ein Schurke ist vom Scheitel bis zur Zehe, allein wie scharf ich ihm auch aufpasse, ich kann ihn dennoch nicht erwischen, die Canaille ist zu schlau und wartet, bis sie wieder draußen ist."

Auf's Tiefste ergreifend waren solche Vorkommnisse, wo ein tüchtig angelegter Charakter, den irgend ein, in seinen ersten Motiven vielleicht sogar edler Fehltritt hierher geführt, sich allmählich sinken fühlte und nun mit wahrer Verzweiflung nach Rettung aus dem moralischen Abgrund rief, der ihn zu verschlingen drohte. Nicht allzu selten waren solche Fälle, und aus diesen Männern wurden denn auch in der Regel Selbstmörder oder Carl Moor's — freilich nur nach der Statur unserer Zeit. So lernte ich einen Züchtling kennen, der bereits zum vierten Male diese Anstalt betreten hatte und trotzdem eines seltenen Vertrauens sich erfreute. Kurz vorher hatte er bei einem Feuer im Städtchen, wobei die Spritzen der Anstalt, von Gefangenen bedient, verwendet worden waren, den kühnsten Muth in der Rettung von Menschen und Eigenthum bewährt, und eine schwere Verletzung davongetragen. Ich hatte schon früher durch die Aufseher sein Lob vernommen, und traf ihn eines Tages im Bade. Meine freundliche Annäherung rührte ihn und auf meine Frage, wie er, ein so tüchtiger und zu Gutem bestimmter Mann, bereits zum vierten Male diese Kleidung tragen könne, erwiderte er zähneknirschend und zugleich mühsam die Thränen zurückhaltend: „Hier kann man ja nicht besser werden! Zuerst behandeln sie einen wie ein wildes Thier; dann fürchten sie sich vor einem wie vor einem

wilden Thiere, und zuletzt wird man zum wilden Thier und zerreißt, was man kann!"

Viele Hunderte, wahrlich um Nichts schlechter als die meisten von Denen, die im Bewußtsein ihrer gesetzlichen Unbescholtenheit mit Verachtung auf den „Verbrecher" herabsehen, hat diese eine Strafanstalt in dieser oder jener Weise „niedergeführt". Einen allgemeinen Ueberblick über die Resultate derselben mögen folgende authentische Zahlen liefern. In dem Jahrzehnt von 1851 bis 1861 wurden — ohne die politischen Gefangenen — 2066 Männer in das Zuchthaus zu Waldheim eingeliefert. Davon waren früher schon in irgend einer Weise bestraft gewesen 1436, also ungefähr 70 Procent. Noch schlimmer gestaltet sich das Verhältniß in Bezug auf Waldheim selbst, wenn man das Jahr 1860, über welches mir allein genaue officielle Angaben vorliegen, als Maßstab nehmen darf. Es wurden in diesem Jahre aus dem Zuchthause entlassen: 220 Männer; frühere Züchtlinge aber wieder in verschiedene Strafanstalten eingeliefert: 191, also nicht weniger als 87 Procent!

Keines weiteren Nachweises aber bedarf der Satz, daß die Rückfälligkeit stets im Verhältniß steht zu der Behandlung, welche den Sträflingen geworden, und daß jene den sichersten Maßstab für den Werth dieser bietet. Je humaner, gerechter und verständiger die Behandlung, um so größer die Aussicht auf Besserung. In solcher Weise hat Capitän Crofton durch sein in Irland eingeführtes mildes System die Zahl der Rückfälle auf 9 Procent vermindert, während Waldheim vielleicht von allen existirenden Strafanstalten das schlimmste Verhältniß aufweist und die seiner Zucht Uebergebenen positiv verschlechtert, wie aus obigen Zahlen hervorgeht: nur 70 Procent Derjenigen, die es von 1851 bis 1861 aufnahm, waren früher schon bestraft gewesen, aber 87 Procent von Denen, die es entlassen, fanden wieder ihren Weg in irgend eine Strafanstalt!

Nach solchen Ergebnissen dürfte eine Verläumdung des dort in Anwendung gebrachten Verfahrens kaum mehr innerhalb der Möglichkeit liegen.

Man könnte aus dem Vorstehenden vielleicht schließen, daß es in Waldheim an jeder höheren Controle von Seiten der Regierung, sowie an jeder Repräsentirung des zur Milde und Menschlichkeit mahnenden Christenthums gefehlt haben müsse; das wäre indessen falsch: Beides war da, nur mußte es unter den obwaltenden Verhältnissen ohne jeden merklichen Einfluß bleiben.

In der Regel kam alle halbe Jahr ein Regierungscommissär — meist der mit dem Strafwesen betraute Geh. Regierungsrath v. Zahn — zur Inspection. Seine Besuche waren vorher bekannt und Alles wurde darauf eingerichtet, ihm die beste Vorstellung von dem Ganzen beizubringen. An der rein äußerlichen Ordnung fehlte es ohnedies nie und flüchtige Besucher mochten wohl stets mit dem Eindruck fortgehen, daß im Ganzen recht gut für die Sträflinge gesorgt und ihre Existenz keineswegs die schlechteste sei. Selbst wenn man ihnen die Peinigungszellen erschloß und sie die in den engen und niederen Käfigen, sowie die auf scharfkantigen Latten Büßenden sahen, starrten sie dieselben meist nur an, wie die wilden Thiere in einer Menagerie und setzten voraus, daß irgend ein haarsträubendes Verbrechen

sie in diese Lage gebracht haben mußte. Ueberhaupt zieht der Begriff des bestraften Verbrechens eine so tiefe Scheidewand, daß die den Gerichten Verfallenen in der unklaren Vorstellung der Anderen mit dem Menschen eigentlich nur noch den Namen gemein haben und ihnen als eine ganz andere Gattung von Wesen erscheinen. Von diesem allgemeinen Stolz auf den glänzenden Lackfirniß der Unbescholtenheit mochten wohl die höheren Regierungsbeamten umso weniger frei sein, als sie ja ganz besonders den Staat repräsentirten, der dem Sträfling den Stempel der Schmach aufdrückte, und jener Auffassung des Verhältnisses bedurften, um Das, was so oft schon seitens der Gerichte und nun vollends erst in den Strafanstalten gegen die Menschheit gefrevelt wurde, vor sich selbst zu rechtfertigen.

Wie weit der Regierungsrath von Zahn — der mir im Allgemeinen als eifrig, rechtsliebend und wohlwollend geschildert wurde — trotzdem auch diesem Vorurtheil unterlag und so jedes Vertrauen der Sträflinge von vorn herein abschnitt, ist mir unbekannt, denn ich habe ihn nie gesprochen; aber auch im entgegengesetzten Falle wären alle seine Bemühungen, volle Klarheit über die Vorgänge in dieser Anstalt zu erlangen, vergeblich gewesen. Allerdings wurden jedesmal sämmtliche Gefangene, die dem Herrn Regierungsrath irgend etwas vorzubringen hätten, aufgefordert, sich zu melden; an diese Aufforderung knüpfte sich aber auch stets zugleich die Warnung, denselben nicht mit Läppereien oder Ungehörigkeiten zu belästigen, ansonst Strafe zu gewärtigen sei. Dieser Warnung bedurfte es jedoch bei den Erfahreneren gar nicht, um sie abzuhalten, eine Klage oder Beschwerde über ihnen gewordenes Unrecht auszusprechen; wußten sie doch, daß gerade, wenn es ihnen gelang, Gerechtigkeit zu erlangen, sie nur um so härter zu büßen haben würden. Es müßte eigens zugegangen sein, wenn ein solcher Unbedachter nicht wenigstens jede Woche irgend einen, nach der Hausordnung ganz unanfechtbaren Vorwand zur Bestrafung geboten und binnen wenigen Monaten schon als ein solches Scheusal in den Büchern figurirt hätte, daß der Regierungscommissär bei seinem nächsten Besuche selbst beschämt gewesen wäre, derart von einem Gauner überlistet worden zu sein. Das wußten die Aelteren gar wohl, und sie warnten die Neulinge. In Folge dessen wurde denn auch der Regierungscommissär meist nur um Dinge angegangen, welche der Director als über seiner Competenz liegend bezeichnet und in Betreff deren er selbst die Bittsteller an diese höhere Instanz verwiesen hatte. Durch die Sträflinge erlangte also der Commissär keinen näheren Einblick in die Verwaltung der Anstalt, auch dann nicht, wenn er selbst darnach forschte, denn die Angst vor den Folgen schloß Allen den Mund. Das Gleiche war der Fall bei den Unterbeamten, die sämmtlich von der Gunst ihrer Vorgesetzten abhingen und wohl wußten, daß, möge ihre etwaige Enthüllung auch noch so sehr im Interesse der Anstalt und des Staates befunden werden, schließlich dennoch sie die Opfer sein würden; denn der Büreaukratismus ist unversönlich gegen jede Verletzung der hierarchischen Unterordnung und vergibt nie das Auftreten eines niederen Beamten gegen einen höheren — und zwar einfach, weil die Richter selbst höhere Beamte sind. Die Aufseher waren denn auch überzeugt, daß selbst wenn in der angeregten Sache ihnen Recht werden sollte, sie dennoch fortan schwarz angeschrieben sein würden und auf keine Begünstigung ferner hoffen durften. Darum schwiegen sie — und thaten wenigstens klug daran.

War solcher Art die Regierungscontrolle eine rein illusorische, so stand es doch wo möglich noch schlimmer um den Einfluß des Christenthums vermittelst der *Geistlichen*.

Mit seltenen Ausnahmen ist den Geistlichen heutzutage ihr Amt nicht viel mehr als eine *Versorgung*, wie denn auch schon längst die Theologie zu den „Brodwissenschaften" zählt. Es mag vielleicht im Allgemeinen in dieser Beziehung zu keiner Zeit viel besser gewesen sein, allein der Glaubenslosigkeit und dem unkirchlichen Sinn unserer Tage gegenüber erweist sich jene nicht wohl in Abrede zu stellende Thatsache doppelt nachtheilig; denn jedem Geistlichen, besonders aber dem orthodoxen, tritt von vornherein der Verdacht entgegen, daß er selbst in Wahrheit nicht glaube, was er bekennt. Dieser Mangel an Vertrauen lähmt den Erfolg auch der wohlmeinendsten Seelsorger gerade da am meisten, wo sie noch am segensreichsten wirken könnten: in den Strafanstalten. Nichts fällt schwerer, als den Sträfling zu überreden, der Anstalts-Geistliche meine es ehrlich mit dem Evangelium, denn sofort entgegnet er: „Wie kann der Mann solchen Falls noch hier bleiben?" Und hierauf läßt sich in der That selten eine befriedigende Antwort finden. Indem der Geistliche sich zum *Beamten* der Anstalt machen läßt, wird er nothwendig zum Diener und Verfechter des herrschenden Systems und übernimmt damit die moralische Verantwortlichkeit für Alles, was unter seinen Augen geschieht. Selbst dem Rohesten und Verworfensten aber bleibt die Religion doch immerhinn ein Inbegriff alles Guten, der Wahrheit, der Liebe, der Gerechtigkeit, und ob er selbst auch nur selten sie befolge, fühlt er sich doch im Innersten empört, wenn die feile Heuchelei ihren Namen mißbraucht zum Deckmantel gerade des Entgegengesetzten. Keine schärfere und zugleich betrübendere Kritik der Geistlichkeit ist wohl zu ersinnen, als diese: daß selbst die schlechtesten, ehrlosesten Subjekte des Zuchthauses dem *Geistlichen* gegenüber noch ein gewisses Selbstgefühl der *Rechtschaffenheit* in sich finden konnten und ihre tiefinnerste Verachtung für den ganzen Stand kaum da verhehlten, wo es ihnen voraussichtlich schweren Nachtheil bringen mußte. So erinnere ich mich eines oftmals bestraften alten, fast blinden Professionsdiebes, der, einige Tage nach seiner Einlieferung befragt, ob er nicht einen der Geistlichen sprechen wolle, mit einer nicht wiederzugebenden Betonung und Geberde erwiederte: „Was, die Schwarzkittel? Sind meine Freunde nicht! Danke bestens!" Welche Erfahrungen mochte dieser vielerfahrene Mann nicht schon an ihnen gemacht haben! — Es war nicht etwa ein Einzelner nur, es waren die sämmtlichen Stammgäste des Zuchthauses, die durch seinen Mund sprachen — und die Neulinge lernten denn auch bald sich zu gleicher Ansicht bekennen.

Das größte Hinderniß einer wohlthätigen Wirksamkeit der Geistlichen in solchen Anstalten liegt wohl darin, daß sie ganz und gar den übrigen Beamten eingereiht und ebenso abhängig von der Gunst ihrer Vorgesetzten sind, wie diese. Was unsere Universitätstheologie — die ja bereits seit längerer Zeit nur eine *formell* orthodoxe ist — noch an freiem Urtheil und warmem Gefühl in ihnen unverkümmert gelassen hatte, das lähmt in solcher Lage die Sorge um „Amt und Brod". Bis wohin aber diese leidige Sorge Männer zu bringen vermag, die ohne Liebe und Glauben einen Beruf ergreifen, den nur eine wahrhafte Begeisterung nicht zur unwürdigsten Lüge werden läßt, das ward mir oft genug in geradezu empörender, zuweilen aber doch auch in überaus naiver Weise kund. Ein junger Hülfs-

Geistlicher, dem ich einmal vorhielt, was das Christenthum, zumal unter den dortigen Verhältnissen von Jedem erheische, der sich einen Verkünder der ewigen Wahrheit zu nennen wagt, entgegnete mir ganz erschrocken: „Aber, um des Himmels willen, wenn man so predigen wollte, käme man ja gleich um Amt und Brod! Und man hat doch auch noch andere Pflichten, gegen Weib und Kind!" Mein sichtliches Erstaunen über diese Auslassung eines Dieners des Gekreuzigten mißdeutend, fügte er etwas verlegen hinzu: „Allerdings, wohl habe ich zur Zeit noch weder Frau noch Kind, allein ich könnte sie doch haben." Es wäre fürwahr ebenso grausam als vergeblich gewesen, diesem fürsorglichen Haupte einer dereinst möglichen Familie das Verständniß Dessen eröffnen zu wollen, was er da verrathen hatte. Wie systematisch übrigens dieser Geist der niedersten Selbstsucht den jungen Theologen eingeimpft wird, lernte ich in einem besonderen Falle recht deutlich erkennen. Eines Tages fand ich mich veranlaßt einen anderen Geistlichen, und zwar einen der Besseren noch, gesprächsweise an einen Vorfall zu erinnern, der sich vor längerer Zeit in Dresden zugetragen hatte. Als nämlich im Jahre 1813 nach der verlorenen Schlacht bei Lützen die Alliirten nach Schlesien retirirten, suchten sie, wenn auch nur für wenige Tage, ihre Niederlage zu verheimlichen, und es ward zu diesem Zweck die gesammte, katholische wie protestantische Geistlichkeit der Hauptstadt aufgefordert, in allen Kirchen ein großes Dankesfest für den glorreichen Sieg der Alliirten zu feiern. Obwohl nun der beschleunigte Rückzug durch die Straßen Dresden's selbst ging und jedes Kind den wahren Sachverhalt kannte, sträubte sich dennoch die Geistlichkeit nicht im geringsten gegen diese frevelhafte Lästerung und feierte mit aller Salbung das Fest der Lüge. Acht Tage später war Napoleon in Dresden und bestellte bei eben diesen Dienern des Herrn ein Tedeum für seinen Sieg bei Lützen, welches Geschäft denn abermals mit der gleichen Salbung vollbracht wurde. „Es ist leider wahr," bemerkte der Pastor, „und unser Professor der Kirchengeschichte erzählte uns gerade diesen Fall als Beispiel, wie sehr gefährlich es für die Geistlichkeit sei, sich irgendwie in Politik einzulassen, und wie sie grundsätzlich sich davon fern halten müsse." So hatte denn weder Professor noch Schüler in dieser schmachvollen Thatsache etwas Anderes erblickt, als eine Fatalität, der man sich unter solchen Verhältnissen nun einmal nicht wohl entziehen könne, weshalb man am besten thue, der Versuchung ganz aus dem Wege zu gehen!

Auch der roheste Verbrecher besitzt noch einen gar feinen Sinn für Lauterkeit und Wahrhaftigkeit, und wohl Niemand fühlte sich tiefer empört über die im Gewande der Heiligkeit ihm nahende Lüge, als gerade er. Nicht überraschen darf es daher, wenn das, von der Sitte unserer Tage geforderte äußere Dekorum der Geistlichen ihm gar wenig imponirt und er sein Inneres eifersüchtig einer Berührung verschließt, die, wie tief er auch bereits gesunken sein mag, ihn doch nimmer erheben, sondern nur vollends demoralisiren könnte, indem sie ihn auch noch zum Heuchler macht. Man darf es getrost als eine ziemlich allgemein gültige Regel annehmen, daß die Lieblinge der Geistlichen in unseren Strafanstalten gerade die allerverworfensten Subjekte sind, in denen alles Andere, als der niederste, rafinirteste Egoismus, vollständig erstorben ist. Mit einer vollendeten Virtuosität verstehen diese Menschen ihrem Seelenhirten vorzuspiegeln, was er nur immer bei ihnen zu finden wünscht; und wenn sich mancher eitle Geistliche seines Scharfblicks und seiner Sicherheit rühmt, die Aufrichtigkeit von der

Verstellung zu unterscheiden, so ist das eben nur wieder eine jener vielen schmeichelhaften Selbsttäuschungen, denen vor Allen dieser Stand zu unterliegen pflegt. Gerade ihnen gilt fast durchgängig der Freimüthige für schlecht, der listige Betrüger für gut. Der ächte Spitzbube ist gar schlau und berechnend, der Pfarrer meist stolz auf das Gewicht seines Amtes, gar eingebildet auf seine geistige Ueberlegenheit. Das Erstere hat nun für den Sträfling nur in so fern Bedeutung, als es dem Geistlichen die Macht gibt, ihm zu nützen oder zu schaden, und gerade dieser Umstand spornt ihn doppelt, all' seinen Witz anzustrengen, um Jenen zu überlisten. Das aber kann in solcher Lage Keinem schwer fallen, der sich nur herbeilassen mag, es zu wollen. Dank unseren Gefängnißsystemen, lebt der Sträfling ganz in sich abgeschlossen und hat volle Muße, die Rolle, welche er dem Pastor gegenüber spielen will, wohl zu überlegen und einzustudiren. Wesentlich erleichtert wird ihm seine Aufgabe durch das Vergnügen, welches die Geistlichen daran finden, sich selbst zu hören. Der kluge Spitzbube hat nun meist nichts Anderes zu thun, als mit sichtbarer Erbauung den frommen Herrn sprechen zu lassen, und den Eindruck seines eigenen Verhaltens auf ihn zu beobachten. Das dem Anstaltsgeistlichen innewohnende Selbstgefühl einer doppelten Amtswürde macht ihn dem Sträfling gegenüber überaus empfindlich, und dieser merkt es daher auch leicht, wenn er nach irgend einer Seite hin angestoßen haben sollte. Die nur seltenen Besuche dieser Seelsorger — es befanden sich in Waldheim für durchschnittlich 1000 Gefangene nur zwei Geistliche, wonach sich bemessen läßt, wie viel Zeit jedem Einzelnen gewidmet werden konnte — lassen dem Sträfling volle Muße, sich darauf vorzubereiten, und selten nur wird es Einem, der darauf ausgeht, mißlingen, schon in der zweiten, höchstens dritten Unterredung den Pastor ganz für sich zu gewinnen.

Es ist meine feste, auf mehr denn elfjährige Beobachtung gegründete Ueberzeugung, daß die Gefängnißgeistlichen unter den dermaligen Verhältnissen weit mehr noch zur Verschlechterung, als zur Besserung der Sträflinge dienen, und daß diese ungleich mehr Aussicht auf Selbsterhebung haben würden, wenn sie der direkten wie indirekten Einwirkung Jener gänzlich entzogen wären. Sicher doch kann es nicht gleichgültig sein, ob der Gefangene, namentlich der ungebildete, den einzigen Mann, der als offizieller und einziger Vertreter alles Guten und Erhabenen vor ihm steht, entweder seiner geistigen Beschränktheit wegen geringschätzen, oder seines Charakters wegen verachten und hassen lernt. Von dem Repräsentanten schließt er auf die Sache, deren Wort dieser führt, und hält sie demgemäß entweder für eine Albernheit, die nur Schwachköpfe befriedigen könne, oder aber für einen bequemen Deckmantel sittlicher Unlauterkeit. Er lernt die ihm bisher meist fremd gebliebene Religion fast nur als sinnlosen, beliebig zu verwerthenden Formelkram kennen; da ihm aber auch das Moralgesetz ebenfalls nur als aus dieser sogenannten Religion hervorgehend, nur ihr seine Heiligung und Autorität entnehmend dargestellt wird, so faßt er schließlich Beide unter demselben Urtheil zusammen. Welchen Eindruck muß es wohl in unserer geistig emancipirten Zeit auf einen Menschen machen, wenn er aus demselben Munde, der ihn zur Tugend ermahnt, vernehmen muß — wie ihm dazu in Waldheim öfters Gelegenheit ward — daß, wer nicht an Teufel und Zauberei glauben wolle, ein frevelhafter Gotteslängner und der ewigen Verdammniß theilhaftig sei? Selbst wenn er dem Glauben an eine jenseitige Vergeltung gewonnen wäre, müssen solche Aufstellungen den ganzen Einfluß

desselben wieder aufheben, denn er sagt sich einfach: entweder ist diese ganze Religion mit ihrer himmlischen Gerechtigkeit und jenseitigen Vergeltung eine Fabel, oder aber es kommt für mich auf Eins heraus, was ich thue, da ich ohnedies schon wegen meines Unglaubens an Teufel und Zauberei verdammt sein soll. — Ueberzeugt sich nun ein derart Belehrter vollends von dem herz- und glaubenslosen, rein handwerksmäßigen Treiben seines Seelenhirten, so muß ihn wohl der tiefste Ekel vor diesem ganzen heuchlerischen Unwesen überkommen, und mit einem gewissen stolzen und, einem solchen Diener des Herrn gegenüber fürwahr nicht ganz unberechtigten Selbstgefühl, beschließt er, doch lieber noch ein ehrlicher Spitzbube zu bleiben. Und fürwahr — er hat das bessere Theil erwählt.

Wenn ich etwas länger bei diesem Gegenstande verweilte, so möge dies mit seiner Bedeutung für so viel Tausende und, durch diese wieder, für die ganze Gesellschaft erklärt werden. Die Frage, ob der sehr beträchtliche Theil der Bevölkerung, welcher sich in den Strafanstalten befindet, dieselben gebessert oder verschlechtert verläßt, ist ganz ebenso in volkswirthschaftlicher als in moralischer Beziehung eine der wichtigsten und drängendsten. Alljährlich entsenden unsere vielen Strafanstalten Tausende als erklärte Feinde der Gesellschaft hinaus in die Welt. Diese Ungebesserten vornehmlich sind es, welche die öffentliche Sicherheit bedrohen und zum größten Theil all' die kostspieligen und dennoch vergeblichen staatlichen Vertheidigungsmaßregeln, als Polizei, Gensdarmerie, Gerichte und Strafanstalten nothwendig machen, ganz abgesehen noch von der Gefährdung und den Verlusten der Einzelnen. Nur der rein materielle Gewinn einer besseren, auf wirkliche Erhebung abzielenden Einrichtung unserer Strafanstalten würde sich nach Millionen bemessen. So lange aber die neuen Verhältnisse, in welche der Sträfling gebracht wird, nicht der Art sind, daß sie selbst schon, ohne alles Weitere, ihn auf die Bahn des Rechtes zurückführen können, bleibt die direkte Einwirkung durch Wort und Lehre von höchster Wichtigkeit. Dieser entscheidende Theil der Aufgabe unserer Strafanstalten ist nun den Geistlichen übertragen, jedoch leider in einer Weise, welche eine befriedigende Lösung desselben beinahe zu einer moralischen Unmöglichkeit macht; denn sowohl ihre theologische Erziehung, als auch ihre Anstellung durch die Staatsbehörde, macht sie zu Dienern gewisser politischer oder bureaukratischer Tendenzen, beraubt sie nicht nur der Unabhängigkeit selbst, sondern auch noch des Glaubens an ihre Selbständigkeit und Uneigennützigkeit, ohne den ein segenvolles Wirken ihrerseits schlechterdings unmöglich ist.

Will man sich nicht, wie bisher, an einer blos nominellen Vertretung der Religion und Sittlichkeit in den Strafanstalten genügen lassen, sondern fordert man entsprechende Früchte, so ist eine gründliche Umgestaltung der ganzen einschlagenden Verhältnisse unerläßlich.

Man beginne damit, die Geistlichen von der Liste der Angestellten zu streichen, und gebe die Seelsorge der Gefangenen, unter gewissen schützenden Bedingungen, allein ohne jede kirchliche und politische Censur, ganz frei. Die verschiedenen Glaubensgenossenschaften, ohne Unterschied, mögen ihre Missionäre hinsenden, und ebenso stehe es jedem Einzelnen, der sonst als achtbarer Mann bekannt ist, zu, die Gefangenen zu besuchen. Vergütung oder ein bestimmender Einfluß auf die Leitung der Anstalt und das Loos der Gefangenen werde schlechterdings nicht gewährt. Es ist von höchster

Wichtigkeit für den Sträfling, zu wissen, daß er von dieser Seite, wenigstens direkt, weder eine Besserung, noch eine Verschlimmerung seiner Lage zu erwarten habe. Die einzige Begünstigung bestehe darin, daß es den Aposteln der Nächstenliebe auf Verlangen gestattet sei, Wohnung und Kost der Sträflinge zu theilen. Finden sich Männer, die Solches über sich vermögen, und seien es auch ihres Glaubens die beschränktesten Fanatiker, so würde dennoch ihr Beispiel aufopfernder Selbstverläugnung unendlich segensreicher wirken, als all' das Predigen um „Amt und Brod". Nur unzweifelhafteste Aufrichtigkeit und reiner Eifer kann dem argwöhnischen Sträfling das Herz erschließen, und dem Manne, der freiwillig und aus reiner Liebe sein eignes trauriges Loos theilt, dem würde er sich hingeben mit einer Rückhaltslosigkeit und Verehrung, deren Möglichkeit man in diesen kalten, gleichgültigen Naturen gar nicht ahnt. Sind ja die Bewohner unserer Strafanstalten ihrer großen Mehrzahl nach Unglückliche, denen von der Wiege an nie wahre Liebe begegnet war! Und wer diese Armen kennen gelernt, der weiß auch, daß keine entschiedenere Verurtheilung der Weise, wie jetzt in den Strafanstalten das Evangelium der Liebe verkündet wird, denkbar ist, als sie in der einen Thatsache liegt, daß nicht gerade von dort aus die begeistertsten Nachfolger Jesu hervorgehen. Gerade der mit sich und der Menschheit Zerfallene, der Ausgestoßene, Verworfene und Verachtete steht ja der reinsten Erhebung am nächsten, und ganz unten, in dem Auswurf der Gesellschaft, fand jede neue, höhere Lehre ihre ersten Jünger. Es gibt ja keine einfachere Wahrheit als diese, daß der Sünder am brünstigsten nach Erlösung seufzt!

Von wenig Erfahrung und Menschenkenntniß aber würde es zeugen, wollte man zweifeln, daß sich Freiwillige für diese opferschwere, so wenig Lockendes bietende Aufgabe finden würden. Wie sehr auch seit dem Walten der Reaktion vom Jahre 1849 an das Jagen nach materiellem Gewinn um sich gefressen haben mag, dennoch hat es das Edlere in unserem Volke noch nicht gänzlich zu ertödten vermocht, und es wird in ungeahnter Stärke hervorbrechen, sobald ihm nur die Möglichkeit einer Bethätigung eröffnet ist. Jener Freiherr von Seld, der im ersten Viertel dieses Jahrhunderts die preußische Richterlaufbahn verließ, weil er es für menschenwürdiger hielt, zu bessern, als zu verdammen, und sich bis in sein hohes Alter ganz nur die sittliche Hebung der Sträflinge zur ferneren Lebensaufgabe stellte, er auch ist ein Deutscher, und sicher, man würde — ohne genöthigt zu sein, beim „rauhen Haus" anzuklopfen — edle und verständige Männer genug finden, die bereit wären, sich mit freudiger Hingebung der Rettung der Verlornen zu widmen.

Allein, selbst wenn diese Erwartung trüge, immer noch wäre es ungleich wünschenswerther, gar keine Stellvertreter des Christenthums in den Strafanstalten zu sehen, als nur solche, die lediglich des Amtes und Brodes willen sich daselbst einfinden, ihren Aufenthalt dort nur als eine widerwärtige Zwischenstation zu besserer Besoldung und höherer Stellung betrachten und demgemäß nur darauf bedacht sind, sich, gleichviel in welcher Weise, die Gunst ihrer Brodherren zu erschleichen. Unendlich besser gar keine Geistliche, sondern blos Aerzte und Lehrer, oder einfach nur Verwaltungs-Beamte und Unteroffiziere, als solche Priester der Heuchelei und des Mammons.

Ich werde übrigens Gelegenheit finden, das Gebahren der katholischen, wie protestantischen Geistlichen in jener Strafanstalt noch näher zu schildern, und kehre jetzt zurück zu meinen persönlichen Erlebnissen.

Wie bereits erwähnt, hatte mich Hauptmann Christ ausnahmsweise recht freundlich empfangen. Bei meiner Vorstellung in seinem kleinen Bureau war ein Offizier der Besatzung gegenwärtig, was ich damals für einen Zufall hielt oder mit einer leicht begreiflichen Neugier mir erklärte. Indessen erfuhr ich bald nachher, daß seine Anwesenheit einen ganz anderen Grund hatte und daß der Zuchthausdirektor selbst in dieser Weise beaufsichtigt wurde, indem sich bereits seit längerer Zeit Symptome von Geistesstörung bei ihm gezeigt hatten. Daß man ihm trotzdem die Leitung einer so wichtigen Anstalt überließ, kennzeichnet nur die ganzen sächsischen Zustände.

Hauptmann Christ war von jeher ein roher Soldat, ein Tyrann gewesen, der aber dennoch mancher versöhnlichen Eigenschaften nicht ermangelte. Unter anderen Beispielen seiner Brutalität erzählte mir ein Geistlicher selbst, daß er vor nicht langer Zeit einen Gefangenen eigenhändig an den Haaren die Treppe hinaufgeschleift habe. Wie Aufseher und Gefangene gleichmäßig bestätigten, ließ er oft ohne allen Grund auf's barbarischste prügeln und hielt die Rechtsvorschrift, den Angeklagten wenigstens zu hören, ehe er verurtheilt wird, für eine alberne Pedanterie. Trotzdem rühmten die Sträflinge ihm nach, daß er in ruhigen Momenten gerecht und menschenfreundlich sei. Bei der unbeschränkten Machtvollkommenheit, die dem Direktor zustand, und dem gänzlichen Mangel einer genaueren Controle, ist es schwer zu bestimmen, seit wie langer Zeit bereits seine Geistesstörung gewährt und die Verrücktheit diese Anstalt regiert hatte. Wie gleichgültig die nur gegen Sträflinge gerichteten Ausbrüche derselben dem Ministerium waren, ging zur Genüge aus der Thatsache hervor, daß, während er schon unter Aufsicht stand und bis zum letzten Tag seiner Amtsführung, seine Strafurtheile, wie grausam und willkürlich sie auch oft waren, dennoch ohne Weiteres vollstreckt wurden. Indessen überkamen, wie gesagt, den Hauptmann Christ nicht selten auch weiche Stimmungen, und in solchen hatte er zuweilen köstliche Einfälle. So nahm er z. B. nicht selten eintreffende Rückfällige überaus freundlich auf, „denn“ sagte er geschmeichelt, „die Leute müssen sich bei mir doch wohl gefühlt haben, daß sie wiederkommen.“ Was unter einer späteren Direktion die Erinnerung an das Regiment dieses Geisteskranken verklärte, war der Umstand, daß er seine Grausamkeit wenigstens nicht in ein kaltblütiges System gebracht hatte, in seiner Narrheit glücklicherweise keine Methode war.

Bald nachdem ich meine Zelle bezogen, empfand ich lebhaft das Bedürfniß nach irgend einer Beschäftigung, die meine Gedanken einer anderen Richtung zuführen konnte, als sie ihnen hier durch alles Umgebende aufgenöthigt wurde. Das Spinnrad in der Ecke, dessen Behandlung ich nicht einmal kannte, reizte mich wenig — später sollte ich mit demselben näher vertraut werden und es wirklich lieben lernen — und ich bat den Aufseher

bei der nächsten Gelegenheit um eine Bibel, welches Buch ich in einer Strafzelle als selbstverständlich voraussetzte und in der meinen nur vergessen wähnte. Dies Begehren erweckte fast noch mehr sein Staunen, als der frühere Wunsch, dem Direktor zu schreiben. Es schien ihm noch gar nicht vorgekommen zu sein, daß Jemand nach diesem Buche Verlangen trug. Allerdings, meinte er, seien wohl einige Bibeln in der Anstalt vorhanden, aber wo, ließe sich im Augenblick nicht sagen. Am Besten würde ich thun, mich an den Herrn Pastor zu wenden, der verschiedene Bücher zur Unterhaltung und Belehrung für die Gefangenen in Verwahrung habe. Es reizte mich, kennen zu lernen, welche Art von Lektüre man den Sträflingen bestimmt habe, zumal ich in den verschiedenen Untersuchungsgefängnissen keine Erfahrungen darüber hatte sammeln können, da in keinem derselben für die oft genug jahrelang Detinirten irgend welche Fürsorge nach dieser Seite hin getroffen war.

Ich ließ mich bei dem Herrn Pastor melden und wurde auch bald zu ihm geführt, fand jedoch meine Neugierde getäuscht; denn trotz wiederholter Bitten weigerte er sich standhaft, mir eine dieser Schriften zu geben, die „gar zu erbärmlich" seien. Daß er, mit den geistigen Interessen der Sträflinge betraut, durch diese Aeußerung sich selbst das Urtheil gesprochen, schien ihm ganz zu entgehen. Indessen erklärte er sich freundlich bereit, mich aus seiner eigenen Bibliothek mit Lektüre zu versehen und gab mir Bretschneider's „Religion der Gebildeten"; ein seichtes Machwerk des nüchternsten Rationalismus, so recht zum Evangelium eines wohllebigen Philisterthums geeignet, welches er mir ganz besonders anpries. Später lernte ich diesen Pastor, wie so manche andere noch, als einen jener Orthodoxen kennen, die vor dem Jahre 1848 landesüblich aufgeklärt, während der Bewegung christlich-demokratisch waren, nach dem Maikampfe aber einen plötzlichen Umschwung in sich verspürten und ihre früheren Irrthümer oder falsche Rechnung durch um so strengere Rechtgläubigkeit wieder sühnten. Gerade dieser gottselige Mann hatte, wie ich später erfuhr, gar Wunderbares an sich erlebt. An jenem Sonntag, während in Dresden der Kampf noch wüthete und das Land in größter Aufregung war, hatte ihm der Geist eingegeben, gegen die meineidigen Könige zu eifern, und acht Tage später, als der Sieg der Reaktion nicht mehr zweifelhaft war, fühlte er den Ruf von Oben, über die aufrührerischen Völker sein „Wehe!" zu rufen — ganz ähnlich wie seine Dresdener Collegen von 1813. Meine Vorstellung wegen des Mangels an Bibeln fand ein geneigtes Gehör. Dem Herrn Pastor war ganz entgangen, daß ja dies eigentlich zu seiner neuesten Rolle gehöre. Es wurde denn schnell eine Anzahl Exemplare herbeigeschafft; späterhin erinnerte sich auch die Bibelgesellschaft der Strafanstalten, und bald war in Waldheim Ueberfluß an Bibeln und Evangelien, deren eigene Anschaffung von ihren Nothpfennigen den Gefangenen eifrigst empfohlen wurde.

Eine bezeichnende Thatsache möge bei dieser Gelegenheit noch erwähnt sein, und zwar die collegialische Cameraderie der protestantischen mit den katholischen Geistlichen in Waldheim. Zwar ist die Bevölkerung Sachsen's bis auf etwa 50,000 Seelen lutherisch und demgemäß zählte auch die Strafanstalt Waldheim nur etwa 30 bis 40 Katholiken; allein die regierende Familie ist, seit August der Starke sich durch seinen Rücktritt in die allein seligmachende Kirche den polnischen Königsthron erkaufte, streng katholisch, woraus sich eine besondere Rücksichtsnahme sämmtlicher Behörden auf den

Katholicismus leicht erklärt. Indessen gingen die protestantischen Geistlichen zu Waldheim in dieser Art Loyalität denn doch über das erlaubte Maß etwas hinaus, wenn gerade sie, die unter den Gefangenen regelmäßige Sammlungen für Bibel- und Missionsgesellschaften veranstalteten, jeden Katholiken, der sie um eine Bibel ersuchte, kurzweg abwiesen, und zwar eingestandener Maßen nur, weil es der katholische Geistliche nicht gern sähe. Diese Regel wurde während meines ganzen Dortseins von allen Pastoren treulich beobachtet. Auf meine wiederholten Bemerkungen darüber erhielt ich stets die Belehrung, es möge Jeder bei der Religion verbleiben, in welcher er geboren wurde. Erwägt man nun, daß sich die Gefangenen solche Vorkommnisse mittheilten und daß auch die Protestanten oft genug von der „alleinseligmachenden“ lutherischen Konfession zu hören bekamen, so läßt sich leicht ermessen, welcher Grad von Achtung für solche Seelsorger herrschen mochte. Nebenbei sei nur bemerkt, daß mir gegenüber, der ich auch als Katholik eingetragen war, diese Maßregel nie in Anwendung kam; es mochte dies in einer gewissen Scheu, sich gar zu sehr bloszustellen, seinen Grund gehabt haben. Nicht unerwähnt darf es jedoch bleiben, daß die katholischen Geistlichen in jener Anstalt sich nie zu einer so unwürdigen Verläugnung der Grundsätze ihrer Kirche herbeigelassen haben. Ohne der völlig unbegreiflichen Verordnung zu achten, welche dem Gefangenen den Uebertritt aus einer Confession in die andere geradezu verbot, nahmen sie jeden Protestanten, der sich in solcher Absicht bei ihnen meldete, ohne Furcht auf, und verstanden auch den Behörden gegenüber das unantastbarste Menschenrecht siegreich zu vertreten. Dem katholischen Priester war es überlassen, das Prinzip der Gewissensfreiheit zu verfechten.

Nachdem mir von Freunden in Dresden ein literarischer Auftrag geworden und auch meine vom Königstein nachgesandten Bücher und Effecten eingetroffen waren, konnte ich meine Zelle etwas wohnlicher einrichten. Die Bücher wurden ohne Weiteres zugelassen, meine Manuscripte jedoch waren nach Dresden gesandt worden, wo sie noch zur Stunde liegen mögen; es gelang mir nicht, sie ausgehändigt zu bekommen. Ich durfte mir ein Bücherbrett machen lassen; der Schemel wich einem Holzstuhl, und auch ein größerer Tisch fand sich ein. Hauptmann Christ ging in seiner Freundlichkeit noch weiter und gestattete mir den Gebrauch einiger eigenen Wäsche, ja sogar seidener Taschentücher und meiner gar nicht ordonnanzmäßigen Stiefel, welche unerhörte Vergünstigung unter den älteren Aufsehern bedenkliches Kopfschütteln erweckte. Auch eine Lampe konnte ich mir anschaffen; und zwei Instrumente, welche auf der Festung streng verpönt gewesen, Federmesser und Scheere, wurden mir aus der Kanzlei der Anstalt selbst geliefert. Oefters besuchte mich der „alte Christ“, wie er vertraulich genannt wurde, war stets sehr freundlich, erkundigte sich nach etwaigen Wünschen und freute sich der Fortschritte meiner Arbeit. Mit den Aufsehern meiner Visitation stand ich nach wenigen Tagen schon auf recht vertraulichem Fuße, und an den Aufwärtern — leichteren Sträflingen — fand ich treu ergebene Seelen.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß gerade die gewöhnlichen Insassen dieser Anstalt, die sogenannten gemeinen Verbrecher, die lebhafteste Entrüstung darüber empfanden, daß man uns in ihre Gesellschaft

gebracht hatte. Gebildete wie Ungebildete sprachen mir das offen aus, und namentlich von Seiten der Ersteren — meist wegen Unterschlagung, Wechselfälschung oder betrügerischem Bankerott verurtheilt — überraschte mich das besonders. Soweit es die Verhältnisse nur irgend zuließen, suchten sie mir gefällig zu sein, und einer unserer Wärter, ein Bergmann, stellte sich mir mit den Worten zur Verfügung: „Ich thue Alles, was Sie nur verlangen, sollte es auch hundert Stockhiebe kosten. Aber wenn sie mich davor bewahren können, so thun sie es, denn ich bin Familienvater." Mit nie ermüdendem Eifer erwies mir dieser Mann zahllose Gefälligkeiten und zuweilen auch sehr gefährliche Dienste. Er war auf Alles bedacht, und in der Voraussicht, daß es mir vielleicht erwünscht sein könnte, eine sichere Gelegenheit zu finden, Briefe heimlich hinauszufördern, gewann er das Dienstmädchen eines Beamten der Anstalt, die dann auch wiederholt solche Aufträge treu ausführte. So lange die schon erwähnte Ventilationsöffnung am Fuß der Thüre vorhanden war, kam oft ganz unversehens ein Apfel, eine Birne oder ein Rettig durch dieselbe hereingekollert, ohne daß ich die fürsorgliche Hand, die sie vermuthlich erst mit schwerer Gefahr aus dem Garten geraubt hatte, entdecken konnte. Wollte ich nicht zum Dank für die Opferwilligkeit eine Untersuchung veranlassen, so mußte ich diese Früchte verzehren, was zuweilen bei der Unschmackhaftigkeit der wohlgemeinten Gaben auch von meiner Seite ein Opfer war. Nicht minder theilnehmend erwiesen sich die meisten Soldaten. Wie schon bemerkt, stand auf dem Gang vor unseren Thüren Tag und Nacht eine Wache. Als ich bei meiner Einlieferung bemerkt hatte, daß in Waldheim Schützen lagen, welches Bataillon schon früher in Leipzig und während der Maitage in Dresden sich ein trauriges Andenken erworben, versah ich mich des Schlimmsten von ihrer Seite, ward aber auf's Angenehmste enttäuscht und erfuhr abermals, welch' ein Unterschied infolge der gänzlichen Unselbständigkeit des Militärs, zwischen den Soldaten als Einzelnen und denselben Soldaten als Truppe waltet. Einen ziemlichen Theil des Tages verbrachte ich an dem Spürloch meiner Thür, denn jeder der sich ablösenden Soldaten wollte mich seiner Sympathie versichern, hatte mir eine Neuigkeit mitzutheilen, ein Zeitungsblatt zu bringen &c. Auch sie erboten sich eifrigst zu Dienstleistungen, und obwohl ich ihnen zuweilen Dinge von Wichtigkeit anvertraute, ward ich doch nie durch sie verrathen.

Ueberhaupt wurde die große Masse des sächsischen Volkes erst nach dem Mißlingen der Bewegung so recht von ihrem Geiste durchdrungen, und die Opposition gegen die Regierung war nach dem Maikampf weit allgemeiner und intensiver, als vor und während demselben. Nie hatte ich vor den Maitagen so scharfe Urtheile über den König selbst und das Treiben der Minister gehört, als noch lange nachher aus dem Munde von Beamten sogar. Auch die Presse zeigte eine Kühnheit, wie sie mit dem Gefühl einer thatsächlichen Niederlage nicht wohl vereinbar schien, und es liegen mir sächsische Blätter aus den Jahren 1849, 1850 und 1851 vor, deren Haltung kaum im Jahre 1848 radikaler hätte sein können. Der Regierung war die öffentliche Stimmung nicht unbekannt und sie fand es daher auch gerathen, mit ihren reaktionären Maßregeln nur ganz allmählig vorzugehen; denn der geringste günstige Umschwung der deutschen Zustände wäre das Signal zu einem neuen Aufflammen der allgemeinen Entrüstung in Sachsen geworden, das diesmal sicher nicht so leicht zu löschen gewesen

wäre. An sehr verständlichen Demonstrationen fehlte es nicht, und von einigen, die sich direkt auf uns bezogen, ward mir unmittelbar Kunde. Wenn die Regierung glaubte, sowohl uns selbst als den Maikampf in der öffentlichen Meinung dadurch herabzusetzen, daß sie uns in das Zuchthaus sperrte, hatte sie sich arg getäuscht: die Wirkung war eine gerade entgegengesetzte, denn das Zuchthaus verlor mit einem Male das Schimpfliche, welches demselben in der Vorstellung des Volkes bis dahin anklebte. So erzählte mir eines Tages ein nicht politischer Sträfling gebildeten Standes, daß ihn kürzlich seine Frau besucht und auf seine erstaunte Frage, wie sie den Muth gefunden, diesen Ort zu betreten, ganz heiter geantwortet habe: „O jetzt! Jetzt ist's ja nicht mehr das Zuchthaus!" Ja, Waldheim konnte sich sogar rühmen, eine neue Mode aufgebracht zu haben, denn einige Zeit nach unserer Einlieferung waren blau und schwarz gestreifte Stoffe (die Farben der Züchtlingskleidung) das Modernste und Gesuchteste in Sachsen, für Damen wie Herren, und Herr von Beust selbst, stets der Eleganz beflissen, mag, ohne es zu ahnen, uns auch in dieser Form seine Huldigung dargebracht haben.

Es befanden sich erst wenig politische Gefangene in Waldheim, als ich hinkam, und in dem Isolirgebäude war ich mehrere Tage noch allein; allmählich füllten sich jedoch die Räume und auch die Zellen wurden besetzt. Die Zahl meiner Schicksalsgenossen in Waldheim allein belief sich im Ganzen auf 250, unter denen etwa 50 Soldaten oder Reservisten gewesen sein mochten. Zum Tode verurtheilt waren 25 von uns gewesen, und nicht weniger als 24 fanden, sämmtlich noch in den ersten Jahren, ihr Grab auf dem dortigen Friedhof. Die Zahl der Maigefangenen in den anderen sächsischen Gefängnissen ist mir unbekannt geblieben.

Mit der Vermehrung meiner Hausgenossen trat eine angenehme Veränderung ein, denn unsere Abtheilung wurde fortan zum Spazierengehen in den Garten geführt, der einen freundlichen Blick in die schöne Umgegend Waldheim's gewährte. Freilich mußten wir auch hier Einer hinter dem Anderen gehen und es war uns verboten, mit einander zu sprechen, allein die Aufseher nahmen es, theils aus wirklicher Befangenheit, theils auch aus Sympathie, nicht so streng, und wir konnten uns ziemlich zwangslos unterhalten. Eine andere Gelegenheit uns zu sprechen, bot das Bad. Der Arzt hatte die Freundlichkeit anzuordnen, daß wir mehrmals die Woche warme Bäder nehmen konnten. In der Badestube befanden sich drei oder vier Wannen, und es badeten daher jedesmals gleich mehrere von uns zugleich, während der Aufseher, welcher uns hingebracht hatte, sich wieder entfernte. Fast jeder Tag brachte neue Gäste, die man bei der einen oder anderen Gelegenheit kennen lernte, und die auch manches Unbekannte zu erzählen wußten. Dies Letztere war um so schätzbarer, als das völlige Abgeschnittensein von der Außenwelt wohl Niemand so peinlich fühlt, als gerade ein politischer Gefangener, der plötzlich aus der regsten Betheiligung an dem öffentlichen Leben herausgerissen und in völliger Unkenntniß Dessen, was vorgeht, erhalten wird. Ein dritter Ort, wo wir uns begegnen und Manches mittheilen konnten, war die Kirche. Von dem sonntägigen Gottesdienst dispensirte nur Krankheit; außerdem aber hatten die Protestanten in der

Woche noch eine Bet- oder Catechisationsstunde, zu der in den ersten Jahren nur die völlig Ungebildeten herangezogen wurden, bis später Pastor Kohl seine Belehrungen Allen zu Gute kommen lassen wollte und den Besuch derselben obligatorisch machte. Ich selbst gehörte der kleinen katholischen Gemeinde an, die Anfangs nur acht Mal, später zwölf Mal im Jahre von einem katholischen Geistlichen besucht wurde, der dann jedesmal am Sonnabend eine religiöse Unterrichtsstunde hielt, hierauf die Beichtenden, und dann alle Anderen empfing, die ihn zu sprechen wünschten. Am Sonntag Morgen war dann vor dem protestantischen Gottesdienst Messe. An den übrigen Sonntagen las ein katholischer Aufseher und in dessen Abwesenheit auch ein Gefangener, so gut es eben gehen wollte, eine Predigt vor, die durch ein Lied eingeleitet und in gleicher Weise geschlossen wurde. Dem katholischen Religionsunterricht, der sich während meines langen Dortseins und bei den verschiedenen abwechselnden Geistlichen stets nur um das Sakrament der Buße (Beichte und Abendmahl) drehte — nur Einmal von einer Erläuterung der Priesterweihe unterbrochen — mußte ich vom Anfang an beiwohnen, was eben nicht wohlgethan war, denn ich lernte dabei so recht gründlich das Oberflächliche dieser auswendiggelernten und fast stets mit denselben Worten abgeleierten Argumentation kennen. Indessen muß ich wahrheitsgemäß bekennen, daß die meisten der katholischen Geistlichen, die ich dort kennen lernte, doch wenigstens ein warmes Herz für die Gefangenen mitbrachten und sich bemühten ihr Loos, so weit es möglich war, zu er-erleichtern, was leider nur von Wenigen ihrer lutherischen Amtsgenossen gesagt werden konnte. Da es den Katholiken freistand auch den lutherischen Gottesdienst, sowie die sogenannten Betstunden zu besuchen, benutzte ich diese Gelegenheit, sowohl um mich über diesen Theil des Zuchthauslebens zu unterrichten, als auch, um meine Freunde zu sehen und zu sprechen. Seltsame Dinge lernte ich da. Eines Tages, gleich im Anfang, predigte derselbe Pastor, der so tapfer gegen die meineidigen Könige und dann gegen das aufrührerische Volk zu eifern verstanden hatte, sehr warm über die christliche Nächstenliebe, als plötzlich mein wohlerfahrener Nachbar, ein langjähriger Bewohner dieses Hauses, vor sich hinbrummte: „wie rührend weiß er nicht von der Nächstenliebe zu sprechen, und wenn ihn Einer beleidigt, läßt er ihm gleich fünfundzwanzig aufzählen.“ Das war ebenfalls schlagend. Für die Richtigkeit dieser Bemerkung wurden mir bald nachher direkte Beweise. Unter den politischen Gefangenen befand sich ein noch junger, sehr bibelfester Handwerker aus Hamburg, der den loyalen Bekehrungsversuchen des Herrn Pastor einmal das Wort entgegenhielt: „Wehe den Schriftgelehrten! Sie deuten die Schrift freventlich!“ Der heilige Paulus, wie er genannt wurde, büßte dies treffende Citat auch mit fünfunzwanzig Stockhieben. Es war dies derselbe Geistliche, der mir die „Religion der Gebildeten“ so angelegentlich empfohlen hatte. Auch in anderer Weise bewährte er seine Liebenswürdigkeit. Infolge eines Aufrufs hatten die Leipziger Verleger zur Unterhaltung für die politischen Gefangenen eine große Anzahl interessanter Bücher nach Waldheim geschickt, allein Keiner von uns bekam eins davon zu sehen, und eine direkte Berufung auf die, von dem Ministerium genehmigte Zulassung dieser Werke, zog nur eine herbe Antwort nach sich. Nach einigen Jahren wurde dieser Pastor — der auch bei mir seine Besuche bald eingestellt hatte — zu einer einträglicheren Stelle berufen. Niemand würde es ihm übel gedeutet haben, wenn er sie einfach angenommen hätte; allein

ohne widerliche Heuchelei durfte es nicht abgehen, und so hörten wir denn in seiner Abschiedspredigt, welche schwere Kämpfe er mit sich selbst bestanden, ehe er die Kraft gewann, dem Rufe Gottes zu folgen und seine ihm so theure Gemeinde zu verlassen. Zum Andenken ließ er diese Predigt drucken und an die Gefangenen verkaufen. Einer bezeichnenden Stelle wegen schaffte auch ich sie mir an. Diese Stelle lautet: „Ihr klagt, daß man Euch hier bei scharfer Strafe verbietet, was an sich gut und nach Gottes Gebot ist, ja dessen Unterlassung in der Freiheit Euch mit Recht schwer verargt würde, aber…“ und nun beschönigt dieser Verkünder des Wortes Gottes durch allerlei armselige Sophismen das Verbot der Befolgung desselben! Leider war er nicht der Einzige seiner Art.

Bald nach meiner Einlieferung hatte ich noch ein Verhör wegen der Prager Angelegenheit zu bestehen, bei welcher Veranlassung mir die schon erwähnte feine List der Regierung in Betreff meiner beabsichtigten Auslieferung und des Verkaufs meines Häuschens kund wurde. Zugleich ward mir da auch eine Rechnung von 400 Thalern für meine Verurtheilung zum Tode überreicht — eine der humoristischsten Erinnerungen aus meiner ganzen Gefangenschaft.

Nach etwa vier Wochen hatte ich die bei mir bestellte Uebersetzung beendet und 25 Thaler, — das Minimum, welches ein Gefangener zu seiner Erhaltung jährlich beschaffen mußte — waren eingezahlt; allein Hauptmann Christ fand, daß auf diese Weise denn doch zu wenig für die Anstalt verdient würde, und befahl, daß ich spinnen müsse — kam doch eine weit größere Masse dabei heraus, als so ein kleines Büchelchen. Ich hatte noch Feder und Papier, die ich benutzte, ihm den Unterschied zwischen 25 Thaler des Monats und vier bis sechs Pfennige des Tags — das durch Spinnen erreichbare Maximum — auseinander zu setzen, was ihn so kränkte, daß er mein Schreiben an das Ministerium einsandte, welches ihn jedoch freundlich bedeutete, daß er, wenn kein anderer Grund vorläge, mich wohl von dieser Arbeit befreien könne, worauf ich denn nach etwa fünf Wochen meinen Büchern wiedergegeben wurde.

Die Geistesstörung des armen Hauptmanns nahm indessen immer mehr zu. Er ließ die Gefangenen zu wiederholten Malen mit Sack und Pack ausrücken, hielt Revüen ab, fluchte sie das Einemal an, während er das andere Mal ihnen seine volle Zufriedenheit ausdrückte, sie seine lieben Kinder nannte und in Thränen ausbrach. Nichtsdestoweniger blieb er unbeschränkter Beherrscher. Eine der schaurigsten Erinnerungen aus der letzten Zeit seiner Amtsthätigkeit ist mir sein Zusammenstoß mit einem ebenfalls irren politischen Gefangenen, einem Maler aus Böhmen. Dieser litt — wie so manche unserer Schicksalsgenossen — an der fixen Idee, man stelle ihm nach, und der Direktor sei beauftragt, ihn heimlich aus dem Leben zu schaffen. Er selbst erzählte mir einige Wochen später im Bade das Nähere über einen Vorgang, der große Unruhe in der Anstalt verursacht hatte. „Es war spät Abends,“ flüsterte er mit irren Blicken, „als ich den Hauptmann die Treppe heraufkommen hörte. Da ich ja wußte, was er wollte, wartete ich natürlich nicht ab, bis er in meiner Zelle war, sondern schrie gleich: „Hülfe! Mörder!“ Wie er sich nun verrathen und seinen Anschlag vereitelt sah, stürmte er

herein, fluchte fürchterlich, schlug mich mit Fäusten, stieß mich mit Füßen und ließ mir dreißig Stockhiebe geben. Aber — ich war diesmal doch gerettet!" Ich selbst hatte damals das furchtbare Schreien und Toben im gegenüberstehenden Hause gehört. Der Unglückliche wurde noch öfters in dieser Weise mißhandelt, bis ihn der Tod aus aller weiteren Angst erlöste.

Hauptmann Christ folgte ihm bald. Hatte auch bisher seine bereits seit längerer Zeit klar erkannte Geisteskrankheit seltsamer Weise kein Bedenken gegen seine fernere Amtsführung erweckt, so äußerte sich dieselbe doch plötzlich in einer Weise, welche die größte Besorgniß erweckte und seine sofortige Entfernung zur Folge hatte. Es wurde mir erzählt, daß er eines schönen Tages die Absicht erklärt habe, sämmtliche politische Gefangene freizugeben, weil er eingesehen, daß diese Menschen sich gebessert und im Grunde ganz brave Leute seien. Man kann sich denken, welchen Schreck dieser Einfall des thatsächlich noch immer unbeschränkten Gebieters unter den anderen Beamten verursachte. Eiligst wurde ein Bote nach Dresden entsendet, und was die willkührlichsten Mißhandlungen der Gefangenen nicht hatten bewirken können, geschah jetzt umgehend: Hauptmann Christ wurde sogleich des Amtes enthoben und suchte Heilung in einem schlesischen Badeort, wo man ihn bald darnach eines Tages todt im Walde fand.

Nichts scheint schwieriger zu sein, als nur einigermaßen geeignete Männer zu finden, die bereit wären, die Leitung von Strafanstalten zu übernehmen. Zum Theil wenigstens mag der Grund dieser Erscheinung in dem noch immer nicht ganz überwundenen Abscheu liegen, der früher Alle traf, die irgendwie persönlich an der Strafvollstreckung mitwirkten. Nicht etwa nur der Henker, sondern auch der Kerkermeister und Stockknecht galten für „unehrlich", und noch jetzt macht sich diese Scheu bemerkbar, wie mir die Aufseher selbst oft genug klagten. In diesem instinktiven Urtheil des Volkes lag ein beachtenswerther Fingerzeig, der jedoch von keiner Seite erkannt wurde. Man darf den Regierungen und Gesetzgebern diesen Mangel an Verstängniß um so weniger zum Vorwurf machen, als ja bis heute sogar unsere, lediglich mit der Erforschung der Wahrheit beschäftigten Philosophen von Fach durchaus keine größere Einsicht bekunden, wie sie denn überhaupt der Autorität gegenüber weit mehr beflissen sind, deren Thun durch Scheingründe zu rechtfertigen, als sie auf richtigere Wege zu führen.

Es ist höchst bedeutsam, daß nur bei den *christlichen* Völkern, aber auch bei *allen*, den Vollstrecker der *gerichtlichen* Strafe die öffentliche Verachtung traf, während Jener, der das Rächeramt *selbst* in die Hand nahm, auch bei ihnen keinen Makel auf sich lud. Die *Rache* begriff man, sie ist eine Handlung des menschlichen Impulses; die kaltblütig von Dritten vollstreckte *Strafe* dagegen empörte das innerste Gefühl, sie stand im grellsten Widerspruch mit der durch das Christenthum gewonnenen Erkenntniß und hatte zu ihrer Entschuldigung nicht einmal jenes, in der Rache sich aussprechende instinktive Bedürfniß der Vergeltung. Der Henker war und ist heute noch dem öffentlichen Gewissen nur ein Mann, der sich — gleich dem Bravo, aber ohne dessen Muth — verdingt, um zu morden. In England, wo die Todesstrafe noch die meisten Anhänger zählt, haftet zur Stunde noch dieselbe Schmach auf dem Vollstrecker des Gesetzes, wie vor dreihundert Jahren; und will man das öffentliche Gewissen über diese Frage prüfen, so fordere man nur, daß die Richter welche ein Todesurtheil fällen, sowie der Fürst welcher es bestätigt, gebunden sein sollen, ihren Spruch

selbst zu vollstrecken. Warum hält man eine solche Anmuthung für einen bittern Schimpf? Warum gilt die Bezeichnung „Henker!“ noch heute für eine schwere Beleidigung, wenn Das, was dieser amtsmäßig zu thun hat, so durchaus gerechtfertigt ist? Dieselbe Schmach aber, wie den Henker, traf auch von je den Folterknecht, und so lange die Gefängnisse ausgesprochene Strafanstalten, d. h. Orte der Peinigung bleiben sollen, wird es nicht gelingen, das natürliche Gefühl des Volkes so weit zu bethören, daß es Demjenigen seine Achtung schenkt, der sich dazu hergibt, seine Brüder geschäftsmäßig zu martern.

Aus diesem wohlbegründeten instinktiven Widerwillen gegen ein solches Amt erklärt es sich, daß nur selten befähigte und würdige Männer sich zur Uebernahme desselben bereit finden. Sehr bezeichnend für unsere ganzen Zustände ist es dabei, daß man bis vor Kurzem fast allerwärts die Leitung und Aufsicht der Strafanstalten nur Militärpersonen übertrug. Mag hierbei einerseits die Ansicht von der Nothwendigkeit einer eisernen Disciplin maßgebend gewesen sein, so hatte doch andererseits die Thatsache, daß gerade dieser Stand vorzugsweise an blinden Gehorsam gewöhnt ist und sich daher von anderweiten Bedenken weniger beeinflussen läßt, großen Theil daran. Man fand eben weit eher noch zuverlässige Offiziere und Unteroffiziere, die sich dazu hergaben, als Civilpersonen, die sich doch etwas mehr der persönlichen Selbstverantwortung für Das, was sie von Amtswegen thun, bewußt sind.

Wie lange auch schon der Zustand des Hauptmann Christ gemahnt haben mochte, auf einen Ersatz für ihn bedacht zu sein, dennoch befand sich das Ministerium bei seiner endlich nicht mehr zu verzögernden Entfernung in größter Verlegenheit: man hatte noch immer keinen Nachfolger; und die Vermuthung ist nicht ungerechtfertigt, daß die durch das Jahr 1848 angeregten Ideen diese Schwierigkeiten wesentlich verstärkt hatten. Sie waren noch zu lebendig im ganzen Volke, und Niemand, der nur irgendwie annehmbar gewesen wäre, fand sich bereit zur Uebernahme der Leitung einer Strafanstalt, die noch überdies in ihren Mauern die politischen Gefangenen barg. Der unwiderleglichste Zeuge dieser Verlegenheit des Ministeriums war eben der Mann, den es später an diese Stelle setzte. Unterdessen aber war man genöthigt, die Leitung der Anstalt provisorisch dem Direktor des Landesgefängnisses zu Hubertusburg, Hauptmann von Bünau, zu übertragen.

Ein neuer Geist zog mit ihm ein. Hauptmann von Bünau verleugnete auch in der Uniform und als Beamter nicht den Menschen. Mit sichtlichem Abscheu erfüllte ihn die Hinterlassenschaft seines Vorgängers und eifrig bemühte er sich, der Humanität Eingang in Räume zu verschaffen, in denen sie seit langem nur seltene und verstohlene Besuche gemacht hatte. Mit Strenge trat er den Bedrückungen der Aufseher und sonstiger Beamten entgegen, und es ward fortan wirklich möglich, daß auch der Gefangene Recht behalten konnte, während es eine der fixen Ideen des Hauptmanns Christ gewesen war, daß Solches principiell niemals zugegeben werden dürfe. Den Züchtlingen erster Klasse ließ er auf ihr Ansuchen gern den blos zur Peinigung dienenden eisernen Ring am Fuße — den sie „gesetzmäßig“ zur Verschärfung ihrer Strafe tragen mußten — abnehmen. Der Stock verschwand beinahe gänzlich, und ist mir überhaupt nicht bekannt, daß Hauptmann v. Bünau, so lange er allein war, dieses

oder irgend eines der schärferen Strafmittel in Anwendung brachte. Selbst Kleinigkeiten bemerkte sein wohlwollender Eifer. Es war bis dahin üblich gewesen, daß das Brod der Zellengefangenen einfach auf den Boden vor ihre Thür gelegt wurde. Hauptmann v. Bünau sah dies eines Tages, und sogleich verfügte er, daß gegenüber unserer Thüre ein kleines Brett an die Wand befestigt wurde, um das Brod darauf zu legen. Er suchte die Kost zu verbessern, ordnete ein öfteres Spazierengehen auch der anderen Abtheilungen an, die eines solchen Genusses bis dahin nur selten theilhaftig geworden waren, und bemühte sich nach allen Seiten hin das Loos der Gefangenen zu erleichtern und durch Milde und ruhige Vorstellung fördernd auf sie zu wirken. Gegen die politischen Gefangenen benahm er sich einfach als ein gebildeter Mann. Ohne seinen — wie ich überzeugt bin — ganz aufrichtigen Standpunkt irgendwie zu verleugnen, erkannte er in ihnen ehrliche Gegner, deren Ansicht er wohl für irrig hielt, deren Recht, für ihre Ueberzeugung einzutreten, er aber nicht zu bestreiten gedachte. Er war zu seinem Glücke zu wenig Jurist, um das Gewissen durch beliebig zu drehende Gesetzesformeln vertreten zu lassen: er zweifelte zwar nicht, daß wir im Unrecht gewesen, aber ebenso wenig, daß wir es ehrlich gemeint, und verleugnete auch nicht, daß ihm das Letztere mehr galt als das Erstere. So behandelte er uns denn, wie es sein richtiges Gefühl ihn hieß, gleichsam als Kriegsgefangene, und erleichterte unsere Lage nach Möglichkeit. Ich hoffe, durch diese Anerkennung dem würdigen Hauptmann von Bünau seitens der sächsischen Regierung, die jetzt so eifrig das Gebahren seines Nachfolgers zu beschönigen oder abzuleugnen sucht, keine Ungelegenheiten zu bereiten. Er würde sie gewiß vor solchen Demüthigungen, wie sie deren jetzt in Beziehung auf Waldheim erlebt, bewahrt haben.

Wenn man sich in einer Lage völliger Rechtlosigkeit ud Abhängigkeit von der Willkür Anderer befindet, ist man gar sehr dankbar für jede kleine Freundlichkeit, und so mag wohl keinem meiner Mitgefangenen jener Lichtpunkt unseres Aufenthaltes in Waldheim aus dem Gedächtniß entschwunden sein, wo Hauptmann von Bünau uns die Gelegenheit verschaffte, eine der bedeutendsten Sonnenfinsternisse unserer Zeit zu beobachten. Mir erhielt sich die Erinnerung daran um so lebhafter, als mir es viele Jahre später nur durch die Gunst eines Aufsehers vergönnt ward, von dem Fenster des Ganges aus einen verstohlenen Blick auf den großen Kometen zu werfen. Gegen Ende Juli 1851 (der Tag ist mir entfallen) wurden wir zu einer ungewöhnlich frühen Nachmittagsstunde zum Spaziergang abgeholt und geradewegs in den Privatgarten des Direktors geführt, welcher letzteren Vergünstigung sich selbstverständlich nur die politischen Zellengefangenen erfreuten. Hier fanden wir den Hauptmann mit mehreren Oberbeamten. Wir wurden freundlich bedeutet, daß wir uns ungezwungen bewegen und unterhalten mögen. Zum leichteren Beobachten des Naturereignisses lag ein Vorrath von geschwärzten Gläsern bereit, und ein Naturkundiger aus unserer Zahl hatte sogar einen einfachen Apparat vorbereitet, mit dessen Hülfe er den Uneingeweihten den ganzen Vorgang anschaulich erklärte. Bei keiner Gelegenheit, weder vor noch nachher, hat sich mir der eigenthümliche Einfluß des Gefängnißlebens so peinlich geoffenbart, wie hier. Jede Möglichkeit hatten wir bis dahin benutzt, uns heimlich und mit schwerer Gefahr einige Worte zuzuflüstern — jetzt, wo völlige Redefreiheit verkündet war, standen wir uns meist verlegen gegenüber und

scheuten uns fast, irgend ein Wort zu sprechen, so lange nicht ein Beamter, als Zeuge der Harmlosigkeit unserer Aeußerungen, dabei war. Die meisten von uns, wie auch mich, mochte hierbei, vielleicht nur instinktiv, eine besondere Rücksicht geleitet haben. Schon damals nämlich waren die Fäden eines wichtigen Geheimnisses zwischen vielen Zellen gesponnen. Wir hatten in der That Vieles zu besprechen, was kein Beamtenohr vernehmen durfte, aber eben weil uns hier die Unterhaltung vertrauensvoll frei gegeben war, genügte es uns nicht einmal, jenen Gegenstand völlig unberührt zu lassen, sondern wir fühlten eine Art Bedürfniß, den Direktor wie die Beamten vor jeder Beschuldigung, als sei uns gerade durch diese Gunst eine Gelegenheit zu Verabredungen geworden, zu bewahren, indem wir sie selbst zu Zeugen jedes gesprochenen Wortes machten. Die uns erwiesene Freundlichkeit durfte in keiner Weise mißbraucht werden, und so kam denn an diesem Tage auch da, wo wir völlig unbeachtet waren, kein Wort in Beziehung auf jene Angelegenheit über unsere Lippen. Der wohlwollende Direktor brauchte sich keinen Vorwurf zu machen, durch seine Freundlichkeit unsern Plan etwa gefördert zu haben.

Die Sache war diese. Kurze Zeit vorher klopfte eines Tages ein auf dem Gange Wache stehender junger Soldat an meine Thüre und flüsterte mir zu, daß er mit mehreren seiner Kameraden sich verbunden habe, mich zu befreien. Als ich auf meine Frage erfuhr, daß der Plan nur auf mich allein berechnet war, wies ich ihn zurück und erklärte, nur dann darauf einzugehen, wenn er sämmtliche politische Gefangene im Isolirgebäude umfassen würde; denn an eine Betheiligung der Uebrigen, die untermischt mit den regelmäßigen Bewohnern dieser Anstalt die Nacht in den großen Schlafsälen zubrachten, war leider nicht zu denken. Hatte die sächsische Reaktion mir auch die Ehre erwiesen, mich zum Repräsentanten der entschieden demokratischen Richtung zu stempeln, so mußte doch die Rettung eines Einzelnen unter mehreren Hunderten ohne allgemeinere Bedeutung und tiefer gehende Wirkung bleiben, während die Befreiung der gesammten Führer des Aufstandes, und zwar durch das wachthabende Militär selbst, gewiß ein erschütternder Schlag gewesen wäre, welcher der Regierung gezeigt hätte, auf wie unsicherem Boden sie stand, und sie vielleicht bewegen mochte, der Wiederholung ähnlicher Vorkommnisse durch eine baldige Freigebung auch der Anderen vorzubeugen. Daß durch eine solche Erweiterung des nach der ersten Absicht leicht ausführbaren Planes die Gefahren des Verrathes oder des Mißlingens sich bedeutend vermehrten, entging mir freilich nicht, allein der Versuch mußte eben gewagt werden. Der junge Schütze, August Heber, besprach sich mit seinen Kameraden darüber und theilte mir nach einigen Stunden ihre Bereitwilligkeit mit, auf meinen Vorschlag einzugehen. Es galt nun zunächst sich zu vergewissern, welche von meinen Schicksalsgenossen — von denen einige, nur auf wenige Jahre verurtheilt, ihrer baldigen Freilassung entgegen sahen — gewillt waren, sich an dem immerhin nicht ganz gefahrlosen Unternehmen zu betheiligen, und darnach die übrigen Vorkehrungen zu treffen. Bei Gelegenheit des nächsten Spazierganges unterrichtete ich zuerst den vor mir hergehenden frühern preußischen Lieutenant von Glümer von dem Plane, und erhielt von ihm die überraschende Nachricht, daß eine ganz ähnliche Eröffnung auch an ihn gekommen war. Es stellte sich bald heraus, daß die beiden Verbindungen unter den Schützen sich ganz selbständig gebildet hatten und nichts von

einander wußten. Eine Verschmelzung beider war durch ihre Führer, August Heber und Friedrich Fleischer, leicht bewirkt. Es mag auffallen, daß wir den uns unbekannten Soldaten so schnell vertrauten, allein abgesehen davon, daß man im Gefängniß gar bald Lauterkeit oder Hinterlist sicher zu erkennen lernt, lag auch wenig Grund zu Mißtrauen vor. Hauptmann von Bünau's Ehrenhaftigkeit unterlag keinem Zweifel; er würde sich nie zu einer Perfidie hergegeben haben, die überdies der Regierung nicht den geringsten Vortheil bringen konnte; die Stimmung der Besatzung Waldheim's war uns hinreichend bekannt, und wenn wir noch Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit gehegt hätten, würden die offenen, ehrlichen Gesichter unserer Befreier sie zerstreut haben, denen wohl jugendliche Unbesonnenheit, nimmermehr aber absichtsvoller Betrug zuzutrauen gewesen wäre. Wir hatten uns auch nicht getäuscht in ihnen, wie mir denn überhaupt nie der Fall vorgekommen, daß ich während meiner langen Gefangenschaft von irgend einem der Vielen, denen ich Vertrauen schenkte, hintergegangen worden wäre — selbst nicht einmal von Geistlichen, unter denen ich auch einige sehr zuverlässige Männer kennen lernte, während ein richtiger Instinkt mir den andern gegenüber den Mund schloß.

Das Nächste war nun, die Schicksalsgenossen in unserer Abtheilung von dem Plane in Kenntniß zu setzen. Auf den Spaziergängen konnte man nicht so leicht an jeden Einzelnen gelangen, und ich zog daher den schriftlichen Weg vor. Die Soldaten hatten bereits ausgekundschaftet, in welchen Zellen politische Gefangene saßen — die Mehrzahl der Isolirten gehörten nicht unserem Kreise an — und sie beförderten ein kurzes Rundschreiben von Einem zum Andern. Wie vergeblich der erfinderischen List gegenüber alle Vorsichtsmaßregeln sind, erwies sich auch hier. Einige Zeit vorher hatte man, um jede Communikation zu verhindern, das Spürloch an unseren Thüren mit einem Glas verschlossen und die Ventilationsöffnung am Fuße derselben mit einem Brette zugemacht, in welches, um des ersteren Zweckes willen, nur kleine Löcher gebohrt waren. Diese kleinen Bohrlöcher genügten uns jedoch vollständig, wie auf dem Königstein das nicht ganz feste Anschließen der Thüre. Das Blättchen wurde auf's engste zusammengerollt und wanderte so durch die Luftlöcher von einer Zelle zur anderen. Mehrere unserer Mitgefangenen lehnten ab, darunter Heubner und Oberstlieutenant Heintze; der erstere in einem Schreiben, welches ich als werthvolles Zeugniß seiner edlen Gesinnung aus allen spätern Gefährdungen glücklich zu retten wußte. Heubner hatte bei Uebernahme der provisorischen Regierung vom Rathhause herab dem Volke gelobt: „Steht Ihr zu uns, wir stehen zu Euch!“ und dies Wort fühlte er sich verpflichtet zu halten: er wollte nicht eigenmächtig das Gefängniß verlassen, so lange noch Andere darin schmachten mußten. Wiederholte Versuche meinerseits fanden ihn unerschütterlich — und doch war er der zärtlichste Familienvater, dessen ganzes Lebensglück in seiner Häuslichkeit sich abschloß. Höher aber als das Glück, stand ihm die erkannte Pflicht. Oberstlieutenant Heintze hielt den Plan für unausführbar, und Andere zogen wirklich das Zuchthaus etwaigen möglichen Gefahren vor. Muthig hatten sie im Kampf das Leben gewagt, jetzt zagten sie vor eingebildeten Schrecknissen; so weit hatte das Gefängnißleben sie schon entmannt. Mehrere, die Anfangs den Plan mit Begierde ergriffen, traten später, von wachsender Angst gefoltert,

wieder zurück, ja Einer wurde sogar in Folge der langandauernden Spannung irrsinnig.

Vierzehn bis sechszehn — die genaue Zahl ist mir entfallen — blieben fest. Viel war noch zu thun. Nachschlüssel, Wagen, Kleidung — auch für die uns befreienden Soldaten — und ausreichende Geldmittel mußten beschafft werden. Glümer's Schwester, die bekannte Schriftstellerin Claire von Glümer, hatte bereits Manches vorbereitet; ich wandte mich an meinen Freund Dr. Florenz Schulze in Dresden, der, obwohl er früher schon hatte leiden müssen, weil er mir zur Reise nach Prag seinen Paß geliehen, doch in seiner Opferwilligkeit für die große Sache, der wir gemeinsam dienten, nie ermüdete. Er war auch jetzt bereit den Plan, dessen höhere Bedeutung er schnell erfaßte, auf's eifrigste zu unterstützen, und traf in Verbindung mit einigen anderen Freunden alle Anstalten, die zu unserer Sicherheit nöthig waren, sobald wir die Mauern Waldheim's verlassen haben würden. Wochen und Monate waren über diese, durch die Soldaten vermittelten Unterhandlungen hingegangen. Der bestimmte Tag, 1. October, rückte heran. Nichts schien mehr der Ausführung entgegen zu stehen, und der Plan selbst war so einfach, daß er kaum mißlingen konnte. Drei Schlüssel und eine kleine Strickleiter, darauf beschränkten sich alle Erfordernisse. Um Mitternacht, gleich nach der Ablösung, sollten die in beiden Stockwerken auf dem Gange postirten Soldaten die bestimmten Zellen aufschließen. Die Wache auf dem Hofe öffnete gleichzeitig die Gartenpforte und schloß sich uns an. In dem großen Garten standen nur zwei Posten, denen, falls sie nicht ebenfalls mitgehen wollten, ihre Mitwissenschaft nicht leicht nachzuweisen war. An einer bestimmten Stelle der nicht hohen Gartenmauer sollte von Außen eine Leiter angelegt werden und eine an dieselbe befestigte Strickleiter das Ersteigen der Mauer von innen ermöglichen. Einige in der Nähe harrenden Wagen hätten uns dann auf das Gut eines Gesinnungsgenossen gebracht, wo die Freunde mit den nöthigen Kleidern, Geld und Papieren unser harren wollten. Da wir überhaupt nur fünf Posten zu passiren hatten und die Zahl der verbündeten Soldaten wenigstens eine sechsmal so große war, so hatte es, bei dem stets üblichen Tauschen mit den Wachtstunden unter den Soldaten, keine Schwierigkeit für die Vertrauten, sich der Posten zur bestimmten Zeit zu versichern. Soweit war denn Alles geordnet, nur hatte bis wenige Tage vor der bestimmten Nacht, der damit beauftragte Schlosser in Leipzig den allein noch fehlenden Schlüssel zur Gartenpforte noch nicht eingeschickt, und diese Saumseligkeit führte mittelbar zur Entdeckung des ganzen Anschlags.

Eines Morgens bemerkten wir auf dem Hofe eine ungewöhnliche Bewegung. Aufseher eilten hin und her, die selten nur sichtbaren Offiziere der Garnison waren in lebhaft sprechenden Gruppen versammelt und zeigten oft nach unseren Fenstern u. s. w. Bei der Ablösung der Anstaltswache, die um zehn oder elf Uhr auf dem Hofe stattfand, wurden fünf Schützen aus Reih' und Glied gerufen und, nach Abnehmung ihrer Waffen, gefangen abgeführt — kein Zweifel, die Sache war verrathen!

Der Tag verging im Uebrigen ruhig, nur in den Mienen des Aufsehers, der das Essen vertheilte, war eine ernste Zurückhaltung bemerkbar. Am späten Abend jedoch entstand Unruhe auf unserm Gange, Thüren wurden aufgeschlossen und heftige Gespräche vernehmbar. Gegen zehn Uhr trat ein Aufseher bei mir ein, zündete meine Lampe an und hieß mich auf-

stehen. Bald darauf kam der „Herr Inspektor", ließ sich erschöpft auf den einzigen Stuhl nieder und lud mich artig ein, auf meinem Bettkasten Platz zu nehmen.

Herr Polizei-Aktuar Heink, dessen Erwähnung zu thun ich noch keine Gelegenheit gefunden, war seit einigen Monaten dem Director unter dem Titel eines Inspectors zur Unterstützung beigegeben worden, da jener die beiden ihm zugleich übertragenen großen Anstalten nicht allein beaufsichtigen konnte. In der letzten Zeit hatten wir Hauptmann von Bünau nur selten in Waldheim gesehen; er blieb in Hubertusburg und kam nur dann und wann auf einen kurzen Besuch herüber. Wie dankbar auch seine menschenfreundlichen Absichten von den Gefangenen begrüßt worden waren, die erfahreneren Bewohner dieses Hauses sagten gleich: „Das wird nicht lange währen, es ist zu gut"; und in der That hatten die alten, in ihrer Brutalität und Willkür gestörten Beamten bald in heimlichen Berichten an das Ministerium die unvermeidliche Auflösung aller Ordnung und Disciplin in Aussicht gestellt, wenn nicht bald ein strenges Regiment eingeführt werde. Dieser Geist stand dem der Regierung freilich näher, und Hauptmann von Bünau mußte mit der Zeit einsehen, daß seine Anschauungen sich höheren Orts keines Beifalls erfreuten. Endlich kam auch der Inspektor Heink, offiziell allerdings nur als Untergebener des Direktors, welcher Letztere jedoch das Verhältniß genugsam durchschaute, um Jenem das Feld bald ganz zu überlassen. Mir war es in der That eine wahre Erleichterung gewesen, als Hauptmann von Bünau wegzog, denn wie berechtigt ich unsere Selbstbefreiung auch hielt, wäre mir doch der Gedanke, gerade ihm Ungelegenheiten dadurch zu bereiten, ein sehr peinlicher gewesen.

Herr Inspektor Heink verhielt sich in den ersten Tagen blos beobachtend, unterlag aber seinerseits einer eben so scharfen Beobachtung, deren Ergebniß jedoch im Allgemeinen ihm nicht sehr günstig war. Obwohl als Jurist im Besitz der gewöhnlichen akademischen Bildung und auch nicht ohne gewandten gesellschaftlichen Schliff, machte doch der ganze Bau des runden, mit kurzverschnittenem schwarzen Haar bedeckten und auf einem Stiernacken ruhenden Kopfes, besonders aber der Ausdruck des fleischwulstigen, zur Hälfte von einem kurzen schwarzen Bart verhüllten Gesichts, einen unangenehm animalischen Eindruck, der wohl durch die scheinbare, überfließende Offenheit des Inspektors momentan zurückgedrängt wurde, doch aber, sobald er sich umgedreht, nur um so ernster warnend nachwirkte. Die Aufseher enthielten sich vorsichtlich jeden lauten Urtheils über diesen Stellvertreter des Direktors, die vielerfahrenen älteren Sträflinge jedoch wechselten bedeutungsvolle Blicke bei seinem Erscheinen und flüsterten den Anderen zu: „Hütet Euch!"

Herr Inspektor Heink war bereits früher ein- oder zweimal bei mir gewesen und hatte sich bei diesen Gelegenheiten sehr unbefangen und zutraulich benommen, mir auch angedeutet, daß er seiner Gesinnung nach eigentlich auf unserer Seite stehe, und recht dringend gebeten, es ihm nicht nachzutragen, daß er leider bei der Polizei gewesen. Dies Alles ging offenbar viel zu weit, um so ganz aufrichtig zu sein, und als er nun diesen Abend sich mit der Entschuldigung seiner großen Ermüdung niederlassen wollte, aber darauf bestand, daß ich mich zuerst setzen solle, dann in herzlichster Weise mich bat, ihm, dem theilnehmenden Gesinnungsgenossen, als Zeichen des persönlichen Vertrauens, Alles genau mitzutheilen, mir zugleich die Hand darauf bietend, daß Nichts über seine Lippen kommen werde,

was zu bewahren ich ihm auftragen würde, da wußte ich auch sofort, daß ich ihm schlechterdings nicht mehr sagen durfte, als er bereits auf anderem Wege erfahren hatte. Ich bemerkte indessen bald, daß er über alles Wesentliche bereits unterrichtet war, und stand nicht an, das hinreichend Erwiesene zu bestätigen. Er entfernte sich mit vielen Entschuldigungen für die späte Störung und überließ mich der peinigenden Gewißheit, daß mein treuer Freund Dr. Schulze, wie so mancher Andere noch, seine opferwillige Bereitheit, uns zu retten, schwer zu büßen haben würden.

Wie ich später von unentdeckt gebliebenen Verbündeten unter den Soldaten erfuhr, soll der Schütze Fleischer an seinen Kameraden Heber, der sich gerade nahe bei Leipzig im Cantonnement befand, von Waldheim aus wegen des noch fehlenden Gartenschlüssels geschrieben und sich zugleich über den ganzen Plan sehr offen ausgesprochen haben. Da die Compagnie jenes Cantonnement bereits verlassen hatte, war der Brief als unbestellbar nach Waldheim zurückgegangen, wo der Postmeister ihn zur Ermittelung des Absenders erbrach, zugleich aber auch, gegen seine strenge Vorschrift, ihn las und darauf gleich dem Militärcommando zustellte — mit welcher Verletzung des Briefgeheimnisses er sich das Verdienstkreuz erwarb. Fleischer und Heber wurden sogleich verhaftet; in dem Briefe mögen noch andere Namen genannt gewesen sein, kurz, die Fäden des ganzen Unternehmens waren bald blosgelegt.

Wie gut berathen ich gewesen, dem Herrn Inspektor nicht zu trauen, bewies das Schicksal eines meiner Freunde. In seiner jugendlichen Arglosigkeit ließ dieser sich durch die herzlichen Betheuerungen und das ausdrückliche Ehrenwort Heink's verleiten, diesem nähere Aufschlüsse über die Betheiligung eines seiner Verwandten zu geben. Heink zögerte nicht, dies Alles als ein freiwilliges Geständniß meines Freundes zu Protokoll zu erklären, auf das hin dessen Verwandter denn auch zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt wurde. Als bei einer späteren Gelegenheit jener allzu Vertrauende dem nachmaligen Direktor Heink diese seine Niederträchtigkeit vorhielt, rechtfertigte sich derselbe damit, daß er ihm zehn Stockhiebe geben ließ.

Die ganze Angelegenheit ward bald den Civil- und Militärgerichten überantwortet. Die Soldaten, soweit sie bekannt wurden, hatten Arbeitshausstrafen bis zu vier Jahre, und die Freunde, welche das Unternehmen unterstützt, Gefängniß bis zu sechs Monaten zu erdulden, so namentlich mein edler Freund, Dr. Schulze. Unser Verlangen nach Freiheit unterlag zwar keiner gerichtlichen Ahndung — welche Strafe hätte man auch uns noch auferlegen können? — allein auf disciplinarischem Wege gab es, auch ohne zur ausdrücklichen Form der Strafe zu schreiten, Mittel genug, uns büßen zu lassen. Inspector Heink änderte bald sein Benehmen. Wenige Tage später erschien er mit dem Aufseher in meiner Zelle und befahl, die sämmtlichen Bücher, so wie Messer, Scheere und was sonst noch dergleichen war, wegzunehmen. Die Spaziergänge im Garten wurden eingestellt und beschränkten sich für die nächsten sechs Jahre auf den Hof. Bald mußte ich meine Zelle ganz verlassen und wurde nach einem andern Flügel des Gebäudes in eine der düstern Paterrezellen versetzt, wo ich zwei Jahre in völliger Einsamkeit, ohne irgend einen Besuch noch andere Lektüre, als die Bibel, mit Spinnen verbrachte.

Einen bemerkenswerthen Gegensatz zu dem Verhalten so mancher Beamten bei dieser Gelegenheit, bildete das der übrigen Gefangenen. Unter

den Letzteren erregte das Mißlingen unseres Planes ziemlich allgemeine Trauer, die mir oft genug selbst von Leuten, die aller Voraussicht nach ihr Leben in diesem Hause zu beschließen hatten, in rührender Weise ausgedrückt wurde. Es war indessen keine Ausnahme: stets ging ein freudiges Aufathmen durch die ganze Anstalt, wenn es, gleichviel Wem gelang, sich dieser Marter durch die Flucht zu entziehen, was öfters vorkam. Der Weiterdenkende theilte diese Empfindung mit klarem Bewußtsein, denn gleichviel welches Schicksal den Flüchtling draußen erwarten mochte, immerhin hatte er gewiß ungleich mehr Aussicht, auf den Weg des Rechtes zurück zu gelangen, als in diesem Hause. Einem so uneigennützigen Geiste standen gerade die Oberbeamten am fernsten. Mochten auch immerhin manche Aufseher die Entdeckung unseres Fluchtplanes benutzt haben, um durch eifrige Thätigkeit in Enthüllung des Ganzen sich Gunst zu erwerben; mochten Andere, in dem sicheren Bewußtsein, daß alles Regelwidrige, was vorkommen mochte, ihnen zur Last gelegt würde, leichter aufgeathmet haben, als diese ungeahnte Gefahr an ihnen vorübergegangen war, so habe ich doch immerhin von vielen dieser Klasse, die, weil in anderen Abtheilungen beschäftigt, keine unmittelbare Gefahr getroffen haben würde, zahlreiche Beweise des herzlichen Bedauerns über das Mißlingen unserer Befreiung erhalten.

Ganz anders die höheren Beamten, obschon diese, wenigstens unmittelbar, gar kein Vorwurf treffen konnte. Namentlich erinnerlich ist mir noch der verwunderliche Gedankengang Eines derselben. Dieser sonst recht brave Mann, der mir bis zu Ende manche Freundlichkeit erwiesen und sich stets anständig benommen hatte, kam tief gekränkt zu mir und frug mich, wie ich denn nur so rücksichtslos habe sein können, einen solchen Schritt zu unternehmen? Ob ich denn gar nicht bedacht, welche Ungelegenheiten möglichenfalls auch für ihn daraus hätten erwachsen können, wenn er gelungen wäre? Er selbst — betheuerte er — würde einer solchen Handlungsweise schlechthin unfähig gewesen sein und den Versucher auf's Entschiedenste abgewiesen haben. — Die Anmuthung, lieber freiwillig das ganze Leben hindurch im Zuchthaus zu bleiben, als ihm einen möglichen Vorwurf zuzuziehen, war so drollig, daß ich mich eines herzlichen Lachens nicht enthalten konnte.

Eine Erklärung dieser köstlichen Naivetät des Egoismus mag jedoch in der Thatsache gefunden werden, daß auch von den Beamten Niemand es für möglich hielt, daß unsere Gefangenhaltung mehr als einige Jahre dauern könne. Ja, es ward mir von dieser Seite sogar als eine Beschimpfung des Königs ausgelegt, als ich einmal gesprächsweise der Möglichkeit erwähnte, daß meine Haft wohl von längerer Dauer sein könnte; und einer der verschiedenen Untersuchungsrichter, mit denen ich wegen dieser Angelegenheit zu thun hatte, rief einmal wahrhaft entsetzt: „Sie glauben doch nicht, daß man Sie hier sterben lassen werde?“ Ich wies scherzhaft auf die rothen Streifen an meinem Aermel — „Ah pah;“ lachte er; und in der That, ich selbst glaubte damals auch nicht, daß meine Lebenszähigkeit auf eine so lange Probe gestellt werden könne. Die vierundzwanzig auf dem Begräbnißplatze des Zuchthauses modernden Leichen meiner Schicksalsgenossen bewiesen, wie arg wir Beide uns damals getäuscht hatten. Er hoffte auf das Gewissen des Königs, ich auf einen Aufschwung des Volkes — wir waren Beide noch schlechte Menschenkenner!

Der vom Herrn Inspektor Heink bei Gelegenheit unseres Fluchtversuches bewiesene Eifer — mit Einschluß des Wortbruches — machte ihn der Beförderung würdig. Hauptmann von Bünau kehrte ganz nach Hubertusburg zurück, und ~~Heink~~ wurde Direktor von Waldheim. Was er mir damals stolzerfüllt sagte: „daß man von seiner Leitung dieser Anstalt durch ganz Europa sprechen werde“, es ist treulich in Erfüllung gegangen.

Eine ganz neue Zeit begann, eine Zeit der rastlosen Umwälzungen in Nebensachen und der Abwechselung in allerlei Querköpfigkeiten, während im Wesentlichen, Entscheidenden, Alles nur weiter zurückging.

Angefangen wurde mit den sogenannten „Rapporten“. Bisher ließ man sich des Morgens durch den Aufseher bei dem Direktor melden, und wurde noch im Laufe des Vormittags zum „Rapport“ vorgeführt, um sein Anliegen vorzubringen. Direktor Heink wußte diese Anordnung in mannigfachster Weise zu variiren. Zuerst wurde der Rapport nur an zwei Tagen in der Woche abgehalten, dann an einem; in der Verlängerung der Termine weiterschreitend, hatten wir der Reihe nach einen vierzehntägigen, monatlichen und endlich sogar vierteljährlichen „Rapport“, d. h. wenn man irgend etwas Dringendes an den Direktor zu bringen wünschte, eine Beschwerde, ein Gesuch oder dergl., fand man möglicherweise in zwei, drei Monaten Gelegenheit dazu; allein auch Das war eben nur eine Möglichkeit, denn die Anmeldungen hatten sich während dieser langen Zwischenräume stets so gehäuft, daß sie in die Hunderte gingen, und meist wurde die Hälfte ohne Weiteres bis auf den nächsten Rapport, in weiteren drei Monaten, vertröstet. Die Uebelstände dieser Unnahbarkeit des Direktors, der nichtsdestoweniger jede Entscheidung, auch über die unbedeutendsten Kleinigkeiten, sich selbst vorbehielt, stellten sich bald in schreiendster Weise heraus, und um ihnen abzuhelfen, verfiel Heink auf eine neue, höchst praktische Idee. Er ließ nämlich eine Menge Briefkasten anfertigen, und eines Tages durchwanderten die Aufseher alle Arbeitssäle und Zellen und verlasen einen Befehl, nach welchem die Gefangenen in dringenden Fällen die Erlaubniß erhielten, dem Herrn Direktor zu schreiben, und zwar Sonntags. Sie hatten solchen Falls ihrem Aufseher diese Absicht kundzugeben, worauf ihnen derselbe im Laufe des Vormittags Papier, Feder und Tinte bringen sollte; zu Mittag mußte er mit dem verschlossenen Briefkasten kommen: der Gefangene steckte selbst sein Billet hinein, und der Kasten wurde in das Zimmer des Direktors gebracht, der allein den Schlüssel dazu besaß. Beigefügt war dieser Ordre jedoch die Warnung, den Herrn Direktor auf diesem Wege nicht etwa mit grundlosen Beschwerden, Kleinigkeiten oder unverständlichem Geschmiere zu belästigen, ansonst schwere Strafe zu gewärtigen sei. Wer nun weiß, in welcher Unbildung unsere Volksschulen, trotz ihres „Lesen, Schreiben und Rechnen“ die unteren Klassen zu erhalten verstehen, und sich erinnert, daß die große Mehrzahl der Bewohner unserer Strafanstalten gerade aus den Vernachlässigtsten der untersten Volksklassen bestehen, wird jener Maßregel seine Anerkennung gewiß nicht versagen. Der Gedanke, an den Herrn Direktor zu schreiben, war — abgesehen von den Vielen, welche die Feder nie in der Hand gehabt hatten — für die Meisten umso abschreckender, als die beigefügte Verwarnung sie nur in die peinlichste Ungewißheit darüber versetzen mußte, was denn der Herr Direktor wohl etwa für eine „grundlose Beschwerde“, oder für eine „Kleinigkeit“ erachten mochte, wogegen das einzig Gewisse dieses Zweifelfalles die „strenge Strafe“ war.

Wie viele Bewohner von diesem Briefkasten Gebrauch gemacht haben mögen, ist mir unbekannt. Die Kasten wanderten indessen jeden Sonntag aus allen Theilen der weitläufigen Anstalt nach dem Zimmer des Direktors, wo sie meist uneröffnet stehen blieben. Ich ebenfalls hatte mich einmal bewogen gefunden, im Interesse eines Mitgefangenen diesen Weg, an den Direktor zu gelangen, einzuschlagen; als ich jedoch nach drei Monaten noch Nichts darüber vernommen hatte, erkundigte ich mich nach dem Schicksal meines Schreibens und erfuhr, daß die Kasten von damals noch immer nicht eröffnet worden. Zuletzt wurden sie sammt ihrem Inhalt bei Seite geschafft, und mit ihm modert auch meine Verwendung wohl ungesehen in irgend einer Rumpelkammer Waldheims.

Man suchte allgemein die Erklärung der sichtlichen Abneigung Heink's, den Gefangenen persönlich gegenüber zu stehen, in seinem Mangel an physischem Muth. Schon während der Maitage in Dresden soll er sich, seiner allgemeinen Unbeliebtheit bewußt, wie man erzählte, in ein Hühnerhaus versteckt haben; ein Gefangener rühmte sich laut, den Herrn Direktor bei Gelegenheit eines Rapportes geprügelt zu haben, und Thatsache ist es, daß Heink nach dieser Begegnung keinen Sträfling mehr allein empfing: der Aufseher mußte immer neben demselben stehen.

Eine zweite neue Einrichtung hatte ihren Ursprung wohl in dem nicht ganz unbegründeten Mißtrauen gegen das Militär. Die Gänge vor unseren Zellen wurden durch Gitter abgesperrt und die Posten auf diesen Gängen kamen in Wegfall. Mit Neujahr 1852 verloren auch die Schützen die Auszeichnung, Waldheim bewachen zu dürfen, und die Besatzung wurde einem andern Bataillon anvertraut, dessen, meist aus der slavischen Lausitz rekrutirte und sehr stumpfe Mannschaft weniger Besorgniß erregte.

Minder leicht erklärlich war eine weitere Anordnung Heink's, nach welcher die sämmtlichen Isolirten alle vier Wochen ihre Zellen wechseln mußten. Eines Tages entstand auf meinem Gange plötzlich eine sehr geräuschvolle Bewegung. Thüren wurden aufgeschlossen, bald diese, bald jene, ein nicht endendes Hin- und Herlaufen fand statt, bis endlich auch meine Thüre sich öffnete und der Aufseher hereinrief: „Umquartiren!" Es wurde mir bedeutet Alles zusammenzupacken und nach Nummer Soundso überzusiedeln, die manchmal entfernter, zuweilen aber auch dicht daneben lag. Da man die Zelle übernahm, wie sie der frühere Bewohner plötzlich verlassen hatte, so mußte man sich sofort an ein allgemeines Scheuern und Reinigen begeben, um den neuen Aufenthalt einigermaßen wohnlich zu machen. Das war nun freilich umso schwieriger, als man nur alle Sonnabend etwas warmes Wasser erhielt, um zunächst einige Wäsche zu waschen und dann die Zelle zu scheuern. Die Absicht dieser Maßregel war vermuthlich, etwa angeknüpfte Verbindungen mit den Wandnachbarn abzubrechen; man übersah dabei nur, daß diese Vorsicht zugleich dazu diente, alle Gefangenen einander näher zu bringen, während ohne sie jeder doch höchstens nur mit seinen beiden Nachbarn Bekanntschaft anknüpfen konnte. Für die politischen Gefangenen war dieses Umquartieren vollends ohne Bedeutung, denn schon seit längerer Zeit hatte man die Einrichtung getroffen, uns durch andere Züchtlinge zu trennen. Mir persönlich fiel, so lange ich nur das Spinnrad und meine wenigen Effekten zu transportiren hatte, dieser Wohnungswechsel eben nicht lästig; er unterbrach einigermaßen die Monotonie dieses Daseins und bot immerhin Gelegenheit, mancherlei Beobachtungen anzu-

stellen und Erfahrungen zu sammeln. Einmal ward mir sogar in Folge eines solchen Umzuges ein Liebeszeichen von einem verstorbenen Freunde. Ich fand nämlich in der eben bezogenen Zelle hinter dem Brett, welches in einer Ecke angebracht war, um Schüssel, Krug und Lampe darauf zu stellen, einige Blätter Papier, welche in stenographischen Zeichen von der Hand eines, vor mehreren Jahren verstorbenen jungen politischen Gefangenen, die Abschrift eines längeren Briefes enthielten, den ich zur Zeit unter den Freunden hatte cirkuliren lassen.

Es würde zu weit führen, alle die vom Direktor Heink ersonnenen Neuerungen ähnlicher Bedeutungslosigkeit hier zu verzeichnen. Lästig fühlbar machte sich dieser Eifer im Kleinen jedoch vornehmlich dadurch, daß auf die Veranlassung irgend eines Einzelnen hin, gleich allgemeine Anordnungen getroffen wurden. So hatte z. B. Einer, um das laue Mittagessen wärmer zu erhalten, seine kalte zinnerne Schüssel vor dem Ausspeisen in die Ofenröhre gestellt, wo sie auffälliger Weise schmolz — widersprach doch der Versuch allen Erfahrungen, da auch im schärfsten Winter um die Mittagsstunde der Ofen längst seine dürftige Wärme ausgestrahlt hatte. — Wegen dieses einen Falles wurden sämmtliche Ofenröhren zugemacht, und wir Alle verloren damit die Möglichkeit, uns irgend etwas zu wärmen oder einen Apfel zu braten, die uns in reichlichen Jahren aus dem Garten der Anstalt verkauft wurden und meist nur in etwas veränderter Gestalt zu genießen waren. Ein Anderer hatte aus langer Weile in seinem Blechlöffel einige Zinnknöpfe geschmolzen; das schien sehr gefährlich, und wir erhielten sämmtlich statt dieser Löffel hölzerne, was den Uebelstand hatte, daß wir nun unser Fleisch — wir bekamen nämlich alle zwei Monate wirklich einmal ein Stückchen Fleisch, was jedoch meist sehr zäher Beschaffenheit war — gar nicht mehr zerkleinern konnten und aus der Hand in den Mund verzehren mußten. Durch eine ergreifende Schilderung des canibalischen Anblicks, den bei dieser Veranlassung alle zwei Monate die Zellen boten, brachte ich es dahin, daß uns an diesen Tagen wenigstens auf eine halbe Stunde etwas Messerähnliches anvertraut wurde. Für andere Gelegenheiten versah mir ein elfenbeinernes Papiermesser, welches mir geschickt worden war, nothdürftig solche Dienste.

Einen lebhaften Krieg führte Herr Director Heink gegen alle überflüssige Wäsche. Hauptmann Christ hatte mir den Gebrauch meiner eigenen Taschentücher gestattet, was mir, da ich leider der Untugend des Tabakschnupfens ergeben bin, sehr werthvoll war: sie wurden mir sämmtlich genommen und es währte lange Zeit, ehe ich durch wiederholte Eingaben und Vorstellungen die Erlaubniß erwirkte, mir wenigstens „ordonnanzmäßige“, d. h. blaue Tücher anschaffen zu dürfen. Jede andere Farbe war streng verpönt. Eines Tages, mitten im Winter, ward uns ein neuer Befehl eröffnet, dahin gehend, daß es bei schwerer Strafe untersagt sei, zur bessern Erwärmung irgend welche Kleidungsstücke auf das Bett zu legen.

Besonders unser Befreiungsversuch setzte die fruchtbare Fantasie des Herrn Heink in geschäftige Thätigkeit, und so ließ er denn auch die Thüren der sämmtlichen politischen Gefangenen mit großen eisernen Stangen und Vorlegeschlößern versehen, welche kostspielige Umständlichkeit jedoch nach einiger Zeit wieder in Wegfall kam. Treuer blieb man einer andern Einrichtung, die im Laufe der Zeit getroffen wurde. Es war eine deutsche

Seele, welche die Erfindung machte, den elektrischen Telegraphen derart auf die Thüren von Gefängnissen anzuwenden, daß jedes Oeffnen derselben sogleich signalisirt wurde. Diesen Einfall brachte man auch bei uns an — umso überflüssiger Weise, als die Gänge und Treppen bereits durch Gitter versperrt waren und zahlreiche Militärposten ausstanden, mit denen keine Verständigung bewirkt werden konnte. Der Telegraph war jedoch etwas Neues, er wurde eingerichtet, und jeden Abend hatte man fortan das Vergnügen, zur Probe seiner Wirksamkeit alle Thüren öffnen und fortwährend das Glöckchen im Zimmer des Aufsehers erschallen zu hören.

Durch solche und ähnliche Dinge bekundete der neue Direktor seinen Eifer. Das war jedoch nicht Alles. Er hatte einmal gelesen von der Strenge, mit der in London die Besuche der Untersuchungsgefangenen überwacht werden, und dachte, es sei gut, dasselbe auch in Waldheim einzuführen. Er ließ dem nach einen Gang vor seinem Büreau durch ein doppeltes, sehr dichtes Holzgitter derart absperren, daß der Besucher hinter dem einen, der Gefangene hinter dem andern stand — ohne eine Möglichkeit, sich zu sehen — und zwischen beiden reichlicher Raum für mehrere Aufseher blieb. Mich traf das Loos, diese neue Einrichtung einzuweihen. Eine meiner Schwestern hatte die Reise von England nicht gescheut, um mich zu besuchen. Nachdem sie sich in Dresden die Erlaubniß dazu erwirkt, kam sie nach Waldheim. Ohne irgend darauf vorbereitet zu sein, wurde ich eines Tages aus meiner Zelle abgeholt und in das andere Gebäude vor ein Gitter geführt. In dem Zwischenraum saßen zwei Aufseher. Hinter dem andern Gitter frug eine Frauenstimme: „Wo ist denn mein Bruder?“ „Da hinter dem Gitter“ brummte einer der Aufseher. Auf ein solches Begegnen nicht gefaßt, brach meine arme Schwester in einen Thränenstrom aus und nur schwer gelang es mir, sie einigermaßen zu beruhigen. Der Mittagsstunde wegen drangen die Aufseher zur Eile, und meine Schwester, die schon vorher den bei dieser Gelegenheit gegen sie sehr zuvorkommenden Direktor gesprochen, ging noch einmal zu ihm, um die Erlaubniß zu erwirken, mir die Hand zu reichen. Er gestattete es, jedoch nur unter seiner persönlichen Oberaufsicht. So wurden denn die beiden Gitterthüren geöffnet, wir traten einander näher, und von sechs scharf darauf gerichteten Augen bewacht, drückten wir uns die Hände, wobei meine gute Schwester sich ganz ordonnanzwidrig so weit vermaß, mir, nach einem flüchtig bittenden Blick auf den Direktor, auch noch einen Kuß zu geben!

Man wird es begreiflich finden, daß ich nach einem solchen Auftritt meiner Frau den Wunsch, mich zu besuchen, versagte; und die Schilderung, welche ihr meine Schwester von dieser Begegnung machte, genügte auch, sie davon abzuschrecken. Indessen war auch dieser Neuerung keine lange Dauer beschieden, und die Gattin eines meiner Freunde konnte ich später im Beisein eines Beamten ohne weitere Belästigung empfangen.

Das Hauptfeld, auf dem sich Direktor Heink auszeichnete, war das der Strafen. „Streng aber gerecht“, hatte er selbst gleich zu Anfang seines Eintritts als seinen Wahlspruch bezeichnet. Erfahrungsmäßig ist nun aber die Grausamkeit in den Augen Derer, welche sie üben, nie etwas Weiteres, als Strenge, und diese Strenge auch stets nur gerecht. Davon war auch Heink fest überzeugt. Die brutale und halb verrückte Willkür des Hauptmann Christ brachte er in ein förmliches System, welches mit größter Kaltblütigkeit durchgeführt wurde. Unter seinem

Regiment kam der Kantschu wieder in Aufnahme und erreichte die Zahl der jährlich ausgetheilten Hiebe die bereits erwähnte Höhe. Wenn ich nicht sehr irre, war auch er es, der erst die qualvolle Lattenstrafe einführte und ein paar solcher Marterzellen einrichten ließ.

Bei dieser Gelegenheit muß jedoch, wie schon erwähnt, daran erinnert werden, daß keineswegs alle Prügelstrafen von dem Direktor selbst verhängt waren, sondern ein guter Theil derselben auch auf Rechnung des Gesetzes kam, indem sämmtliche Rückfällige — wenn durch richterliches Urtheil oder auf Gnadenwege nicht ausdrücklich anders verfügt war — zur Verschärfung ihrer Strafe gleich nach ihrem Eintritt den mit ächtem Folterknechtshumor so bezeichneten „Willkomm", d. h. sechzig Stockhiebe erhielten. Bei der großen Menge von Rückfälligen wurde schon hierdurch eine gute Zahl von Stöcken — die immer in großen Partien bezogen wurden und zum Zeichen ihrer vorschriftsmäßigen Stärke und Länge oben wie unten mit einem Siegel versehen waren — abgenutzt. In die Vollstreckung dieser Exekutionen brachten Sonn- und Feiertage keine Unterbrechung. Ja selbst am ersten Weihnachtsfeiertag sah ich Leute dazu abgeführt werden und zerschlagen, kaum fähig sich fortzuschleppen, zurückkehren. Die Geistlichen fühlten sich nicht bewogen, Einsprache dagegen zu erheben.

Die beste Kritik dieser brutalen Gesetzgebung lieferte eines Tages ein oftmals schon wegen kleiner Diebereien bestrafter älterer Mann. Während er auf dem Schimmel seinen gewohnten Willkomm erhielt, sagte er zu dem Aufsicht führenden Oberbeamten: „Ach, lieber Herr, das hilft ja Alles nichts; über's Jahr bin ich doch wieder da, denn draußen nimmt mich Niemand auf, gibt mir Niemand etwas, und will ich nicht verhungern, so muß ich eben stehlen."

Der Direktor war völlig unbeschränkt in der Verhängung von Strafen, und so ließ denn Heink für die unbedeutendsten Dinge den Stock in Bewegung setzen. Ich erinnere mich, daß ein Knabe neun Kantschuhiebe bekam, weil er beim Reinigen des Gartens von Ungeziefer eine abgefallene Stachelbeere vom Boden aufhob und aß. Ein alter höherer Bergbeamter, der für eine Unterschlagung verbüßte und dem Gärtner zugetheilt war, hatte eines Tages eine Birne aufgehoben und in die Tasche gesteckt. Er wurde von der Schildwache angezeigt und in Arrest gebracht, wo er sich in derselben Nacht noch erhenkte, um der zu gewärtigenden Peinigung und Schmach zu entfliehen. Weder Alter noch Bildungsgrad fand bei Heink irgend welche Berücksichtigung bei seinen Strafbestimmungen. Insofern war er wirklich unparteiisch: er sah nur die Züchtlingsjacke und behandelte oder mißhandelte vielmehr ohne Unterschied Einen wie den Andern.

Zuweilen veranstaltete Direktor Heink auch öffentliche Exekutionen. So waren einmal in den unteren Zellen zwei Gefangene belauscht worden, wie sie eines Abends — es wurde hier unten kein Licht gegeben — um der tödtlichen Langeweile zu entfliehen, sich durch die Wand mit einander unterhielten. Sie wurden zu je 25 Stockhieben verurtheilt, doch sollten zugleich sämmtliche Bewohner des unteren Geschosses Zeugen dieser Exekution sein. Unsere Zellen wurden geöffnet und wir mußten unter die Thüre treten. Der „Schimmel" war in der Mitte des Ganges aufgestellt, das Urtheil wurde verlesen, und die Bestialität ging vor sich. Mit aller Wucht holte der zum Folterknecht degradirte Aufseher aus, und nach jedem Streich wurde eine fast minutenlange Pause gemacht, um durch den zweiten Hieb die Nach-

wehen des ersten nicht abzukürzen. Ueber eine halbe Stunde währte dieser scheußliche Auftritt. Ein junger, wegen Raubmords zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilter Wende, dessen energischer und, trotz seines furchtbaren Verbrechens, doch nicht unedel angelegter Charakter jedoch bei richtiger Behandlung zu den besten Hoffnungen berechtigte, war durch mehrfache wirkliche oder gewähnte Ungerechtigkeiten so aufgebracht worden, daß er in einem Anfall von Raserei seinen Webestuhl vor die Thüre schob und Jeden, der hereindränge, zu erschlagen drohte. Heink kam herüber, um selbst mit ihm zu parlamentiren, als er aber die Drohungen des Wüthenden hörte, entfernte er sich wieder und schickte den Aufsehern wiederholt den Befehl, ihn sofort lebendig oder todt aus seiner Zelle zu holen. Dieser Befehl besagte aber nichts weniger, als daß mindestens der Erste, der die Schwelle überschritt, sein Leben opfern solle, denn der junge starke Mensch stand, mit einem schweren, aus dem Webestuhl genommenen Balken in der Hand, wohlgedeckt neben der Thüre, und würde in seiner Wuth dem Ersten, der sich zeigte, unfehlbar den Kopf zerschmettert haben. Es war den Aufsehern gewiß nicht zu verargen, daß Keiner die Lust in sich verspürte um solchen Preis den Andern den Weg zu bahnen, zumal der Herr Direktor selbst ihnen durch seinen schleunigen Rückzug von dem gefährlichen Schauplatz, ein so ermuthigendes Beispiel gegeben hatte. Sie machten also dem Trotzigen ruhige Vorstellungen, sein Zorn legte sich allmälig, und endlich ergab er sich selbst. Diesen Exceß glaubte Heink ganz exemplarisch bestrafen zu müssen, obwohl eine Nachahmung desselben gerade am wenigsten zu befürchten stand. Der junge Wende sollte 60 Stockhiebe, und zwar in Gegenwart aller Gefangenen, mit Ausnahme der Isolirten, empfangen. Die Bank wurde im großen Speisesaal aufgestellt, und vor den versammelten Bewohnern der Anstalt und den meisten Oberbeamten — auch der Direktor und selbst der Pastor (!) fehlten nicht — erprobten nach einander drei der stärksten Aufseher ihre Kraft an diesem Menschen. Als er endlich losgeschnallt wurde, blieb er mit geschlossenen Augen und ohne Lebenszeichen liegen. Da befahl Heink, ihm, wenn er binnen einer Stunde nicht aufgestanden sei, noch weitere 60 Hiebe zu geben. Dazu kam es jedoch nicht. War seine Ohnmacht nur Verstellung oder Wahrheit gewesen, vor Ablauf der Stunde noch erhob er sich und wurde auf längere Zeit in Arrest gebracht.

Dieser Auftritt war ein so scheußlicher, daß mehrere der gezwungen beiwohnenden Gefangenen in Ohnmacht fielen, und das Ministerium selbst nahm doch so weit Notiz davon, daß es dergleichen öffentliche Exekutionen für die Zukunft untersagte. Die Mittel der Menschenquälerei waren jedoch dem Direktor Heink durch dies Verbot im Geringsten nicht verkümmert, galt es ja doch nur den öffentlichen Aufführungen, privatim mochte nach wie vor geschehen, was da wolle. Selbst die abgehärteten Aufseher konnten nicht Schritt halten mit dem neuen „System“, welches „durch ganz Europa von Waldheim sprechen machen sollte“, und einer derselben sagte mir einst: „Es werden uns jetzt Dinge (Befehle, Verhaltungsmaßregeln in Betreff der Gefangenen) vorgelesen, die Einen schaudern machen.“ Dieser Schauder war allerdings wohl begründet, denn Pastor Kohl nahm gar keinen Anstand zu wiederholten Malen bei seiner Erläuterung des Gebotes: Du sollst nicht tödten, jene Verläumder als Mörder zu bezeichnen, deren falsche Denunciation Unschuldigen so schwere Strafen zugezogen, daß sie unter denselben erlagen. Die Direktion — meinte er — sei nicht ver-

antwortlich dafür, denn zur Aufrechthaltung von Zucht und Ordnung müsse sie nun einmal mit aller Strenge vorgehen. Der fromme Herr bedauerte nur die Unschuldigen, welche in solcher Weise zu Tode gemartert wurden: jene Andern dagegen, welche eine wirkliche Uebertretung derart mit dem Leben büßen mußten, hatten demnach nur erduldet, was ihnen gebührte. Dies, in meinem Beisein zu zweien Malen von der Kanzel herab abgelegte Zeugniß des Anstaltsgeistlichen selbst genügt wohl zur Erhärtung derartiger Vorkommnisse. Zum Ueberfluß wurde mir auch ganz unmittelbar ein solcher Fall bekannt. Unter den Correctionären befand sich ein, mit einer Art epileptischem Nervenzucken behafteter Schneider aus Leipzig, der, in Folge seiner Krankheit erwerbsunfähig geworden, statt einer Versorgungsanstalt, immer wieder der Correctionsanstalt zugewiesen worden war. Tappelfritze oder Tappelschulze, wie er seines Zustandes wegen genannt wurde, schien sich viel auf seine feinen Manieren zu Gute zu thun, und die nie ruhenden Zuckungen machten seine häufigen Komplimente noch devoter; dabei war er jedoch nach Art aller Nervenkranken zuweilen sehr leicht zu reizen und überhaupt als unzurechnungsfähig zu betrachten. Eines Tages nun, als er zum Spaziergang aus dem Hause trat, gerieth er in Folge einer groben Aeußerung eines Aufsehers, der kurz nachher wegen ähnlicher Krankhaftigkeit entlassen werden mußte, derart außer sich, daß er diesen anfiel, was jedoch keine Folgen hatte, da er von dem Aufseher selbst und andern Hinzueilenden schnell überwältigt wurde. Tappelfritze sollte für dies Verbrechen durch zehntägigen Lattenarrest büßen. Diese unmenschliche Folter ward bereits früher beschrieben. Der Arme ertrug in dünner Kleidung und bei ausnahmsweise strenger Winterkälte die über ihn verhängte Strafe, mußte aber nach Beendigung derselben gleich auf die Krankenstube gebracht werden, wo er am dritten Tag sein vielgequältes Leben endete.

Es würde diese Blätter in's Ungebührliche anschwellen, wollte ich alle, selbst nur mir bekannt gewordenen ähnlichen Thatsachen hier verzeichnen; ich werde bei Schilderung der Behandlung, welche den politischen Gefangenen wurde, noch reichliche Gelegenheit finden, die Leitung des Direktor Heink nach Verdienst zu charakterisiren.

Schon an dieser Stelle jedoch dürfte es passend sein zu bemerken, daß Heink durchaus nicht so ganz nur der Wütherich war, als welchen ihn freilich seine Handlungsweise erscheinen läßt. Seine Amtsführung, die, zum Unglück für Tausende, zwölf bis dreizehn Jahre währte, konnte allerdings nicht wohl schlechter sein, allein es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß er den Willen hatte, seiner Aufgabe möglichst zu entsprechen: es fehlten ihm leider nur alle dazu erforderlichen Eigenschaften. Der deutsche Polizeidienst jener Zeit war eben keine Schule der Ehrenhaftigkeit, und Heink schien, unterstützt vielleicht von natürlicher Anlage, jede Achtung vor der Wahrheit darin verloren zu haben. Kaltblütiger „das Ding zu sagen, was nicht ist", war nicht möglich. Man blieb stets im Zweifel, ob man ihm glauben dürfe, oder nicht, und er selbst schien oft unsicher darüber zu sein, wenigstens nahm er es gar nicht übel oder lachte auch darüber, wenn man sich offen für das Letztere entschied, sofern es nur mit guter Manier geschah. So wiederholte er mir später noch einmal ganz vertraulich, daß er ja durch und durch Demokrat sei, fand aber doch meine Bemerkung ganz zutreffend, daß er solchenfalls weit eher noch meine Kleidung, als die seine tragen würde. Der leidige Polizeidienst — dem er freilich die wesentlichsten Eigen=

schaften mochte entgegengebracht haben — hatte es ihm soweit angethan, daß ihm Wahrheit oder Unwahrheit eben nur indifferente Mittel waren, zwischen denen man beliebig wählen könne, je nachdem es gerade am zweckmäßigsten erschien. Bei alledem besaß er doch auch eine gewisse Weichheit, die sich zuweilen sogar durch Thränen bekundete, die ich weit entfernt war in jedem Falle für künstlich erpreßt zu halten, obschon der Umstand, daß ziemlich permanent in seinem linken Augenwinkel eine Thräne in Bereitschaft saß, einen solchen Verdacht leicht erzeugen konnte. Immerhin verhinderte ihn diese vorübergehende Weichheit keineswegs an den empörendsten Grausamkeiten, die er dann vor sich selbst wie vor Anderen stets als „traurige Nothwendigkeiten" zu rechtfertigen suchte. Wer sich einmal mit „traurigen Nothwendigkeiten" befreundet hat, findet schwer eine Grenze. Dieselbe traurige Nothwendigkeit, welche den Direktor Heink nach dem Zeugniß seines eigenen Pastors so oft gezwungen hatte, Gefangene zu Tode martern zu lassen, zwang ihn auch aus ökonomischen Gründen, sie in den Jahren 1855 und 1856 zu Tode hungern zu lassen. Die Sterblichkeit in der gesammten Anstalt erreichte in diesen Mißjahren die furchtbare Höhe von 9 bis 10 Procent jährlich, und zwar unter lauter Erwachsenen, deren große Mehrzahl sich in den besten Jahren befand. Wegen der herrschenden Theuerung wurde die Kost, bei unverminderter anstrengender Arbeit, fast gänzlich nur auf die nahrungslosesten Pflanzen, wässerige Rüben, Kraut, Obst und etwas Kartoffel beschränkt, so daß die stärksten Männer sich völlig entkräftet fühlten und die schwächeren massenweise hinstarben. Erst als diese Menschenvertilgung bereits längst den höchsten Punkt erreicht hatte, drang die Kunde davon in die Oeffentlichkeit, und die Regierung — durch die Presse dazu angeregt — ordnete eine Untersuchung und Abstellung dieses mörderischen Sparsystems an.

Wenn bei allem Diesem Direktor Heink sich den Gedanken an die Verantwortung der Oeffentlichkeit gegenüber nie anfechten ließ — wenigstens nicht früher als am letzten Abend meines Dortseins — so hatte er dafür nicht nur das Beispiel seiner höchsten Vorgesetzten, sondern auch ihre ausdrückliche Verwarnung für sich, denn — wie er mir selbst sagte — lautete die eindringliche Lehre, welche Minister von Friesen ihm für sein neues Amt mitgegeben dahin: sich schlechthin gar nichts aus der öffentlichen Meinung zu machen. Direktor Heink befolgte denn auch diese Vorschrift im ausgedehntesten Sinne und erweiterte sie noch dahin, daß er sich schließlich auch aus der Meinung seiner Vorgesetzten und Mitbeamten selbst gar nichts mehr machte. Der gänzliche Mangel an Ordnung und Pünktlichkeit in seiner Geschäftsleitung überstieg alle Vorstellung: die wichtigsten Dinge blieben monate-, jahrelang liegen; die Oberbehörde mahnte vergeblich und ordnete zuletzt, mit eben so wenig Erfolg an, daß der Direktor jeden ihm zukommenden Erlaß den sämmtlichen Oberbeamten der Anstalt mittheilen mußte, die dann zu Dutzenden Mahnungen an den Direktor zu lesen bekamen, wie z. B.: er solle bei Strafe von 3 oder 5 Thaler binnen drei Tagen endlich den so oft verlangten Bericht u. s. w. einsenden. Das ging so fort bis zu Ende meines Aufenthalts in Waldheim.

Es mag unbegreiflich erscheinen, wie eine derartige Mißleitung einer der größten und wichtigsten Anstalten des Landes so lange geduldet werden konnte, allein man würde Unrecht thun, der unmittelbar vorgesetzten Behörde einen Vorwurf daraus zu machen. Nach glaubwürdigen Versicherungen hatte Regierungsrath von Zahn, dem das gesammte Gefängnißwesen unter-

geben war, sobald er den mit der Anstellung Heink's gemachten Mißgriff erkannt, sich auf's eifrigste bemüht, ihn von dieser Stelle wieder zu entfernen, war jedoch bei Herrn von Beust, der nach dem Rücktritt des von Friesen auch das Ministerium des Innern übernommen hatte, auf den unbeugsamen Widerstand gestoßen. „Heink bleibt", war seine stete Antwort auf alle Vorstellungen. Aus dem Munde von Anstaltsbeamten erzähle ich es, daß Herr von Zahn, der sich die Sache zu Herzen nahm, in Folge der Unmöglichkeit, die so nothwendige Entfernung zu erwirken, derart gelitten habe, daß für seinen Geisteszustand zu befürchten und er auf eine längere Zeit in eine Privatheilanstalt gebracht worden war. Ich wiederhole damit selbstverständlich nur, was mir von glaubwürdiger Seite mitgetheilt worden war, da mir selbst keinerlei Mittel und Wege zu Gebote stand, direkte Beweise dafür zu erlangen, und diese außerhalb der Beamtenkreise auch jetzt nicht wohl zu beschaffen sein dürften.

Die Ursache der wirksamen Unterstützung, welche Herr von Beust dem — wie die Folge zeigte — ihm persönlich sehr gleichgültigen Heink angedeihen ließ, suchte man allgemein in folgenden Verhältnissen.

Der König Friedrich August „der Gerechte" — dessen Gerechtigkeit ihn nicht verhindert hatte den Garde-Major Agrado (der die Erklärung seiner Mutter, daß dieser Friedrich August ein von ihr selbst in Ehebruch gezeugtes Kind und demgemäß nicht der rechtmäßige Kurfürst sei, an den Reichstag in Regensburg bringen sollte) dreißig Jahre lang, bis an sein Ende im Jahre 1800 auf dem Königstein in einsamer strenger Haft zu halten — dieser Friedrich August hatte eine einzige Tochter, die Prinzessin Auguste hinterlassen, die als alleinige Erbin ihres Vaters für sehr reich galt und die Cousine und nächste Verwandte des jetzigen Königs ist, der für einen sehr sparsamen Wirth gilt. Diese hochbejahrte Dame nirgendwie unangenehm zu berühren, erschien demnach Herrn von Beust aus naheliegenden Gründen eine wichtige staatsmännische Sorge. Nun war Direktor Heink der Sohn des alten Hegereiters Heink, eines ehemaligen Leibjägers König Friedrich August's, der als vielleicht das einzige noch lebende Inventarstück ihres Vaters und überdieß als eifriger Katholik, bei der Prinzessin Auguste in hoher Gunst stand.

Jeder, der einige Einsicht in das deutsche Hofwesen und zumal in das Getriebe unsrer Kleinstaaterei hat, wird nun leicht begreifen, welches Gewicht Herr von Beust darauf legte, durch dessen Sohn den alten Hegereiter, durch diesen die reiche Prinzessin Auguste, und durch diese wieder den König in guter Laune zu erhalten, d. h. mit anderen Worten: dem Letzteren nicht etwa die Erbschaft, oder sich selbst die Stellung zu gefährden, und daß demnächst Heink, so lange die alte Prinzessin lebte, Direktor von Waldheim bleiben mußte, mochten auch immer Tausende an Leib und Seele darüber zu Grunde gehen und gewissenhafte Beamte den Verstand verlieren. Was dieser Erklärung die größte Wahrscheinlichkeit verleiht, ist die Thatsache, daß dem Tode der hochbejahrten Prinzessin vor einigen Jahren, auch die Enthebung Heink's von seinem Posten unmittelbar folgte. Der alte Hegereiter, falls er noch lebte, war fortan nicht mehr gefährlich. Um jedoch das begangene schwere Unrecht nicht einzugestehen, wurde Heink mit dem Titel eines Regierungsrathes von der Direktion Waldheim's entfernt, was auch einer gewissen Billigkeit nicht ermangelte, denn die Verantwortung für die von ihm verübten Gräuel

lastete weit weniger noch auf ihm selbst, als auf Demjenigen, der ihn in voller Kenntniß seiner Unwürdigkeit, dennoch in dieser Stelle erhalten hatte.

Nach dem bereits Mitgetheilten wird man der Versicherung leicht Glauben schenken, daß Direktor Heink die politischen Gefangenen im Ganzen nicht schlechter behandelte, als die Andern. Ja, es mochte vielleicht sein geheimer Demokratismus Ursache gewesen sein, daß er sich — wie es nicht verschwiegen bleiben darf — wenigstens gegen Manche von uns besonders rücksichtsvoll erwies. Ich selbst darf mich, wenigstens was die äußere Begegnung anlangt, zu diesen Begünstigten zählen, und erwähne es hier gern als ein versöhnendes Moment, daß es mir verschiedene Male gelungen war, durch direkte Vorstellungen eine Milderung der Lage von Mitgefangenen, politischer oder anderer, zu erwirken. Obwohl es zu diesem Zwecke unvermeidlich war, eine gewisse Kenntniß von Vorgängen zu verrathen, die mir hätte verschlossen bleiben sollen, so begnügte sich Heink bei solchen Gelegenheiten doch stets damit, anzudeuten, wie er mich wohl dafür strafen könne, unterließ es jedoch in der Regel weiter nachzuforschen, wie ich die Sache erfahren, und gewährte öfters meinen Wunsch. Freilich gehörte dazu jedesmal, daß sowohl die Verhältnisse an sich als auch ihre Darstellung derart waren, daß er Schanden halber nicht wohl anders konnte. Daß er trotzdem keinen Anstand nahm, auch gegen mich sein eigentliches Wesen zu bekunden, werde ich noch Gelegenheit finden darzuthun. Die einzige Unterscheidung in seiner Behandlung der politischen Gefangenen von der, welche den Anderen wurde, bestand darin, daß er die den gebildeten Kreisen Angehörigen von uns, wie es gleich Anfangs das Beispiel des Hauptmann von Bünau nicht wohl anders zuließ, in der dritten Person, statt mit dem vorgeschriebenen „Du" anredete. Immerhin schützte uns diese kleine conventionelle Form gegen manche Rohheiten in der Begegnung, denen die Anderen ausgesetzt blieben.

Bald nach Entdeckung unseres Befreiungsversuches fand Heink eine neue Gelegenheit, seinen demokratischen Eifer im Dienste der deutschen Reaktion zu bewähren. Eines Morgens, am 27. October 1851, ereignete sich der seltene, in diesem Hause nie dagewesene Fall, daß ein höherer Offizier in glänzender Uniform als Correctionär eingeliefert wurde. Es war dies ein Pole, Major in der ungarischen Armee, der vor Monaten auf seiner Durchreise in Leipzig verhaftet worden war, weil man daselbst von Wien aus die Weisung erhalten hatte, auf Mieroslawski zu fahnden, und ihn hier gefunden zu haben glaubte. In dem Koffer des reichlich mit Geld und auch mit einem regelrechten, auf den Namen Baczky lautenden Paß aus Warschau versehenen Polen, fand sich zu seinem Unglück ein Brief der Mutter Mieroslawski's an ihren Sohn, was begreiflicherweise als Bestätigung des Verdachtes diente. Obwohl nun für Sachsen durchaus keine Vertragspflicht bestand, der Oesterreichischen Regierung bei Verfolgung ihrer außerdeutschen Flüchtlinge behülflich zu sein oder dieselben auszuliefern (ein dahin gehender Vertrag wurde erst von Herrn von Beust im Jahre 1856 und zwar ganz geheim abgeschlossen), so hatte doch die europäische Reaktion auch damals schon ihre Solidarität

zu gut erkannt, um sich nicht gegenseitig nach Kräften behülflich zu sein. Alles Leugnens ungeachtet galt der Verhaftete für Mieroslawski, zumal die polizeilichen Anfragen in Warschau ergaben, daß der in seinem Passe genannte Joseph Badiczky jene Stadt gar nicht verlassen hatte. Da alle Bemühungen der Leipziger Polizeibehörde den Gefangenen nicht bewegen konnten, sich als Mieroslawski zu bekennen, so lieferte sie ihn nach sechs Monaten als „Vagabund" in die Correctionsanstalt zu Waldheim ein, wo man wirksamere Zwangsmittel hatte, ihn zum Geständniß zu bringen. Heink war ganz der Mann, diese Mittel in Bewegung zu setzen. Badiczky — wie ich ihn nennen will, da mir sein wirklicher Name unbekannt blieb — wurde von dem Direktor zuerst mit größter Artigkeit empfangen. Er mußte sich zwar bequemen die Kleidung der Correctionäre zu tragen, doch wurde er isolirt und ihm der Gebrauch seiner Leibwäsche und seidenen Taschentücher gestattet. Als er aber nach einiger Zeit, trotz aller dieser Vergünstigungen und der steten Mahnungen Heink's ungeachtet doch nicht Mieroslawski sein wollte, wendete sich das Blatt: seine Wäsche wurde ihm entzogen und er selbst in die Wollschlägerei gebracht. Dort hatte er, ein sehr kleiner, an schwere Arbeit nicht gewöhnter Mann, den ganzen Tag, durch 13 bis 14 Stunden, mit zwei Stöcken den Staub aus der rohen Wolle zu klopfen. Dabei wurde ihm gleich von vornherein aufgegeben, das ganze Pensum, wie die tägliche Arbeitsaufgabe genannt wurde, zu liefern, wozu auch der stärkste und geübteste Mann alle seine Kräfte aufbieten mußte. Selbstverständlich vermochte er das nicht zu leisten. Er wurde vorgeschriebener Maßen von dem Aufseher angezeigt, und Direktor Heink diktirte ihm zur Strafe sechzig Stockhiebe, zugleich mit seiner grinsenden Höflichkeit ihm zuflüsternd: „Gestehen Sie doch, daß Sie Mieroslawski sind, und Sie haben keine Strafe zu erdulden und erfreuen sich sogleich aller früheren Bequemlichkeiten." Badiczky zuckte mit den Schultern und sagte: „Das kann ich nicht, es ist nicht wahr." So erhielt er denn seine sechzig Hiebe, und wurde in die Wollschlägerei zurückgebracht. Begreiflicherweise war er jetzt noch weniger im Stande, der absichtlich übertriebenen Aufgabe zu genügen. Nach acht Tagen stand er wieder unter gleicher Anklage vor dem Direktor. Ganz dieselbe Scene wiederholte sich: sechzig Stockhiebe, wenn er sich nicht als Mieroslawski bekennen wollte. Doch diesmal rettete ihn der Arzt, der jeden zu schwerer körperlicher Züchtigung Verurtheilten zu untersuchen hatte, ob er die Strafe ohne Gefahr würde ertragen können. Die Wunden Badiczky's von seiner ersten Mißhandlung waren noch offen, und der Arzt legte Einsprache ein gegen eine so schnelle Wiederholung derselben. Die Lage des Armen besserte sich dadurch nicht: die Strafe wurde nur abgeändert, und er erhielt statt der Hiebe Krankenkost dritter Klasse auf vier Wochen. Diese Strafe, welche bereits geschildert ward, entkräftete den Unglücklichen derart, daß nach einigen Wochen der Arzt zu ihm gerufen wurde. Dieser fand ihn ausgestreckt auf seinem Lager, unfähig sich zu erheben und vor Schwäche zitternd. Er schlug die Hände zusammen über diesen Anblick, erklärte aber auf die Bitte des Gemarterten, ihm zu helfen, daß er leider Nichts vermöge: der Direktor habe unbeschränkte Macht, und erst, wenn ein Gefangener in nachweisbarer Folge der Strafe das Leben eingebüßt habe, könne der Arzt sich mit einer Vorstellung an das Ministerium wenden. Es besagte dies mit anderen Worten: Verhungere doch nur,

dann will ich für die nachfolgenden Leidensgenossen etwas thun. — Badiczky verhungerte nicht, und vielleicht trugen die Butterbrode, welche ich, in allen Theilen meiner dürftigen Kleidung versteckt, ihm in die katholische Unterrichtsstunde mitbrachte, dazu bei, ihn hinzufristen. Von dieser Qual erlöst, doch neuen Martern entgegensehend, kam er unter dem Druck des Leidens auf den traurigen Einfall, sich durch Aneignung eines falschen Namens vor weiteren Verfolgungen zu schützen. Was ihn verhinderte sich zu nennen, blieb mir unbekannt, allein jener ungeschickt ausgeführte Versuch brachte ihm neue sechzig Hiebe, und zwar diesmal als „Lügner“ ein.

Erbaulich war die Entrüstung und Verachtung sämmtlicher Oberbeamten und des Direktors selbst, als sie den fast zu Tode Gequälten in seiner Verzweiflung und halben Unzurechnungsfähigkeit auf falschem Wege ertappt. Es schien wirklich, als habe ihn diese Nothlüge in ihren Augen gänzlich vogelfrei gemacht. Er fand von dieser Stunde an sogar kein Mitleid mehr.

Indessen hatten die angestellten weiteren Nachforschungen mit der Zeit doch ergeben, daß er wirklich nicht der so grundlos gefürchtete Mieroslawski sein konnte, und damit wurde er den Behörden gleichgültiger. Ihn nach Erkenntniß des Irrthums freizugeben, war man jedoch weit entfernt. Unter der alten Anklage der „Legitimationslosigkeit“ blieb er nach wie vor in der Correctionsanstalt und hatte sogar bis an das Ende seines Aufenthalts in Waldheim den Klotz zu tragen. Am 1. März 1853, also nach einem Jahr und fünf Monaten, im Ganzen aber nach zweijähriger Gefangenhaltung, wurde er abgeführt, um, wie ich vernahm, an Rußland ausgeliefert zu werden. Auf dem Wege dahin, in Breslau, soll es ihm mit Hülfe von Freunden gelungen sein, zu entkommen. Ob die Mittheilungen über alle diese Vorgänge, welche ich zu verschiedenen Malen an den edlen Polenfreund, Lord Dudley Stuart und Andere gelangen ließ, etwas hierzu beigetragen haben, ist mir unbekannt geblieben. Ich habe nichts weiter von diesem Opfer der königlich sächsischen Politik und Menschlichkeit gehört.

Noch einen andern polnischen Flüchtling beherbergte die Correctionsanstalt zu Waldheim, doch diesen nur auf drei Monate. Er war aus Warschau zu einem Verwandten nach Dresden gekommen, dort von der Polizei aufgegriffen worden und, weil ebenfalls legitimationslos — er hatte versäumt, sich von der russischen Regierung einen Paß auf seine Flucht mitgeben zu lassen — zu den Vagabunden gesperrt worden, bis ihm gestattet wurde, nach Amerika auszuwandern.

Mehrere der, an politischen Gefangenen verübten Scheußlichkeiten sind in letzter Zeit durch die Tagespresse hinreichend bekannt geworden, und ich gedenke ihrer hier nur der Vollständigkeit wegen.

Mein Freund Moritz Kirbach, damals noch Rechtscandidat, der längere Zeit nach dem Maikampf auf freiem Fuße geblieben und später erst verhaftet wurde, kam im Jahre 1852, auf Lebenszeit verurtheilt, nach Waldheim. (Sogar im Jahre 1857 wurden noch 13 Maigefangene in's Zuchthaus eingeliefert!) Er mußte spinnen. Um ab und zu etwas freie Zeit zum Lesen zu erübrigen, lieferte er, mit Bewilligung eines Aufsehers, täglich nur das vorgeschriebene Quantum Gespinnste ab und hob das Uebrige, was er zu Stande gebracht, auf, bis ihm die Ersparnisse vielleicht einen halben Tag Arbeit decken mochten, den er mit seinen wenigen Büchern

besser verwerthen konnte. Ein anderer Aufseher entdeckte diesen kleinen Vorrath Garn und zeigte die Sache dem Direktor an. Dieser erkannte darin einen ausgesprochenen Fluchtversuch — obwohl Niemand im Stande gewesen wäre zu sagen, wiefern diese Fäden dabei dienlich hätten sein können, zumal unsere Fenster auf den mit Wachen besetzten innern Hof gingen. Ohne die wahrheitsgemäße Erklärung des Vorfalls irgend einer Beachtung zu würdigen, ließ Heink dem nach Geistesnahrung Lechzenden zur Strafe den sogenannten Springer anlegen, welches Instrument aus zwei schweren, durch eine Kette mit einander verbundenen eisernen Fußringen bestand und das Gehen sehr erschwerte, indem es nur ganz kurze Schritte zu machen erlaubte. Kirbach mußte diesen Springer tragen, bis die Eisen ihm die Haut abgeschunden und eine bis auf die Knochen reichende Eiterung erzeugt hatten, so daß der Arzt, den Eintritt des Brandes befürchtend, auf ihre Abnehmung drang. Kirbach trägt heute noch die Narben dieser ebenso unberechtigten als zwecklosen Mißhandlung.

Ungefähr um dieselbe Zeit sollte ich die Herzensbildung des Direktor Heink auch aus eigenster Erfahrung kennen lernen. Einige Monate nachdem ich meine längeren Uebungen auf dem Spinnrad begonnen, drückte mir eines Sonntags auf dem Kirchgang ein politischer Mitgefangener — der auch auf dem Friedhof zu Waldheim ruht — ein kleines Päckchen in die Hand. Ich verbarg es schnell. Auf meiner Zelle öffnete ich es, und fand darin Bleistift, Feder, Tintenpulver und Papier, sowie in einigen Zeilen die Mittheilung des recht gut ersonnenen Planes einer ausgedehnteren Correspondenz zwischen den befreundeten Schicksalsgenossen, die einigermaßen Ersatz leisten sollte für die uns gänzlich versagte Möglichkeit irgend eines Gedankenaustausches.

In der Welt, wo sich dem Geiste stets neue Anregung bietet und er die Ergebnisse seines Denkens auf diese oder jene Weise zu einer That gestalten und erproben kann, entbehrt man leicht einen vollkommen zusagenden Umgang, der uns ja auch so selten wird. Anders dagegen in der völligen Abgeschlossenheit der einsamen Haft, wo nicht nur jede Anregung, sondern auch jede Wirksamkeit abgeschnitten ist und der Geist Alles aus sich selbst schöpfen, zugleich aber auch all' das Gedachte als einen todten, unfruchtbaren Ballast in sich aufspeichern muß, bis ihn die Last zu erdrücken droht und auch oft genug seine Spannkraft lähmt. Gerade der Isolirte, von dem Leben Abgesperrte bedarf mehr als jeder Andere einer durchaus freien und seiner Bildungsstufe entsprechenden Ansprache, soll er mit der Zeit nicht geistig verkommen. Zu wiederholten Malen habe ich den verschiedenen Direktoren, in besonderen Eingaben auch dem Ministerium, diese Nothwendigkeit begreiflich zu machen gesucht und verlangt, daß uns — wie dies selbst Kaiser Franz seinen Opfern auf dem Spielberg zugelassen hatte — gleichviel unter welchen äußeren Vorsichtsmaßregeln, wenigstens gruppenweise ein freier Umgang unter uns gestattet werde. Erst im Jahre 1856 oder 57 errang ich die Erlaubniß, daß uns auf besonderes Verlangen in Gegenwart eines Oberbeamten eine Unterredung erlaubt sein solle; allein dieser uns eröffnete Befehl schien gleichzeitig von einer heimlichen Ordre, ihn nie zur Ausführung zu bringen, begleitet gewesen zu sein, denn alles Drängens ungeachtet, konnte ich es nicht dahin bringen, mit einem meiner Freunde, den ich einer literarischen Arbeit wegen zu Rathe ziehen wollte, darüber zu sprechen. Daß die seltneren Gelegenheiten, Diesem oder Jenem heimlich ein paar Worte

zuzuflüstern, diesem Bedürfniß keineswegs genügen konnten, ist selbstverständlich; derartige flüchtige Mittheilungen mußten sich auf Thatsächliches, auf Neuigkeiten von innerhalb oder außerhalb der Anstalt beschränken; und die Gespräche mit den Geistlichen oder anderen höheren Beamten waren in Folge der vorschriftsmäßigen Richtung, welcher die meisten der Ersteren huldigen, so wie der auf die Amtserfordernisse beschränkten Bildung der Anderen wegen nicht geeignet, uns zu befriedigen; zumal jene der handwerksmäßige Bekehrungseifer nur selten verließ, und diesen es meist sehr schwer fiel den Beamten und Vorgesetzten zu vergessen. So war mir denn jene Nachricht eine hochwillkommene, da mir bei meinem Spinnrad und der Bibel, die ich bereits fast auswendig wußte, die völlige Einsamkeit furchtbar drückend zu werden anfing und ich schon öfters wegen meines Geisteszustandes in Besorgniß gewesen war. Mit Freuden ergriff ich daher diese Gelegenheit, und schnell war ein lebhafter Depeschenwechsel zwischen den verschiedenen Zellen in Gang gesetzt. Die Gegenstände unserer Correspondenz waren sehr harmloser Natur, sie betrafen nur theoretische und spekulative Fragen aus den Gebieten der allgemeinen Politik, Literatur und Philosophie, untermischt mit den seltenen Neuigkeiten, von denen der Eine oder Andere Kenntniß erhalten hatte. Das währte mehrere Monate; allein, wie so oft, erzeugte auch hier die Sicherheit Unvorsichtigkeit. Einer der auf Socken schleichenden Aufseher belauschte eines Abends die Unterhaltung zweier politischer Wandnachbarn, in welcher auch unsere Correspondenz und die Namen mehrerer Betheiligten erwähnt wurden. Er machte sogleich dem Direktor Anzeige von seiner Entdeckung, und noch am selben Abend fand eine allgemeine Durchsuchung unserer Zellen und Personen statt. Bei mir wurde ein Schreiben gefunden, welches ich in den nächsten Tagen weiterzugeben beabsichtigte; bei Anderen machte man ähnliche Funde. Zeugte auch immerhin der Inhalt dieser Mittheilungen für ihre gänzliche Gefahrlosigkeit, so verstand doch Heink seinen Vortheil zu gut, um nicht das möglichste Kapital aus dem Erfolg seines wohlorganisirten Ueberwachungsystems zu ziehen. Die Sache wurde zu einer wichtigen Staatsaffaire gemacht. Glümer und ich, die wir von dem Befreiungsversuche her als Anstifter alles Unheils galten, mußten es ganz fälschlicherweise auch hier gewesen sein und wurden zu vierwöchentlicher Krankenkost dritter Klasse — d. h. sechs Loth Semmel des Tags — begleitet vom Klotztragen, verurtheilt. Daß wir den Irrthum nicht aufklärten, versteht sich von selbst.

Was mit dieser Strafe — die vielmehr unseren Peinigern gebührt hätte — beabsichtigt sein mochte, ist mir zur Stunde noch unbegreiflich, denn abschrecken konnte sie mich ebenso wenig, als mich der Mittel, zu correspondiren berauben, wie denn meine Frau gerade in dieser Zeit heimlich ein Briefchen von mir erhielt, welches ich in Ermangelung eines Bleistifts, mit einer Nadel schreiben mußte, indem ich die Buchstaben durch Stiche zeichnete. Eine besondere Raffinerie der Grausamkeit bestand nämlich darin, daß den in Ungnade Gefallenen zwar die von ihren Verwandten eingehenden, zuvor aber doppelten Censurstrichen unterliegenden Briefe ausgehändigt wurden, ihnen selbst dagegen versagt war, Jenen zu schreiben, in Folge dessen also Diese durch Ungewißheit und Sorge gemartert wurden.

Bei dieser Gelegenheit ward mir ein schlagender Beweis der gänzlichen Erfolglosigkeit blos mechanischer Schutzmittel in den Gefängnissen. Die Entdeckung unserer Correspondenz geschah Anfangs December 1851. Ich

wurde noch am selben Abend in eine der halbdunkeln Katakomben, gebracht. Am nächsten Tage schon hörte ich in der Nebenzelle Geräusch: ein Nachbar war eingetroffen. Kaum war es ruhig geworden auf dem Gang, als es auf seiner Seite an der Wand klopfte und mir in der schon geschilderten langsamen Weise buchstabirt wurde, daß der Nachbar — ein politischer Gefangener aus einer andern Abtheilung — als er erfahren, wie ich hierher versetzt worden sei, sofort eine Uebertretung begangen habe, um möglicherweise Gelegenheit zu finden, mir die Ereignisse des 2. December in Paris mitzutheilen, so wie auch, daß von Friesen das Ministerium des Innern abgegeben und von Beust dasselbe übernommen habe. Die Strafe für diesen Freundeseifer, mich durch Neuigkeiten zu erheitern, war mehrtägiges Krummschließen in einem engen, niedrigen Käfig, mit Ausschluß des Lichts! Wie dieser, mir sonst ganz unbekannte Mensch erfahren hatte, daß ich überhaupt hierher und gerade in diese Zelle gebracht worden war, ist mir heute noch ein Räthsel; ihn näher darüber zu befragen, war bei der Umständlichkeit und den steten Gefahren unserer Klopfsprache nicht thunlich; doch habe ich in spätern Jahren dem Direktor Heink diese Thatsache mitgetheilt als Beweis der gänzlichen Unmöglichkeit, Verständnisse und Mittheilungen zwischen Gefangenen zu verhüten, und der Zweckmäßigkeit, den Verkehr derselben unter gewissen Vorsichtsmaßregeln freizugeben — allerdings ohne Erfolg.

Eine Abhandlung über den Hunger mag sehr unpoetisch erscheinen; indessen ist dies aber doch ein Thema, über welches wohl nur wenige meiner Leser eigene Erfahrungen zu sammeln in der Lage waren, und daher schon aus diesem Grunde nicht ohne Interesse, während zugleich doch nicht vergessen werden darf, daß wir in ihm die erste und mächtigste Triebfeder unserer ganzen Cultur zu verehren haben. So mag es mir denn gestattet sein in Kürze der Erscheinungen zu gedenken, die ich als Wirkungen dieses wunderlichen Bekämpfungsmittels unseres Geselligkeitstriebes an mir selbst zu beobachten gefunden habe.

Die ersten Tage vergingen ziemlich leidlich; bald aber stellte sich der Hunger ein, der von da ab in Folge des gänzlichen Mangels an Beschäftigung und Zerstreuung das Feld der Gedanken und Empfindungen ausschließlich beherrschte. Auch im Schlafe noch wußte er sich bemerkbar zu machen, indem er sogar die Träume beschäftigte. Doch war es seltsam, daß diese nie mit bloßer Sättigung sich begnügen wollten — worauf doch allein das Bedürfniß ging — sondern stets nur in den ausgesuchtesten Leckereien schwelgten. Während mir wachend das kleinste Stückchen unseres Schwarzbrodes ein Labsal gewesen wäre, führten mich die Bilder meiner Träume zu den feinsten Pariser Restaurants, und selbst die Speisekarten von Very und den Frères provençaux waren mir noch nicht delikat genug und ich ließ mir, die Gier bezähmend, ganz besonders die raffinirtesten Genüsse bereiten. Die an mir selbst gemachten Beobachtungen bestätigen jedoch keineswegs jene Angaben, nach welchen der Hungrige im Traume wirklich ißt: ich kam in der Regel nicht über die Entwerfung der Speisekarte hinaus, die meinem wählerischen Gelüste viel Sorge machte; selten nur sah ich einige Gerichte, aber nie gelangte ich so weit, davon zu kosten — der Hunger war vielleicht zu stark, um sich durch solche Vorspiegelungen täuschen zu lassen. Die Feinschmeckerei der Träume übertrug sich jedoch auf die Wirklichkeit, als mir nach vier Wochen die gewöhnliche Kost wieder verabfolgt wurde: sie wollte mir durchaus nicht munden, und

das Erste, nach dem ich verlangte, war meine Butterbüchse — unser Luxus — ganz vergessend, daß ihr Inhalt über einen Monat alt und daher wohl völlig ungenießbar war. Es mag sich diese Erscheinung vielleicht dadurch erklären, daß die Schwäche meiner Verdauungswerkzeuge instinktiv die kaum zu bewältigende schwere und nahrungsarme Kost verwarf, und jenes Verlangen nach feineren Genüssen erzeugte. Ich war auf's Aeußerste abgemagert und hatte als Nachwehen dieser Kur mit einem Heißhunger zu kämpfen, der sich erst nach Jahren gänzlich verlor.

Eine zweite Bestrafung zog ich mir später durch eine unbedachte Aeußerung gegen einen Soldaten zu. Es mochte im August 1858 gewesen sein, als die nahe der Anstalt vorbeifließende Zschopau aus ihren Ufern trat und die Niederungen überschwemmte. Von unserem Weg im Garten aus konnte man einen Blick auf den Fluß werfen, und beim nächsten Spaziergang hielt ich, zudem der Letzte in der Reihe, einen Moment an, um das Wasser zu sehen. Ich hatte im Augenblick vergessen, daß es uns ebenso streng verboten war, stehen zu bleiben, als uns umzusehen oder etwas vom Boden aufzuheben. (Wenn ich etwa im Sande auf dem Weg ein interessantes Steinchen bemerkt zu haben glaubte, mußte ich stets erst den Aufseher um die Erlaubniß bitten, es aufzuheben, fand es aber dann meist nicht mehr, da ich mich nicht aufhalten durfte, um die Stelle irgendwie zu bezeichnen.) Die Schildwache in der Nähe rief mir barsch zu: „Was hast du stehen zu bleiben? Pack dich weiter!“ Ich entgegnete: „Das genirt Sie aber doch gar nicht,“ und ging. Zur Anzeige gebracht wegen dieses Frevels, meinte Heink, daß ich eigentlich körperliche Züchtigung verwirkt habe, und diktirte mir achttägigen engen Dunkelarrest, Versetzung aus der ersten in die dritte Klasse, Entziehung der Abendsuppe auf vier Wochen, sowie der sogenannten Extra-Victualien (die man sich selbst anschaffte) auf einige Monate u. s. w. Des engen Dunkelarrestes ist bereits gedacht worden. Ich wurde auf zwölf Stunden des Tags in einen eisernen Käfig gesperrt, der mir nur zu stehen erlaubte; der geschlossene Fensterladen ließ kein Licht in die Zelle, und meine Kost bestand aus einem Pfund Brod des Tages. Wie schon erwähnt, wurde diese Strafe alle zwei Tage durch einen Ruhetag unterbrochen. Es freut mich, hier verzeichnen zu können, daß sich die Anstaltsgeistlichen bei dieser Gelegenheit sehr freundlich gegen mich erwiesen, und namentlich ein junger, erst kürzlich angekommener Hülfspastor mir große Theilnahme erwies, wie er denn überhaupt, ein sehr guter, edler Mensch, der Einzige war, der mich durch die That belehrte, daß die moderne protestantische Orthodoxie wirklich aufrichtig und mit Menschenliebe vereint sein könne.

Ich erwähnte soeben meiner Versetzung aus der ersten in die dritte Klasse. Das hängt so zusammen. Zu verschiedenen Malen, und schon damals, als er nur erst den Titel „Inspector“ führte, hatte ich Heink auf die Nothwendigkeit einer gewissen Klassifikation der Gefangenen und einer demgemäßen Behandlung derselben, gegenüber dem bisher üblichen „über einen Kamm scheeren“ aufmerksam gemacht, und auch in schriftlichen Eingaben darauf gedrungen. Es ist mir unbekannt, wie weit meine Gespräche und Anträge den unschuldigen Anlaß dazu gegeben haben mochten, allein mit Neujahr 1855 erhielt Waldheim plötzlich ein überaus buntscheckiges Ansehen.

Schon früher waren sämmtliche Beamte, die Aerzte, der Hausverwalter, der Wirschschaftsinspector, der Aktuar u. s. w. uniformirt worden, nur der Lehrer und die Geistlichen blieben von dieser Maßregel verschont; der Direktor aber trug eine brillante Uniform mit goldenen Bouillons oder Raupen auf den Schultern und Hahnenfedern auf dem Hut, in welchem Kostüm er gleich am ersten Tage sämmtliche Visitationen durchschritt, um sich bewundern zu lassen, wobei seine majestätische Haltung ihm den Titel: „Napoleon der Dicke" eintrug — der „Kleine" war erst kürzlich vorher erfunden.

Die sämmtlichen Sträflinge wurden in drei Klassen eingetheilt, deren erste die früher gemeinsamen Farben, blau und schwarz gestreift, beibehielt, und zur besonderen Auszeichnung noch ein weißes Halstuch erhielt; die zweite Klasse trug grau und schwarz, die dritte braun und schwarz gestreifte Kleidung, mit der seitherigen schwarzen Binde. Dabei wurden die bis dahin nur auf einem Arm getragenen besonderen Abzeichen, als: ein senkrechter rother Streifen für den ersten Grad (mit Fußeisen), zwei horizontale rothe Streifen für die Lebenslänglichen, beide auf dem linken Aermel, und ein gelber Streifen auf dem rechten Aermel für jeden Rückfall, nunmehr auf beide Aermel, und zwar rings um dieselben erweitert, so daß das Ganze einen sehr farbenreichen Anblick bot und einen gewaltigen Aufwand an Bändern erforderte.

Während aber selbstverständlich eine zweckdienliche Klassifikation nur nach den Charakteren, den Bildungsstufen und der Moralität, mit Vermeidung aller sichtbaren Abzeichen oder Vortheile vorgenommen werden konnte, war sie jetzt ganz äußerlich nur als disciplinelle Maßregel aufgefaßt, und das Wohlverhalten als Gefangener, der Hausordnung gegenüber, entschied allein über die anzuweisende Stufe. Wer mindestens ein gänzlich strafloses Jahr hinter sich hatte, kam in die erste Klasse, wer innerhalb der letzten sechs Monate nicht bestraft worden war, hatte Anspruch auf die zweite, und die Uebrigen verfielen der dritten Klasse, ebenso wie alle neu eingelieferten Rückfälligen, während die zum Erstenmale diese Anstalt Betretenden der zweiten zuertheilt wurden. Mit den verschiedenen Klassen waren mancherlei Vortheile oder Nachtheile verbunden. Wer bei seiner Entlassung sich in der dritten Klasse befand, verfiel strengster polizeilicher Aufsicht, von welcher die erste Klasse gänzlich befreit blieb, die noch außerdem das Recht hatte, sich überall im Lande aufzuhalten, wogegen die zweite Klasse nach ihrem Heimathsorte dirigirt wurde. Wie leicht eine Versetzung aus der ersten Klasse in die dritte zu verwirken war, ist gezeigt worden, und von solchen nichtssagenden Zufälligkeiten, die bei Manchen erst wenige Tage vor ihrer Entlassung eintraten, machte man das ganze fernere Loos der Menschen abhängig.

Zu bemerken ist bei dieser Gelegenheit, daß den meisten politischen Gefangenen bei ihrer Entlassung das der ersten Klasse zugesicherte Vertrauenszeugniß dennoch verweigert wurde und zwar aus dem erklärten Grunde, weil sie, obgleich sonst ganz brave Menschen, doch schlechte Unterthanen seiner Majestät des Königs seien.

Mit welcher, Recht und Gesetz verhöhnenden Willkür Heink sein Amt verwaltete, mag zum Ueberfluß auch folgendes Vorkommniß darthun. Heink nahm nicht den geringsten Anstand, aus eigener Machtvollkommenheit einem Gefangenen, dessen Strafzeit vorüber war, die Freiheit noch einige Tage

länger vorzuenthalten. Das Gleiche geschah denn auch einem politischen Gefangenen, Schneidermeister Beyer aus Geyer, dessen Begnadigung am Neujahrstag 1853 eingegangen war und der, obwohl durch zweite Hand sogleich davon benachrichtigt, dennoch erst am dritten Tag die Ankündigung seiner Entlassung erhielt und darauf in eine Zelle gebracht wurde, um sich umzukleiden. Es war eingeführt, daß der Entlassene vor seinem Austritt aus der Anstalt sich noch, als gesetzlich Freier, von dem Geistlichen verabschiede. Das geschah auch hier. Pastor Dietrich aber, der seit Heink's Amtsführung ganz besondere Fortschritte in der Loyalität gemacht, empfing Beyer mit einer Anrede, in welcher er ihm die gar nicht auszusprechende Schlechtigkeit der politischen Verbrecher zu Gemüthe zu führen suchte, als welche die einzelnen Gottlosigkeiten aller anderen Missethäter in ihrem Frevel zusammenfaßten und daher ungleich verruchter noch seien, als jene. Beyer entgegnete etwas erregt, daß er nur die zu Recht bestehende Reichsverfassung habe vertheidigen wollen, dagegen aber seinerseits sich über schwere Willkür zu beklagen habe, denn seit drei Tagen bereits sei er begnadigt, und doch noch nicht in Freiheit gesetzt. Pastor Dietrich verlor keine Minute, dem Direktor diese Klage mitzutheilen, und Heink ersah hier die Gelegenheit, ein warnendes Exempel zu statuiren. Er ließ Beyer nochmals vorführen und verurtheilte ihn, den freien Mann, zu 40 Stockhieben. Heink selbst, in großer Uniform, nebst einigen Oberbeamten, wohnte der Exekution bei, die öffentlich auf der Schneiderfaktur, welcher Beyer angehört hatte, stattfinden sollte. Beyer wurde auf die Bank geschnallt. Beim sechsten Hieb schon sprang das Blut hoch auf, und mit Wunden bedeckt wurde der Mißhandelte dann noch auf die Latten gekettet, wo er auf längere Zeit die Besinnung verlor. Erst den nächsten Tag erhielt er die Freiheit.

Wem es unbegreiflich erscheinen mag, wie die anderen Beamten solche Schändlichkeit dulden konnten, oder doch nicht nachträglich Klage darüber führten und die Regierung zu einem Einschreiten nöthigten, der wolle erwägen, daß es sich doch nur um einen politischen Entlassenen handelte und die Beamten nicht ohne Grund befürchten mußten, daß ein solcher Schritt bei Herrn von Beust doch nur ihnen selbst gefährlich werden könnte, wie denn auch der Nachfolger des Pastor Dietrich, weil er sich erlaubt, dem Direktor Heink Vorstellung wegen seiner Behandlung der politischen Gefangenen zu machen und sogar bei dem Ministerium auf größere Humanität anzutragen, sofort zur Strafe in das sogenannte sächsische Sibirien auf dem Erzgebirge versetzt wurde.

Pastor Kohl, der diesem folgte, verstand sich besser in die Stellung zu schicken und war ein würdiger Ersatzmann für Pastor Dietrich. Er befleißigte sich der tadellosesten Orthodoxie und Loyalität, was ihn freilich nicht verhinderte seinen eigenen Sohn einem politischen Gefangenen, der sich ihm selbst gegenüber offen als Atheist bekannt hatte, zum Unterrichte anzuvertrauen, weil er keinen bessern und zugleich wohlfeileren Lehrer hätte finden können. Umso standhafter bewährte Pastor Kohl seine Orthodoxie mir gegenüber. Er verweigerte mir hartnäckig die von meinem, dem katholischen Geistlichen ausdrücklich gestattete Aushändigung der Predigten des freisinnigen Pastor Steinacker in Weimar, die ich mir hatte kommen lassen, um die Anschauungen dieses Mannes, der sich aus Freundschaft längere Zeit dem Unterrichte meiner Kinder unterzogen hatte, kennen

zu lernen. Der Vater durfte nicht erfahren, in welchen Ansichten seine Kinder herangebildet wurden! Freilich waren die Standpunkte dieser beiden Theologen sehr verschiedene, denn Pastor Kohl bemühte sich, trotz seiner eigenen, aus jedem Worte hervorleuchtenden Glaubenslosigkeit, nach Kräften, die ihm Anvertrauten auf den Standpunkt des 16. Jahrhunderts zurückzuführen. Wunder und Zauberei wurden als unanfechtbare Thatsachen aufgestellt, an denen zu zweifeln Gottlosigkeit sei. Die Philosophie trug die Schuld an den Mißernten in den Jahren 1855 und 1856. Wenn im letzteren Jahre von gegen Tausend Gefangenen Hundert starben, so waren nicht Mangel und Mißhandlung die Ursache, sondern Gott hatte sie zur Strafe ihrer Sünden hinweggenommen. Auch eine allein seligmachende lutherische Kirche lernten wir durch ihn kennen; ebenso erfuhren wir, daß die Todesstrafe eine göttliche Anordnung und der Versuch ihrer Abschaffung Frevel sei; endlich noch erbaute er uns durch die Eröffnung, daß die Geistlichen und obrigkeitlichen Beamten „gleichsam einen Heiligenschein" trügen, denn sie seien Gottes Stellvertreter auf Erden und seine Ehre gehe zum Theil auf sie über. Das persönliche Gebahren dieses Seelenhirten entsprach dem Lichte, welches er um sich zu verbreiten suchte. Die meiste Achtung und Liebe aber gewann er sich durch sein Verhalten den Kranken gegenüber. Pastor Kohl war sehr besorgt für sein Wohlergehen und hatte eine große Abneigung, die Krankenstube zu betreten, in welcher er sich denn auch nur selten sehen ließ. Als nun vollends im Jahre 1858 eine Art Epidemie in derselben ausbrach, war er kaum mehr hinzubringen und die wenigen Male, die er kam, durcheilte er die Säle, ein mit Essig getränktes Tuch vor dem Mund, ängstlich jeder Annäherung mit den Kranken ausweichend. Wahrscheinlich auf Grund seines hier bewährten Opfermuthes ernannte ihn die Regierung bei der Mobilmachung im Jahre 1859 zum Feldprobst, wie sie denn auch bald darnach seine Verdienste um Waldheim durch die Beförderung zum Superintendenten in Chemnitz belohnte.

Der Amtsnachfolger des Pastor Kohl erreichte diesen vielleicht nicht in hochkirchlicher Orthodoxie, übertraf ihn dagegen noch im Vertrauen und in der Vorliebe für die Bekehrungsmittel der disciplinellen Strafgewalt. Dieser war es, der sich nicht scheute, der geschilderten Zerfleischung des jungen Wenden als Dilettant beizuwohnen; alte Leute, die an heißen Sommernachmittagen in seinen Predigten sich des Schlafes nicht erwehren konnten, wurden auf seine Anzeige hin mit Stockhieben bestraft, und sein lebhafter Wunsch ging, wie er mir selbst sagte, dahin, daß sämmtliche Kinder und Erwachsene polizeilich gezwungen sein sollten, an Sonn- und Feiertagen die Kirche zu besuchen, was er ihnen durch ein eben so strenges Verbot aller und jeder Vergnügen an diesen Tagen zu erleichtern gedachte.

In solchen Händen lag die geistige Pflege der Gefangenen, und welcher Art sie sein mochte, läßt sich nach dem Angeführten leicht ermessen. Nur selten verirrte sich ein wahrhafter Menschenfreund als Geistlicher nach Waldheim, und eines solchen habe ich auch bereits gedacht. Das Wirken dieses trefflichen jungen Mannes fand sich jedoch gehemmt durch das tiefgewurzelte Mißtrauen gegen den schwarzen Rock sowohl, welches als alte Tradition unter den Bewohnern dieser Anstalt herrschte, als durch jene Befangenheit und Vorurtheile, mit denen eine streng orthodoxe Gläubigkeit den Blick auch des Wohlmeinendsten trübt. Indessen, die Liebe überwindet Alles, und sein opferfreudiges Streben wird nicht ohne Erfolg bleiben.

Nur zweimal während meines Aufenthaltes in Waldheim wurde officiell Notiz genommen von Vorgängen in der Außenwelt: das Einemal galt es dem Tode des vorigen Königs und dem Regierungsantritt des jetzigen, das Anderemal dem Friedensschluß nach dem Krimkriege.

Von dem Tage an, wo die Nachricht von dem gewaltsamen Tod Friedrich August II. einlief (August 1854), wurde viele Wochen hindurch mit sämmtlichen Glocken täglich eine Stunde lang geläutet; die Gefangenen aber von den näheren Umständen dieses Ereignisses oder auch nur im Allgemeinen von ihm in Kenntniß zu setzen, hielt man für ganz überflüssig. In der nächsten Sonntagspredigt wurde der mit Ergebung zu tragenden furchtbaren Gottesschickung gedacht und von Jedem vorausgesetzt, daß er in der Tiefe des Herzens das erschütternde Loos des vielgeliebten Königs beweinen werde — worin dies aber bestand, erfuhren wir jedoch nicht, oder wenigstens nur durch heimliche Mittheilungen. Einige Tage später versammelte man die sämmtlichen Gefangenen auf dem großen Hofe, wo ihnen mit gebührender Feierlichkeit die Proclamation des König Johann, seinen Regierungsantritt verkündend, vorgelesen wurde, und lange darnach fand noch eine große Trauerfeier in der Kirche statt, die zu diesem Zweck mit schwarzem Tuch ausgeschlagen worden war und in deren Mitte man einen Katafalk errichtet hatte. Bei dieser Gelegenheit wurde allen Gefangenen, auch uns in den Zellen, ein Befehl vorgelesen, der uns bei Strafe körperlicher Züchtigung einschärfte, die Feierlichkeit nicht durch ein unanständiges Betragen zu entweihen. Es gehörte der vollständige Mangel aller Menschenkenntniß und die ganze Seelenrohheit der damaligen Direktion dazu, um selbst dem Ungebildetsten gegenüber eine solche Warnung für angezeigt zu halten. An dergleichen Unwürdigkeiten mußte man sich jedoch gewöhnen.

Eben so wunderlich verfuhr man bezüglich jenes Friedensschlusses. Vermuthlich war an sämmtliche Pfarrer des Landes die Weisung zu einer Kirchenfeier bei dieser Gelegenheit ergangen, und so auch an den unsern gelangt. Da geschah es denn, daß wir Gott Dank und Preis singen mußten für die Beendigung eines Krieges, den man uns auf's sorgfältigste geheim gehalten hatte. Selbst aus der Gartenlaube, die mir zuging, waren stets alle bezüglichen Artikel herausgenommen worden, und nach Absicht der Direktion hätten wir gar nicht geahnt, daß überhaupt nur Krieg geführt worden, sollten aber doch nichts destoweniger das Friedensfest mit gebührender Andacht feiern.

Im Laufe des Jahres 1855 ward der Strafanstalt Waldheim hohe Gnade: König Johann besuchte sie in höchsteigener Person. Ich weiß nicht genau, ob vorher, oder nachher, ward diesem Ereignisse auch von der Kanzel herab die gebührende speichelleckerische Verherrlichung; der Geistliche erstarrte förmlich bei dem Gedanken, daß ein König den Glanz seiner Majestät über ein Zuchthaus auszugießen nicht Anstand nehme. Wir waren sehr zerknirrscht von dieser Betrachtung, besonders als wir so bei uns erwogen, wer denn eigentlich mit weit größerem Recht als wir, in diese Anstalt gehört haben mochte.

König Johann liebte es und soll es noch so sehr lieben, sich als ein auf die materiellen Interessen seiner Unterthanen wohlbedachter Landesvater zu bethätigen, daß er sogar mit fremden Virtuosen sich von Dampfmaschinen und Fabrikation unterhält. Besondere Aufmerksamkeit aber hat er stets der Strafjustiz gewidmet, wie er denn schon in seiner Uebersetzung

der Dante'schen Hölle (an das Paradies ist er nicht gekommen, oder es sagte seiner Gemüthsrichtung weniger zu) nicht unterlassen, in einer eigenen Note sein ausnehmendes Wohlgefallen darüber auszusprechen, daß Junius Brutus, weil er den Mörder der römischen Republik getödtet, für alle Ewigkeit unter den Verdammten schmachten mußte. Auch das nach 1850 wesentlich verschärfte Strafgesetzbuch trägt, wie es von Seiten der Höflinge bewundernd gerühmt wurde, die Spuren des königlichen Geistes deutlich erkennbar an sich. Als dies Gesetz verfaßt und berathen wurde, war der damalige Prinz Johann zugleich Vorsitzender des Staatsrathes, sowie der betreffenden Commission des Landtags. Bekanntlich ist Sachsen eins der wenigen Länder Europa's, welches im Cultus des Haselnußstockes mit Mecklenburg wetteifert und auch dem weiblichen Geschlechte dessen Segnungen nicht vorenthält.

In der ganzen Anstalt ward Alles auf den hohen Besuch eifrig vorbereitet. Der König, selbstverständlich in Uniform — ohne welche ein deutscher Fürst nun einmal nicht zu denken ist — von Adjutanten begleitet, durchwanderte sämmtliche Räumlichkeiten, versuchte ohne Zweifel auch die Kost, kam dann zu uns in das Isolirgebäude, wo er sich mehrere Zellen (doch nur von nicht politischen Gefangenen) aufschließen ließ, schien die Letzteren durch das Spürloch in der Thüre inspicirt zu haben, wie dies z. B. von ihm selbst oder den Herren seines Gefolges bei mir geschah, besah sich endlich in den Katacomben die Strafzellen mit ihren verschiedenen Martervorrichtungen, den engen hohen Käfigen, den niedrigen zum Krummschließen, den scharfkantigen Latten, sowie den aus Ketten, Beineisen und verschiedenen sonstigen, sogar längst schon außer Gebrauch gekommenen Folterwerkzeugen bestehenden Schmuck der Wände, und verabschiedete sich nach einem mehrstündigen Aufenthalt, dem Direktor seine königliche Befriedigung über den ganzen Zustand der Anstalt huldreichst aussprechend. Diese allerhöchste Gnade wurde auf Anordnung des Direktors den Gefangenen, zum Lohne für ihr löbliches Verhalten während dieser Besichtigung, durch ein, der freien Wahl anheimgestelltes Seidel Bier oder Kaffee verdolmetscht, für welche „Recreation" — wie die dortige Bezeichnung solcher ausnahmsweiser Genüsse lautete — auch Diejenige ihre fünf Pfennige entrichten mußten, welche von vornherein darauf verzichtet hatten, denn das ganze Zuchthaus sollte sich nun einmal über die ihm widerfahrene beispiellose Huld so recht von Herzen freuen.

Daß König Johann durch diesen Besuch eine Pflicht seines Regentenamtes zu erfüllen meinte, erleidet keinen Zweifel; sollte er aber mit dem Glauben fortgegangen sein, wirklich auch nur die oberflächlichste Einsicht in das Wesen und Treiben dieser Strafanstalt gewonnen zu haben, so gab er sich einer argen Täuschung hin. Das Einzige, was er sah, wie es wirklich war, sind die Folterkammern, und wie er nach einem Blick in dieselben dennoch seine Befriedigung über das Ganze aussprechen konnte, das erklärt sich nur entweder aus der ganzen eigens gearteten Natur der Könige, oder auch: aus der Art seines Einflusses auf das neuere sächsische Strafgesetz.

Diesem königlichen Besuche folgten in schneller Folge eine Menge öffentlicher Befehle, unter denen mir besonders Einer erinnerlich ist, der von den, sie verlesenden Aufsehern ausdrücklich als „erfreulich" eingeleitet wurde. Derselbe besagte, daß hoher Anordnung zufolge, die Hinterlassen-

schaft eines Sträflings, d. h. die wenigen Effekten, welche er mitgebracht, und die paar Groschen oder Thaler, die er an die Hauskasse zu fordern haben mochte, im Falle seines Todes nicht mehr, wie bisher, der Anstalt, sondern seinen gesetzlichen Erben zufallen sollte. Man kann sich den Jubel denken, in den über diese Nachricht ganz Waldheim, so weit es eingesperrt war, gerieth. Aber auch die nicht betheiligten Waldheimer waren tief ergriffen, und bei seinem nächsten Besuch gratulirte mir der Barbier recht herzlich über diese tröstliche Nachricht. „Es wird doch besser," meinte er.

Die einzige Besserung seines Looses, welche ein Gefangener als solche anerkennt, ist seine Freilassung. Der Zustand der Gebundenheit drückt den Menschen ohne Unterlaß, Nichts kann ihm denselben wahrhaft erleichtern oder gar vergessen machen. Wenn es Naturen gibt, die sich an diesen Zustand gewöhnen, so zählen sie zu den seltensten Ausnahmen. Bis zum letzten Tage meiner fast dreizehnjährigen Einzelhaft empfand ich den Zwang ebenso lebhaft, wie am ersten Tag, oder vielmehr, ungleich schwerer noch. Man gewöhnt sich wohl an die begleitenden Umstände: die Kleidung, die Beköstigung, das „Du" der Anrede, die Tageseintheilung, niemals aber an die Unfreiheit, und zwar einfach, weil nur die Freiheit unser Lebenselement ist. Selbst bis in den Traum verfolgten mich Riegel und Ketten. Oft wohl träumte ich mich hinaus, zu meiner Familie, in den Kreis strebender Gesinnungsgenossen, — aber jedesmal war ich nur auf Urlaub frei, ich mußte zurück, und zur Mahnung daran klebte mir stets irgend ein Kleidungsstück des Züchtlings an. Auch fand ich sicher meinen Rückweg, wenn nicht früher, so doch — durch das Erwachen.

Wohl allen meinen Schicksalsgenossen mochte es so ergangen sein, und es ist daher sehr begreiflich, daß die Frage unserer Befreiung jeden Tag, jede Stunde uns beschäftigte und der, wenn auch unausgesprochene Hintergedanke aller unserer Mittheilungen war. Geschmeichelt wurde dem Sehnen eines Jeden durch so manche hereindringende Kunde. Schon der auf die Maiereignisse folgende Landtag hatte fast einstimmig eine allgemeine Amnestie verlangt und darauf eine jener unbestimmten, aber leicht nach Belieben zu deutenden Antworten erhalten, in deren Abfassung unsere seitherigen Staatsmänner eine wenig zu beneidende Virtuosität besitzen. Prinz Albert, der älteste Sohn des jetzigen Königs, trat späterhin selbst — nach dem wohlbekannten Macchiavellistischen Recept, zu Folge dessen stets ein dem Throne Nahestehender liberale Opposition machen muß, um durch die Hoffnung die Geduld des Volkes zu stärken — in der ersten Kammer auf, eine allgemeine Begnadigung fordernd, wurde aber von den Staatsweisen, unter schmeichelhafter Anerkennung seines edlen Herzens, belehrt, daß die Verhältnisse leider noch nicht erlaubten auf seinen, von der Regierung innigst getheilten Wunsch einzugehen; wobei er sich auch beruhigte, denn der Zweck war erfüllt: aus dem Schooße der Königsfamilie selbst hatte sich ein, den Wünschen des ganzen Volkes entsprechendes Wort vernehmen lassen. Nur die bösen Minister stemmten sich der edlen Absicht entgegen, welche höheren Orts waltete — und sind heute noch Minister.

Einer unserer Schicksalsgenossen theilte uns schon im ersten Jahre seiner Haft mit, daß seine Frau, die bei der Königin Marie (Gattin des verunglückten Friedrich August II.) ein Gnadengesuch eingereicht, die mündliche Zusicherung erhalten habe, daß ja in längstens vier Jahren Alle frei sein würden. In größte Sicherheit verwandelten sich die Hoffnungen

Vieler, als nach dem Tode des letzteren Königs uns sein — zur Veröffentlichung bestimmtes, einige Jahre früher verfaßtes Testament verlesen wurde. Er hatte darin Allen, die sich an ihm vergangen, seine herzliche Verzeihung ausgesprochen; und da die Maiereignisse durchweg nur als eine Auflehnung gegen den König selbst oder dessen Willen behandelt wurden, so glaubte man, daß sein Nachfolger in Ehren gehalten sei, jenes Wort wahr zu machen. Man hatte sich, wie zu erwarten, getäuscht; das Testament des Bruders blieb, nach dieser Seite hin, eine leere Phrase.

Indessen war das Verhalten der Regierung uns gegenüber nicht so ganz ohne Logik. Sie wollte schlechterdings von einer Amnestie nichts wissen, weil diese doch immer den Gegnern eine Art von Berechtigung zuerkannt hätte, die umso entschiedener geleugnet werden mußte, je begründeter sie war. So wurden denn alle dahin gehenden Anträge stets mit einem Hinweis auf das so handliche als vieldeutige „Staatsinteresse" und auf die Nothwendigkeit abgelehnt, der sogenannten „Gerechtigkeit", d. h. den selbst diktirten Urtheilen gehorsamster Richter, ihren Lauf zu lassen, und man beschränkte sich auf allmälige Begnadigungen, die dann auch meist zur größern Verherrlichung von königlichen Familienfesten, bei Gelegenheit von Hochzeiten, Kindtaufen, Geburtstagen u. s. w. erlassen wurden. Ich vermochte und vermag zur Stunde noch in diesem Mißbrauch des Begnadigungsrechtes, welches doch nur ein Correctiv der starren, so oft fehlgreifenden und über das Maß hinausgehenden Justiz sein soll, nichts weiter zu ersehen, als die offene Erklärung, daß im Sinne der Fürsten die ganze angebliche Gerechtigkeitspflege nichts weiter ist, als ein Ausfluß ihrer persönlichen Willkür, ihres unbedingten Verfügungsrechtes über Freiheit und Leben der „Unterthanen", und daß sie mindestens den Bestraften als ganz ihrem freien Belieben verfallen, gleichsam als ihren Leibgefangenen betrachten, mit dem sie schalten können, wie es ihnen eben gutdünkt. In früherer Zeit verbrannte man zur Erhöhung des Glanzes von Festen der spanischen Königsfamilie, eine Anzahl Juden oder Ketzer; die fortgeschrittene Cultur unserer Tage gestattet eine derartige Bekundung fürstlicher Unbeschränktheit nicht mehr, und so übt man sie denn jetzt in der Form von Begnadigungen; im Princip bleibt das ganz dasselbe — die eine wie die andere Weise dient nur zur Darlegung des freien Fürstenrechtes über Leben und Tod, wie es der Herrscher von Dahomey zur Stunde noch ohne jede heuchlerische Bemäntelung in seiner reinsten, umfassendsten Form bethätigt.

Nichts wäre schwieriger gewesen, als die Norm zu entdecken, nach welcher bei diesen Begnadigungen verfahren wurde, weil es in der That gar keine Norm, keinen Maßstab dafür gab; Protektion, sowie die größere oder mindere Abneigung gegen die Einzelnen entschied allein. Die Höhe der ausgesprochenen Strafen war dabei von gar keinem Belang, wie denn manche, auf Lebenszeit oder auf zwanzig Jahre Verurtheilte schon nach zwei, drei Jahren freigelassen wurden, während Andere, gegen welche auch mit diensteifrigster Dehnung der Gesetze nur ein weit geringeres Strafmaß zu ermöglichen gewesen war, ihre Zeit bis zur letzten Stunde ausharren mußten. In der Regel ging jedoch den Freilassungen ein- oder mehrmalige Strafverminderung voraus; man konnte in dieser stückweisen Begnadigung seine Milde umso öfter leuchten lassen. Auch kam es nicht selten vor, daß die Direktion angewiesen wurde, nach weiteren drei oder mehr Jahren, über Diesen oder Jenen „Bericht" zu erstatten, was so viel hieß, als daß

er vor Ablauf dieser Zeit gar nichts zu hoffen hatte, auch kein Begnadigungsgesuch einreichen durfte, während es noch sehr zweifelhaft blieb, ob nach diesem Termine nicht wieder ein neuer mehrjähriger anberaumt würde, wie dies mehrfach geschah. Wie schlecht die Regierung über die Vorgänge in Waldheim unterrichtet war, ergab sich aus mehreren dieser Begnadigungen. Ein auf Lebenszeit verurtheilter Schneidermeister aus Dresden, der sich bei einem Selbstmordversuch die Lunge verletzt hatte und an galoppirender Schwindsucht darniederlag, erhielt vier Monate vor seinem längst vorhergesehenen Tod die freudige Nachricht, daß seine Gefangenhaltung nur noch zehn Jahre währen solle. Die volle Begnadigung des Advokaten Bernhard, Mitglied der ersten Kammer, traf zwei Tage nach seinem Tode ein (man fährt in drei Stunden von Waldheim nach Dresden), und es erhob sich ein hartnäckiger, schließlich doch zu Gunsten der Familie entschiedener Streit darüber, ob seine Leiche ihr ausgeliefert werden, oder auf der Begräbnißstätte des Zuchthauses verbleiben müsse. Der Tod Bernhard's war einer der ausgeprägtesten jener Fälle, in denen es den Aerzten schwer, wenn nicht unmöglich wurde, in dem körperlichen Zustand eine ausreichende Ursache dafür zu entdecken. Das Zuchthaus hatte für solche Erscheinungen seinen besonderen Ausdruck und die Aufseher pflegten zu sagen: „Der Grimm hat ihm das Herz abgedrückt", wenn der Eintritt des Todes räthselhaft blieb. In Betreff des überaus weichen und edlen Bernhard, änderten sie das Urtheil in Etwas und sagten: „der Gram hat ihn getödtet", und so war es auch. Gleich vom ersten Tag an schien er wie abgestorben, lediglich den Schmerz über die Trennung von seiner Familie nährend. All unsere, nur leider sehr erschwerten Versuche, ihn aufzurütteln und zur Theilnahme an unseren Hoffnungen und Zerstreuungsmitteln zu bewegen, blieben erfolglos. Stumm, in sich gekehrt saß er in der Kirche oder wandelte er auf den Spaziergängen unter uns. Er starb eben, weil er im Kerker nicht zu leben vermochte. Manchen Andern noch von den 24 aus unserer Schaar, und ungezählten sogenannten gemeinen Verbrechern, die in Waldheim ruhen, ward solcher Art die Gefängnißstrafe zur Todesstrafe.

Ich erwähnte vorhin der „Berichte", und sie verdienen in der That eine nähere Schilderung. Nach älterer Praxis wurde über jeden Gefangenen, sobald er wenigstens die Hälfte seiner Strafzeit überstanden, und bei Lebenslänglichen nach 15 Jahren, ein Bericht über sein Verhalten an das Ministerium gesendet. Dieser Bericht ging nicht allein vom Direktor aus, sondern die Geistlichen und sämmtliche Oberbeamten ebenfalls legten eigenhändig ihr Urtheil darin nieder. Läßt sich auch die Absicht dieser Anordnung nur loben, so bekundete sich darin doch zugleich die völlige Gedankenlosigkeit, mit welcher alle auf diese Anstalt bezüglichen Maßregeln getroffen und ausgeführt wurden. Bei der großen, zuweilen auf 1100 und gegen 1200 anwachsenden Zahl von Gefangenen lag es gänzlich außer aller Möglichkeit, daß der Direktor oder irgend ein Beamter nähere Kenntniß von allen Einzelnen haben konnte. So berichteten sie denn sämmtlich auf's Gerathewohl, meist nach den Angaben verschiedener Aufseher, und das vielleicht richtige Urtheil des Einen sah sich widersprochen und jeder Geltung beraubt durch die völlig widersprechenden Angaben der Anderen. Es sind mir Fälle bekannt, in denen sowohl von Seiten des Direktors wie mancher Oberbeamten sehr nachtheilige Berichte über Menschen eingesendet wurden,

mit denen sie nie ein Wort gewechselt, die sie kaum von Ansehen kannten und gegen die keinerlei Anklage vorlag. Bei den politischen Gefangenen handelte es sich begreiflicherweise in diesen Berichten eigentlich nur um ihre Gesinnung, wenn auch manche Beamte von der Routine nicht lassen konnten und ächt zuchthausmäßig sich auch über alle anderen Punkte, gleichwie bei einem Dieb oder Gauner, ausließen. Das waren nun die Gelegenheiten, welche so manche der Geistlichen ausbeuteten, um sich für die geringe Geltung, in der sie bei den Meisten von uns standen, zu rächen. Nur sehr Wenige aus unserer Zahl hatten sich, nach dem elenden Grundsatz: „unter Wölfen muß man heulen" oder „man schlägt den Feind mit seinen eignen Waffen", zu einer geheuchelten Sinnesänderung vergessen; was ihnen jedoch nicht so streng angerechnet werden darf, denn es ist nur ein Glück, nicht ein Verdienst, wenn man in längerer einsamer Gefangenschaft seine volle Geistesklarheit und Willensstärke bewahrt. Die mir unbegreifliche Niederträchtigkeit war nun aber die, daß von allen Seiten, namentlich aber von Seiten des Direktors und vornehmlich der Geistlichen, in jeder Weise auf uns eingewirkt wurde, um uns zu Kundgebungen einer Bekehrung zu bewegen, an deren Aufrichtigkeit sie selbst doch am wenigsten glaubten; wie mir denn sogar ein Pastor einst sagte, daß er Jeden von uns für einen Heuchler halte, der vorgäbe, seine Ueberzeugung geändert zu haben.

Ich sah mich wiederholt genöthigt dem Direktor zu erklären, daß selbst, wenn das Undenkbare geschähe und ich dahin gelangen könnte, die politischen Anschauungen des Herrn von Beust — wenigstens diejenigen, welche er in seiner Stellung zu vertreten für zweckdienlich erachtet — zu theilen, ich mich im Gefängniß doch nie dazu verstehen würde dies zuzugeben, und zwar einfach, weil ich nicht für einen Schwächling gelten wolle, der sich durch Peinigung zur Lüge bewegen lasse. So manchen Geistlichen scheint es in der That nur um die Letztere, um das Bekenntniß zu thun g[e]wesen zu sein, vielleicht nach dem Satze, daß der aufrichtige Glaube ein von Oben kommende Gnade sei, die ja nicht in des Menschen Mach[t] liegt, wie das Wort. Wo diese Verkünder der ewigen Wahrheit nun unbeugsamen Widerstand fanden, da rächten sie sich in den Berichten. So schrieb einer dieser Pfaffen über den schon genannten, in Waldheim ruhenden Oberlehrer Ditzschold, einen der edelsten und begabtesten jungen Männer jener Zeit, die ihrem Vaterlande das Leben darbrachten, daß es schade sei um jedes Jahr, welches die Gnade Sr. Majestät diesem gottlosen Menschen schenke. Eine reiche Blumenlese solcher Urtheile würde sich aus den vielen Berichten gerade über die gebildetsten politischen Gefangenen zusammenstellen lassen. Die anderen Beamten waren mindestens naiver, wie mir denn Einer derselben auf meinen bezüglichen Vorwurf gestand, daß er nur deshalb gegen einen meiner ehrenhaftesten Freunde, mit dem er freilich nie gesprochen, berichtet habe, weil ihm dessen Gang nicht gefiel! Und gerade dieses Urtheil gab, in Verbindung mit dem des Pastors (der noch einige Jahre zur vollen — aber nie eingetretenen — Bekehrung nöthig hielt) den Ausschlag und brachte Jenem eine mehrjährige Verlängerung seiner Gefangenschaft. Doch aber war der besagte Beamte durchaus kein böser Mensch; nur die völlige Willkürmacht hatte ihn allmählig zu solcher Rücksichtslosigkeit gegen die schutzlosen Gefangenen und zu solchem Mißbrauch seiner Befugnisse verleitet.

In die Rolle eines Gefangenen, der Alles stumm über sich ergehen läßt, habe ich mich nie finden können. Gleich vom Beginn an, schon in der Untersuchungshaft suchte ich jene Verbesserungen unserer Lage auszuwirken, die mit den gegebenen Verhältnissen verträglich schienen. Auch in Waldheim ließ ich es nicht ermangeln an eindringlichen Vorstellungen, zuweilen im Interesse Einzelner, zuweilen in dem Aller, und ich muß bekennen, daß es mir manchmal gelang, die gewünschten Erfolge, wenn auch meist nur theilweise, zu erzielen. Anfangs 1856 gab ich wieder eine Schrift ein, in der ich mehrere Zweckwidrigkeiten und Barbareien der uns widerfahrenden Behandlung scharf beleuchtet, und hatte die Genugthuung, daß wenigstens in einigen Beziehungen eine Aenderung verfügt wurde. Man gestattete uns fortan, aus eigenen Mitteln die Kost etwas zu verbessern, indem wir uns monatlich bis zu zwei Pfund Fleisch durften kaufen und kochen lassen. Zu den andern Unbegreiflichkeiten gehörte es, daß Wurst auf's strengste verpönt blieb. Es ward uns auch zugelassen Blumen in den Zellen zu haben, ja sogar lebende Gesellschaft, als Vögel und weiße Mäuschen; ferner wurde die Beschränkung in der Zahl der Bücher, die wir bei uns haben durften und die Heink zeitweise auf sechs, vier und zwei herabgesetzt hatte, wieder aufgehoben, und das Wichtigste: die Haltung der officiellen Blätter, des Dresdener Journals und der Leipziger Zeitung, wurde uns freigegeben, in Folge dessen auch weiterhin die Verstümmlungen der Gartenlaube unterblieben.

Damit war man vielerlei Umständlichkeiten überhoben. Ich hatte mir früher die Kenntniß der Zeitereignisse auf dem Umwege englischer Publikationen verschafft, welche Sprache keiner der Beamten verstand; auch manches allgemein perpönte Deutsche, wie z. B. Gervinus' Vorrede zur neueren deutschen Geschichte, lernte ich aus englischen Uebersetzungen kennen; das war nun überflüssig, denn die officiösen Blätter jener Zeit waren noch so unerfahren in ihrer eigentlichen Aufgabe, daß sie mit vollster Naivetät auch die gegnerischen Ansichten vollständig mittheilten und so Jedem die Gelegenheit boten, sich über die Argumente beider Theile zu unterrichten, wobei sie selbst natürlich am schlechtesten fuhren. Auch den Beamten wurde ein öfterer, nicht amtlicher Besuch der Gefangenen von da ab zur Pflicht gemacht, und statt auf dem Hofe, gingen wir wieder im Garten spazieren, der uns doch etwas mehr von der freien Natur gewährte, als die einsame alte Linde auf dem Hofe. Eine weitere, ziemlich zwecklose Auszeichnung ward uns noch dadurch, daß fortan die politischen Gefangenen bei dem Kirchgang von den Anderen getrennt wurden und voran gingen.

Daß wir damit den Brutalitäten des Direktors nicht entzogen waren, haben schon mehrere bereits angeführte Beispiele dargethan, wenigstens aber ist mir nicht bekannt geworden, daß er sich von da ab so weit noch gegen politische Gefangene verging, wie in jenem, gleich zu Anfang seiner Amtsführung vorgekommenen Fall, wo zwei meiner Schicksalsgenossen, die sich beim Vorübergehen durch ein Lächeln begrüßten, angezeigt und der Eine dafür mit dreitägiger Entziehung der Abendsuppe, der Andere aber mit zehn Stockieben bestraft wurde — welcher letztere der vielgemarterte Major Badiczky war.

So kam endlich das Jahr 1859 heran, ohne daß sich in der Zwischenzeit etwas Ungewöhnliches ereignet hätte, als etwa der flüchtige Besuch des Herrn von Beust, über den ich jedoch ungewiß bin, ob er nicht erst später stattgefunden. Es stand nämlich damals im Landtage gerade eine Debatte über das Zuchthaus zu Waldheim bevor, und Herr von Beust, der zwar seit sieben Jahren das Ministerium des Innern verwaltet, aber nie diese größte Strafanstalt Sachsens besichtigt hatte, hielt es doch für gerathen, sagen zu können, daß er sie aus eigener Anschauung kenne. Er kam, durchwandelte die Räume, ließ sich auch meine Zelle aufschließen, und ich verfehlte nicht, seine artige Verbeugung zu erwiedern.

Unsere Zahl hatte sich theils durch Todesfälle, zumeist aber durch Entlassungen nach überstandener Strafzeit oder in Folge von Begnadigungen bereits sehr gelichtet, als die Kriegsdrohungen im Frühjahr 1859, wie durch ganz Deutschland, so auch in Sachsen die Wirkung übten, daß man höheren Orts plötzlich das Bedürfniß fühlte, „Frieden zu haben mit dem eignen Volke". Dabei handelte es sich jedoch, den maßgebenden Neigungen gemäß darum, dies auch um den wohlfeilsten Preis, wo möglich umsonst zu erreichen. Das ganze Regierungssystem zu wechseln, den Verfassungsbruch zu sühnen, die geraubten Rechte des Volkes wieder zurückzuerstatten, davon konnte jetzt, wo noch nicht die geringste unmittelbare, geschweige denn unabwendbare Gefahr drohte, keine Rede sein. Solche Gaben, oder richtiger, die Versprechungen derselben spart man begreiflicherweise für extreme Fälle auf. Zur Zeit handelte es sich nur darum, eine etwas angenehmere Temperatur zu bereiten, und dazu reichte wohl die endliche Freigebung der letzten und bekanntesten politischen Gefangenen aus, deren über alles Erwarten verlängerte Festhaltung, besonders nach den in Baden, Oesterreich, Preußen und anderen deutschen Ländern erfolgten Amnestien, eine tiefe Verstimmung im Lande genährt hatte. Allein sogar zu diesem Schritt konnte man sich nicht frank und frei entschließen: es mußte wenigstens darum gefeilscht werden.

Eines Tages, es mochte gegen Ende März gewesen sein, wurde meine Thüre weit geöffnet und Direktor Heink, in großer Uniform, trat ein, um mir anzukündigen, daß Se. Excellenz der Herr Justizminister von Behr anwesend und bereit seien, sich „etwaige Wünsche" unsererseits vortragen zu lassen. Die Absicht dieser Einladung war zu klar, als daß es eines langen Besinnens bedurft hätte, sich schlüssig zu machen, ob man darauf eingehen wolle, und ich sandte Se. Excellenz daher meinen Dank, verbunden mit der Erklärung, daß ich nichts vorzubringen habe. Von meinen sechs Schicksalsgenossen, die sich noch in dem Isolirgebäude befanden, lehnten zwei andere ebenfalls den Besuch dieser Audienz ab, doch wurde Einer von ihnen, der bekannte Schriftsteller Theodor Oelckers, dessen Gesundheit schwer gelitten hatte, auf Wunsch des persönlich sehr humanen Ministers ihm dennoch vorgeführt. Wie ich sogleich vermuthete und später bestätigt erhielt, wurde meinen Freunden nicht etwa ihre Freigebung angekündigt, sondern nur kurz eröffnet, daß es ihnen jetzt endlich freigestellt sei, ein Gesuch um Begnadigung einzureichen. Ausdrücklich wurde dabei noch bemerkt, daß Se. Excellenz über den Erfolg durchaus nichts voraussagen könne, daher auch weder zu- noch abrathe, sondern eben nur zu wissen geben wolle, daß es ihnen unbenommen sei, diesen Schritt zu thun. Um Dies den seit zehn Jahren Duldenden anzukündigen, kam der

Justizminister selbst nach Waldheim! Gewiß, wohl selten nur dürfte ein von dem eigenen Interesse geforderter Gnadenakt mit so haushälterischer Oekonomie ausgenutzt worden sein.

Die Schreiben meiner Freunde gingen bald darnach ab, allein auch jetzt noch sollte Alles, was einer Amnestie ähneln mochte, sorgsam vermieden werden, und die Entlassungen erfolgten nicht gleichzeitig, sondern in monatlichen Zwischenräumen, so daß es bis gegen den Herbst währte, ehe der letzte meiner Genossen Waldheim verlassen hatte; denn auch dem Zweiten, der ebenfalls die Audienz bei dem Minister abgelehnt, ward die Freiheit, ob in Folge höchsteigenen Antriebs oder eines spätern Gesuches, ist mir unbekannt. Eine Anzahl Soldaten jedoch, die sich in einer andern Abtheilung der Anstalt befanden, mußten noch bis zum Frühjahr 1860 ausharren.

Mehrere Oberbeamte machten mir wohlgemeinte Vorwürfe darüber, daß ich diese, mir „entgegengebrachte" Gelegenheit, meine Freiheit zu erlangen, nicht ergriffen, und waren aufrichtig betrübt, daß ich nicht wenigstens nachträglich noch ein Gesuch einsenden wollte. Ich hatte ihnen nur zu erwiedern, daß wer das Bewußtsein in sich trägt für das Recht zu leiden, unmöglich um Gnade bitten könne. Auch Heink frug mich wiederholt in seiner völligen Rathlosigkeit: Was, um des Himmels Willen, ich denn durch meine Hartnäckigkeit zu erzielen hoffe? und vergebens suchte ich ihm begreiflich zu machen, wie ich allerdings sehr weit davon entfernt sei, in seinem Sinne etwas dadurch erreichen zu wollen.

So verblieb ich denn fortan als der einzige Maigefangene in Waldheim, wie wir auch schon seit Jahren die letzten politischen Gefangenen aus jener Zeit in Deutschland gewesen waren. Die halbe Freiwilligkeit meiner Haft — wie es aufgefaßt werden konnte — mochte es wohl gewesen sein, die mir von da ab eine etwas rücksichtsvollere Begegnung sicherte und so meine Lage wenigstens nach dieser Seite hin erträglicher gestaltete. Von der Forderung, daß ich etwas für die Anstaltskasse erwerben müsse, war man schon seit Längerem stillschweigend abgestanden, und ich konnte mich in meiner Zelle beschäftigen, wie ich wollte. Die Beamten besuchten mich häufiger und mehrere derselben erwiesen mir viele Freundlichkeiten. Die tieferen Einblicke, welche ich während dieser Zeit in das Getriebe der Anstalt machte, veranlaßten mich nach meiner Freilassung die erste Gelegenheit zu ergreifen, Herrn von Beust wegen des besonders harten Looses der Aufseher zu schreiben und ihm leicht ausführbare Vorschläge zu einer Erleichterung desselben zu machen. Er dankte mir zwar eigenhändig für diese Mittheilungen, allein, wie ich aus Waldheim erfuhr, war auch ein Jahr nachher noch nicht die geringste Veränderung getroffen. Eine größere Schrift über das hier befolgte Strafsystem, welche ich schon im Jahre 1858 dem Direktor zur Einsendung an das Ministerium überreicht, hatte er trotz seines ausdrücklichen Versprechens für gut befunden gar nicht abgehen zu lassen, und nur mit großer Mühe konnte ich bei meinem Abgang von Waldheim die Aushändigung derselben erwirken.

Gegen Ende 1861 traten Verhältnisse in meiner Familie ein, die mich gebieterisch nöthigten, dem vielseitigen Drängen gemäß auf irgend eine Form zu sinnen, in der ich, ohne meiner Ueberzeugung etwas zu vergeben, einen Schritt thun konnte, um meine Freilassung zu erwirken. Nach langem

Kampfe mit mir selbst, glaubte ich sie gefunden zu haben, und am 1. November übergab ich dem Direktor nachstehendes Schreiben an den König:

„Majestät! Als der Sommer 1859 meinen letzten Schicksalsgenossen die Freiheit brachte, lag die Muthmaßung nahe, daß ein eben dahin zielendes Gesuch meinerseits gleichfalls die Wahrscheinlichkeit eines ähnlichen Erfolges für sich haben dürfte. So wünschenswerth mir nun auch als Familienvater eine Wendung meines Looses sein mußte, die mich der Erfüllung meiner nächsten Pflichten zurückgegeben hätte, so wollte sich mir doch kei ne Form zu diesem Schritte bieten, die nicht wenigstens indirekt eine Wandelung meiner politischen Ueberzeugungen zugegeben und somit gegen die Wahrheit verstoßen haben würde, während andrerseits die ausdrückliche Verwahrung gegen die Annahme eines derartigen Zugeständnisses — auf das allein doch ein Gnadengesuch zu gründen sein mochte — schwerlich dem Verdachte einer muthwillig herausfordernden Demonstration entgangen sein würde. So schien mir denn Schweigen das einzig Geziemende.

Indessen aber wollen mir die Verhältnisse auch das stumme Verzichten nicht länger gestatten. Die Gesundheit meiner Frau ist dem langjährigen Gram erlegen; meine heranwachsenden Kinder können der väterlichen Leitung nicht länger entbehren; mein eigner hochbejahrter Vater ruft nach mir; und mein Bruder, der bisher mit seltenster Aufopferung meine Familie erhalten, steht jetzt in Gefahr, das ganze Vermögen seiner Kinder zu verlieren, während es meinen Bemühungen vielleicht gelingen könnte, diesen Schlag abzuwenden. Sie Alle fordern immer dringender einen Schritt von mir, an den sie ihre letzte, zuversichtliche Hoffnung knüpfen. Widerstand ich bisher diesem Ansinnen, weil ich nur die Wahl zwischen Wahrheitswidrigkeit oder einem sichern, auch für späterhin alle Aussicht verschließenden Mißerfolg zu ersehen glaubte, so verliert doch, gegenüber den wichtigen, jetzt in Frage stehenden Interessen der Meinen, dies letztere Bedenken um so mehr sein Gewicht, als der vorausgesetzte Mißerfolg doch immer noch kein unbedingter ist, die fortgesetzte Ablehnung eines jeden Versuches aber, bei faktisch gleicher Wirkung, mir noch den Vorwurf liebloser Härte zuziehen müßte.

Bleibt es mir nun auch durch meine Auffassung der ganzen Kette von Ereignissen, die mich hierhergeführt, verwehrt, die Gnade des Königs als Richter anzurufen, so glaube ich doch, mich an das Herz des Menschen wenden zu dürfen, in dessen freie Hand es gegeben ist, die Sorge und Trauer einer zahlreichen Familie zu enden; und so bitte ich denn Ew. Majestät im Namen und Interesse der Meinen um meine Freilassung."

Heink weigerte sich Anfangs, dies Schreiben, von dessen Erfolglosigkeit er sich überzeugt hielt, weiter zu befördern und suchte mich zur Abfassung eines wirklichen Gnadengesuches zu vermögen. Nachdem ich jedoch fest erklärt hatte, kein Wort ändern noch hinzufügen zu wollen, ergab er sich darein und schickte diese Eingabe ab.

Daß der erste Schritt von mir ausging, war das Aeußerste, wozu ich mich verstehen konnte; die ganze Haltung meines Schreibens sollte aber auch zugleich jede Aussicht verschließen, daß ich mich je zu Weiterem herbeilassen würde.

Es vergingen sechs Wochen, ohne daß sich etwas verlauten ließ, und ich glaubte bereits fest, daß Heink richtig geurtheilt, als ich am 11. December Vormittags plötzlich „zum Herrn Direktor" berufen wurde. Im Vorzimmer fand ich die beiden Oberaufseher, in deren Blicken sich eine gespannte Theilnahme kundgab und von denen mir Einer, zu meinem

großen Befremden: „Nur Muth!“ zuflüsterte. Ehe ich noch fragen konnte, was dies bedeuten sollte, kehrte der Aufseher, der mich gemeldet hatte, zurück und hieß mich eintreten.

Der Anblick, der sich mir bot, als ich die Schwelle übertrat, durfte mich wohl überraschen. Der Direktor, die sämmtlichen Oberbeamten, auch die Aerzte, die Geistlichen und die Lehrer, saßen in großer Uniform oder schwarzem Frack um einen langen Tisch. Mein das Ganze überfliegender Blick wurde jedoch schnell von zwei mir unbekannten Herren gefesselt, die offenbar den Mittelpunkt der Gruppe bildeten und den Ehrensitz einnahmen.

Der ältere Derselben ergriff das Wort und gab sich mir als den Justizminister zu erkennen, in dessen Ressort es fallen „werde“, das von mir eingesandte „Gnadengesuch“ Sr. Majestät dem König vorzulegen, der aber vorher noch einen in jenem Gesuche sich aussprechenden Irrthum berichtigen und zugleich einige nothwendige Erläuterungen zu demselben entgegennehmen wollte. Der besagte Irrthum bestehe in der Annahme, daß die königliche Regierung von den politischen Gefangenen einen Widerruf ihrer Ueberzeugung verlange. Nichts sei ihr ferner. Sie gewähre vielmehr Jedem das Recht, zu denken, was er wolle; dagegen aber sei wohl zu unterscheiden zwischen der Ueberzeugung an sich, und dem Versuche, sie durch das Wort zu verbreiten oder durch die That zur faktischen Geltung zu bringen. Nur solchem öffentlichen Hervortreten unzulässiger Ansichten auf politischem wie religiösem Gebiete zu steuern, sei ebensowohl Recht als Pflicht der Regierung; und nur hierüber verlange sie beruhigende Garantien von Jedem, dem sie mit Abkürzung der ihm zuerkannten Strafe die Freiheit zurückgeben solle. Ich möge mich daher näher darüber erklären, was die k. Regierung für den Fall meiner Begnadigung in Wort, Schrift und That von mir zu gewärtigen habe. Zugleich theilte mir Se. Excellenz mit, daß meine älteste Tochter am 4. December nach Dresden gekommen sei, um selbst von dem Könige meine Freilassung zu erbitten, jedoch nicht vorgelassen, sondern angewiesen worden war, ihr Gesuch durch den Minister einzugeben.

Die klar in die Augen springende Absicht dieses ganzen Auftrittes empörte mich auf's tiefste, und diese Empfindung wurde kaum in Etwas gemildert durch die unverkennbare Theilnahme des Ministers selbst. Wie konnte er sich zu einem so unwürdigen Spiele hergeben? Ohne jede Vorbereitung war ich ganz einfach nur „zum Herrn Direktor“ berufen worden, und fand mich plötzlich einem förmlichen Conclave gegenüber, vor dem ich Rede und Antwort stehen sollte über die entscheidendsten Fragen. Wozu alle diese Zeugen, wenn es nur darauf abgesehen war, meine wirklichen Ansichten kennen zu lernen, und nicht vielmehr darauf, mich — den nach vieljähriger Isolirung des freien Sprechens Entwöhnten — durch die plötzliche Ueberraschung zu verwirren und mir unbedachte Auslassungen zu entlocken, die sodann von den Anwesenden als ein öffentlich abgelegtes, unwiderrufliches Zugeständniß bezeugt werden sollten? Diesem Zwecke vollkommen entsprechend, ward denn auch die mir gestellte Frage mit Vorbedacht so ganz allgemein formulirt und weigerte sich der Minister auf mein wiederholtes Ersuchen darum entschieden, sie irgendwie bestimmter zu fassen. Und dann weiter: meine Eingabe, die sich ganz ausdrücklich dagegen verwahrt hatte, ein Gnadengesuch sein zu wollen, wurde trotzdem dazu gestempelt. Nachdem ferner dies Schreiben bereits am 2. November in die Hände der

Regierung gelangt war, erklärte mir der Justizminister am 11. December, daß es ihm obliegen werde, dasselbe dem Könige vorzulegen, während doch von sämmtlichen Anwesenden gewiß kein Einziger daran zweifelte, daß es der König längst gelesen, daß der Minister auf höhere Weisung gekommen und diesen ganzen Auftritt angeordnet habe, ja daß er das Begnadigungsdekret bereits in der Tasche trug und mir meine Freilassung für den nächsten Tag — 12. December, des Königs Geburtstag — vermuthlich selbst noch verkünden würde, sofern die Absicht des Ganzen nur einigermaßen gelungen wäre. Selbst der mir gänzlich unbekannt gebliebene Schritt meiner guten Tochter sollte benutzt werden, mich weich zu stimmen und zu einer Schwäche zu verleiten. Auch die tröstliche Zusicherung, daß die königl. sächsische Regierung Jeden denken lasse, was er wolle, sofern er sich nur enthält, Unliebsames auszusprechen, vermochte meine Empfindungen über den ganzen Anschlag nicht umzustimmen, und sie fanden in meiner Entgegnung einen so rückhaltslosen Ausdruck, daß an eine Verherrlichung des königlichen Geburtsfestes durch die Begnadigung des letzten Maigefangenen nicht wohl mehr zu denken war, ja der Herr Minister es wohlwollend ablehnte, selbst der Träger meiner Worte zu sein, und mich zu einer schriftlichen Erklärung über die mir gestellte Frage aufforderte.

Nach einigen Tagen wallte mein Blut wieder ruhiger, und am 15. December ging folgendes Schreiben nach Dresden ab:

„Herr Minister! Als ich am 11. ds. Mts. plötzlich vor Ew. Excellenz geführt wurde, konnte ich nicht erwarten, daß mir ohne jede Vorbereitung und in so feierlicher Weise eine Frage von umfassendster Tragweite zur sofortigen Beantwortung vorgelegt werden würde. Wenn mir die Beweggründe zu einem so ungewöhnlichen Verfahren auch jetzt noch ein Räthsel sind, so fand doch im Augenblicke selbst das in meiner Lage so begreifliche Mißtrauen schnell eine Deutung, die — so entschieden ich sie auch bei ruhiger Ueberlegung verwerfen muß — immerhin geeignet war, den ganzen Auftritt zu erklären, und die ich Ew. Excellenz um so weniger vorenthalten darf, als sie die ganze Weise meiner Auslassung bestimmte, während in diesem offenen Geständniß zugleich die entsprechende Sühne für meinen beleidigenden Argwohn geboten ist.

Es durchfuhr mich nämlich der Verdacht, als solle mir durch eine Art von Ueberrumpelung ein Zugeständniß abgewonnen werden, daß mir alle die mannichfachen Leiden meines schweren Looses nicht hatten erpressen können. Meine gewiß vollkommen gerechtfertigte Entrüstung über diese vermeinte Unwürdigkeit mußte eine um so tiefere sein, als ich es überhaupt noch nicht vermocht hatte, mir eine Forderung in befriedigender Weise zu erklären, die ganz ohne Beispiel scheint; denn meines Wissens hat keine andere deutsche Regierung die Freigebung ihrer politischen Gefangenen von der Ablegung eines Bekenntnisses oder Versprechens abhängig gemacht, das unter solchem Drucke der Schwäche oder Gewissenlosigkeit so leicht entrungen ist, und dessen Aufrichtigkeit daher stets ebenso zweifelhaft bleibt, als es — eben deshalb — die Ehrenhaftigkeit des Betreffenden unausbleiblich verdächtigen muß. Dies Letztere aber bildet umso mehr den alleinigen sichern Erfolg der ganzen Maßregel, als der Schwache oder Gewissenlose, auf zahlreiche Autoritäten gestützt, sich durch ein erzwungenes Versprechen doch nicht gebunden erachten, während der Rechtschaffene es entweder verweigern oder aber sich auch ohne dasselbe im gleichen Sinne bewähren würde. Kommt hierzu noch die Thatsache, daß die ganze Aufgabe

der Belehrung eines Bessern, der Aufklärung irriger Ansichten, der Einpflanzung richtiger Grundsätze und Maximen lediglich den Kerkermauern, den oft so unberechenbaren Leiden der Gefangenschaft, kurz, der Peinigung überlassen blieb, durch welche — namentlich in solchem Falle — doch einzig nur die Schwächung, wenn nicht die positive Demoralisirung der Gequälten zu erreichen steht, so wird es Ew. Excellenz nicht überraschen, wenn ich mein offenes Bekenntniß dahin vervollständige, daß ich dem ganzen Vorgang eine mehr nach Außen zielende Absicht unterlegen und diese eben nur in dem schon bezeichneten einzig zuverlässigen Erfolg desselben ersehen zu müssen glaubte. Ich hielt meine Selbstentehrung um so mehr für den alleinigen Endzweck der mir gestellten Anmuthung, als ich nicht bezweifelte, daß eine Erklärung von mir des befriedigendsten Erfolges nur desto gewisser sein dürfe, je entschiedener sie meine ganze bisherige Haltung verleugnete und je tiefer sie demzufolge durch eine handgreifliche Wahrheitswidrigkeit mich selbst und in mir die ganze Richtung, der ich angehöre, schänden mußte.

Von so furchtbarem Argwohn erfüllt und einzig nur auf die Vertheidigung meines innern Heiligthums bedacht, sah ich selbst in der Unbestimmtheit der an mich ergangenen Frage nur eine weitere Falle, und die ganze feierliche Versammlung schien mir lediglich berufen, jedes meiner Ueberraschung oder Verwirrung entschlüpfte Zugeständniß sofort zu einem unwiderruflichen zu stempeln.

Diese rückhaltslose Darlegung meines Seelenzustandes während jener Begegnung wird Ew. Excellenz die Schärfe und Entschiedenheit meiner Auslassungen erklären: ich konnte und durfte mich unter den besagten Voraussetzungen nicht anders als durchaus abwehrend verhalten, wollte ich gegen jede Gefahr der Schwäche und der Unvorsichtigkeit gesichert sein.

Bei wiederkehrender Ruhe erkannte ich nun freilich mit nicht geringer Beschämung meinen schweren Irrthum; und, bleibt mir immerhin auch jetzt noch Manches dunkel, so mußte ich doch von der Grundlosigkeit meines Verdachtes mich überzeugen, als ich beim Rückblick auf den ganzen Vorgang mich keines Wortes Ew. Excellenz entsann, das mir eine Auslassung über das Vergangene auferlegt hätte, noch auch einer Andeutung, welche die in Ihrer Frage allerdings enthaltene Gelegenheit hierzu als eine — wie ich argwohnte — verhüllte Nöthigung zu einem, mindestens indirekten Widerruf meiner Ueberzeugungen erkennen ließ. Ich würde daher jetzt nur in das frühere Mißverständniß zurückfallen, wollte ich jene Frage anders als nach ihrem einfachen, nächsten Wortsinn auffassen, und kann demgemäß nicht anstehen, sie soweit möglich zu beantworten.

Ew. Excellenz verlangten Auskunft darüber, wessen sich die k. Regierung im Falle meiner Freigebung in Wort und That von mir zu versehen habe.

Die Beantwortung einer so weit gehaltenen Frage, die das dunkle Gebiet der ganzen Zukunft umfaßt, muß sich auf die Hervorhebung einiger wesentlichen Punkte beschränken und kann auch diese nur ganz allgemein behandeln, soll sie nicht in ein Labyrinth der willkürlichsten Hypothesen sich verirren.

Jene Frage setzt voraus, daß meine eventuelle Thätigkeit eine wesentlich politische sein werde, und ich glaube das selbst, wenn auch begreiflicherweise zur Zeit noch kein Entschluß hierüber bei mir feststehen kann. Das Geschick hat mich gewaltsam der Politik zugewiesen; mein langjähriges einsames Denken konnte sich, schon infolge der Veranlassung zu solcher Muße, fast nur mit verwandten Problemen beschäftigen; so Vieles, was in jenen aufgeregten Jahren mehr nur als Sache des Gefühls oder Instinktes geweckt worden war, hat sich zu bestimmten Ueberzeugungen abgeklärt; der leidenschafliche Trieb ist zum beharrlichen Pflichtbewußtsein gefestigt;

so dürfte es denn wohl mehr als nur wahrscheinlich sein, daß die Politik fortan meinen hauptsächlichen Beruf bilden werde.

Noch minderem Zweifel kann die Richtung unterliegen, der solchenfalls meine Kräfte gewidmet sein würden: es ist — so weit sich eine selbsterrungene, unabhängige Weltanschauung mit Einem Worte charakterisiren läßt — die des entschiedenen Fortschrittes, in dem allein ich die Aufgabe wie das Heil der Menschheit erblicke.

Damit wäre im Wesentlichen jene Frage schon beantwortet. Allein Excellenz schienen besonderes Gewicht auf die Mittel zu legen, deren ich mich zur Geltendmachung meiner Ansichten zu bedienen gedenke, sowie auch einige Andeutungen über mein beabsichtigtes Verhalten gegenüber den bestehenden Gesetzen zu wünschen. Ich sehe keinen Grund, mit Dem, was sich hierüber sagen läß, zurückzuhalten.

Zur Mittheilung unserer Gedanken ist uns das Wort gegeben; es wird auch mir Werkzeug und Waffe sein. Bezüglich des zweiten Punktes erlaube ich mir nur die Bemerkung, daß kein Vernünftiger darauf ausgehen kann, sich durch die Art seines Wirkens mit den bestehenden Gesetzen in einen Conflikt zu bringen, der diesem Wirken selbst sofort Stillstand gebieten würde. Es dürfte daher die Versicherung ganz überflüssig erscheinen, daß meine etwaige publicistische Thätigkeit, wenn auch innerhalb der gezogenen Schranken die freieste Bewegung beanspruchend, doch jede derartige Klippe möglichst zu umschiffen suchen würde: ein Vorsatz, der freilich bei der vieldeutigen, elastischen Formulirung so mancher unserer Preßgesetze, einen oppositionellen Wortführer umso weniger gegen alle Eventualitäten zu schützen vermag, als ihnen, wie ein jüngerer Vorfall bewies, sogar Regierungsblätter ausgesetzt sind *).

Excellenz erwähnten endlich noch der Revolution. Die öffentlichen Zustände sind mir zu wenig bekannt, als daß ich ermessen könnte, wie weit diese Bemerkung eine blos hypothetische war oder einer wirklichen Besorgniß vor der möglichen Nähe eines derartigen Ereignisses entsprungen sein mag. Dies letztere glaube ich jedoch um so weniger annehmen zu dürfen, als es meiner festen Ueberzeugung nach vollständig in den Händen der Regierungen liegt, durch entgegenkommendes Befriedigen der eigentlichen Zeitbedürfnisse — die stets nur ethischer, idealer Natur sind und durch keine noch so eifrige Pflege der materiellen Interessen von ihren Forderungen abdingen lassen — jede ähnliche Calamität so gänzlich in das Reich der Undenkbarkeit zu versetzen, daß selbst eine blos hypothetische Besprechung derselben ohne alles Interesse sein müßte. Man weiß ja endlich zur Genüge, daß Volkserhebungen niemals, gleich Palastrevolutionen und Staatsstreichen, durch Einzelne hervorgerufen werden, sondern jederzeit nur die naturnothwendigen Folgen und Strafen langjähriger Regierungsfehler, eines kurzsichtigen Beharrens auf dem Abgelebten, eines hartnäckigen Vorenthaltens des Nothwendigen und Berechtigten sind. Weder die sogenannten Aufwiegler noch die Führer des empörten Volkes „machen" die Revolution, und es wäre eben so weise, in den Sturmvögeln und Spritzwogen die Urheber des Orkans zu suchen. Ohne Rückhalt kann ich demnach der von Ew. Excellenz ausgesprochenen Verurtheilung des Einzelnen beistimmen, der als solcher sich vermäße, die bestehende Staatsordnung mit Waffen der Gewalt bekämpfen zu wollen. Ganz anders freilich steht es um die Frage nach dem zu gewärtigenden Verhalten in Zeiten der allgemeinen Auflösung, inmitten eines Staates, der nun einmal aus seinen Fugen geht. Wer, dem nicht die eigene Sicherheit alleinige und höchste Richtschnur ist, ver-

*) Einige Monate vorher war auf Verlangen des französischen Gesandten die officielle „Leipziger Zeitung" wegen Beleidigung des Prinzen Napoleon confiscirt worden.

möchte einer derartigen Voraussetzung gegenüber sein wahrscheinliches Thun und Lassen vorauszubestimmen? Müßte unter solchen Verhältnissen die Solon'sche Brandmarkung des feigen, selbstischen Beiseitestehens und Abwartens mit verdoppelter Schärfe die bisherigen Wortführer und Vertreter der jetzt offen sich bekämpfenden Anschauungen treffen, so läßt sich wohl erwarten, daß dann auch ich mit meiner Person für meine Ueberzeugung einstehen würde; allein schlechthin unmöglich wäre es, auf eine so vage Hypothese hin vorherzusagen, in welches der beiden Lager diese Ueberzeugung mich führen müßte, noch auch, zu welchen Handlungen die Umstände mich veranlassen könnten.

Ich glaube hiermit die an mich gestellte Frage so offen und eingehend beantwortet zu haben, als es ohne willkürliche Deutung derselben möglich war, und fasse schließlich den ganzen Inhalt meiner Auslassung in die bereits mündlich gegebene Versicherung zusammen: daß ich jederzeit bestrebt sein werde, soweit es meine Schwäche zuläßt, zu thun, was ich nach bestem Wissen für recht und gut halte — meiner Ansicht nach die einzige Zusage, zu der sich der dunkeln Zukunft gegenüber ein Mann verstehen kann, der sich nicht leichtsinnig binden will, eventuell das Gute zu unterlassen oder das Verwerfliche zu vollbringen."

Ich schloß dies Schreiben mit einigen aufrichtigen Dankesworten für das sichtbare Wohlwollen, welches sich in dem ganzen Begegnen des Hrn. v. Behr kundgegeben hatte.

Das Weihnachtsfest, dem meine Familie mit so zuversichtlicher Hoffnung entgegengesehen, ging vorüber, ohne die gehegten Erwartungen zu erfüllen, und zum Beginn des neuen Jahres hatte ich die Meinen bereits bedeutet, sich mit dem Gedanken einer noch verlängerten Trennung vertraut zu machen, als ich am 9. Januar 1862 Mittags abermals zum Direktor berufen wurde, der mir folgendes Rescript des Justizministers eröffnete:

„Seine Majestät der König, Allerhöchstwelchem das von der Direction der Strafanstalt zu Waldheim unterm 2. November vorigen Jahres einberichtete Begnadigungsgesuch des Sträflings Karl August Röckel aus Gratz von dem Justizministerium unterthänigst vorgetragen worden, haben in Folge der Art und Weise, wie dieses Gesuch abgefaßt und von Röckeln unterm 15. December vorigen Jahres noch schriftlich erläutert worden ist, demselben Statt zu geben, Bedenken getragen, und ist demnach Röckel mit diesem Gesuche abzuweisen.

Es hat jedoch bereits früher und wiederholt, unterm 18. Juni 1853 und 30. März 1857, die Ehegattin Röckel's, Karoline, geb. Lortzing, zu Weimar, um Verwandelung der Strafe Röckel's in Exportation nach Amerika gebeten. Obschon nun damals diesem Suchen nicht Statt zu geben gewesen, so wollen doch Se. Königliche Majestät in Gnaden geschehen lassen, daß Seiten der Direction eine Auswanderung Röckel's nach Amerika nicht länger behindert, vielmehr derselbe zu diesem Behufe auf Verlangen entlassen werde. Es ist jedoch Röckel solchen Falls bei seiner Entlassung ausdrücklich zu bedeuten, daß insofern er noch länger als 24 Stunden, von Zeit seiner Entlassung an gerechnet, oder später sich wieder im Königreiche Sachsen betreffen lassen sollte, er in die Strafanstalt wieder eingeliefert werden würde."

Ich erklärte sofort, daß wenn diese Freigebung das Versprechen einer Auswanderung nach Amerika bedinge, ich dieselbe ablehnen müsse, da ich nicht die Absicht habe, Deutschland zu verlassen. Direktor Heink bemerkte

jedoch, daß er keinerlei Auftrag habe, mir ein solches Versprechen abzunehmen und der betreffende Passus daher nur als eine, mich nirgendwie bindende Sache der Form zu betrachten sei, welche Versicherung auch der Aktuar und mehrere andere Oberbeamte, die ich zur größeren Fürsorge gegen etwaige Mißdeutungen befrug, mir wiederholten; so konnte ich denn nicht länger Bedenken tragen, die in so huldreicher Weise mir gebotene Freilassung — die mich vor einer „Begnadigung" bewahrte, mit dem entsprechenden Dank anzunehmen.

Der Nachmittag verging in den nöthigen Vorbereitungen zu meiner Abreise. Die vielen Bücher und Manuscripte konnte ich unmöglich sogleich mitnehmen; ich bat den Aufseher, sie mir nachzusenden, mußte aber später sehr energische Schritte thun, um die Aushändigung der Letzteren, die man erst durchsehen und sichten wollte, zu erlangen. Ich sollte Waldheim am nächsten Morgen mit dem ersten Zug verlassen, und noch spät Abends wurde ich zum Direktor geführt, um Abschied von ihm zu nehmen. Mit ganz eigenen Gefühlen trat ich zum Letztenmale dem Manne gegenüber, der während der jüngsten zehn Jahre die Leiden der Gefangenschaft für Tausende unnöthigerweise noch verschärft, viele Hunderte auf's grausamste mißhandelt und einer nicht kleinen Zahl dadurch das Leben abgekürzt hatte. Er ahnte, was in mir vorging; das Gewissen oder auch die Furcht vor dem öffentlichen Urtheil erwachte in ihm, und das Ende unserer Unterredung war, daß er mich mit aufgehobenen Händen inständig und wiederholt bat, seiner zu schonen!

Ich d u r f t e ihm nicht versprechen zu schweigen, und t h a t es auch nicht.

Noch vor Sonnenaufgang am nächsten Morgen hatte ich, nach fast dreizehnjähriger Gefangenschaft, diese Mauern verlassen.

Druck von C. A d e l m a n n in Frankfurt a. M.

FÖRDERUNGSWERK
st.nikolaus
BERUFSBILDUNGSWERK
8871 DÜRRLAUINGEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Röckel, August

Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim

Frankfurt a.M. 1865

Germ.sp. 382 a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10021001-0